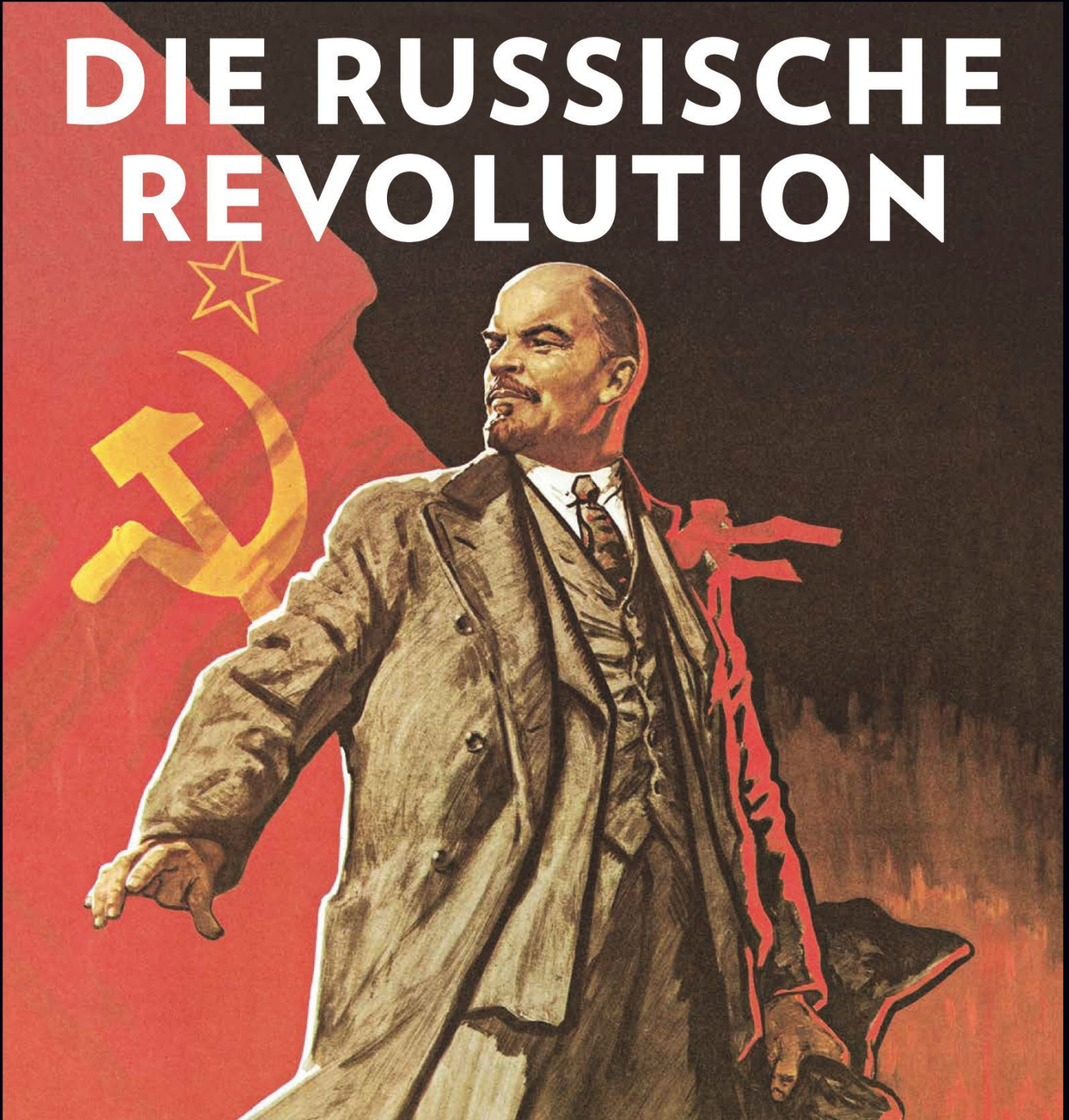


Das Magazin für Geschichte

GEO EPOCHE

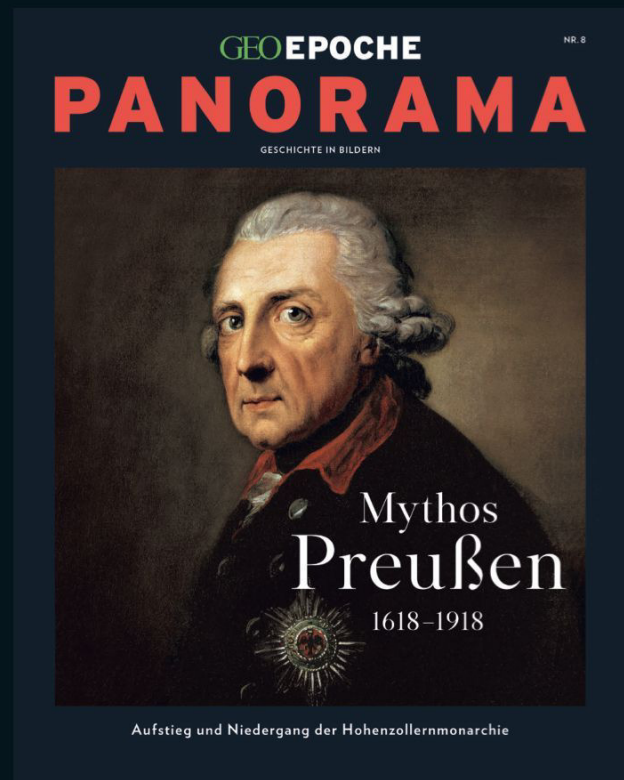
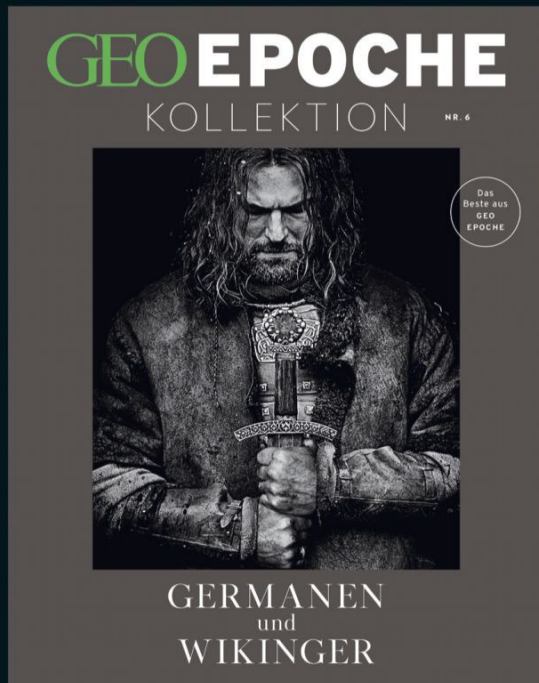
NR. 83

DIE RUSSISCHE REVOLUTION



Russland unter dem Zaren / Der gescheiterte Reformier / Die Februarrevolution / Der Putsch der Bolschewiki
Die Flucht des Adels / Rote gegen Weiße / Rebellion gegen die Kommunisten / Lenins Tod und Stalins Aufstieg

MAGAZINE, DIE GESCHICHTE SCHREIBEN



Zu bestellen im GEO-Shop: telefonisch unter 040 / 55 55 89 90
oder auf www.geoshop.de. Nur solange der Vorrat reicht.

GEO EPOCHE

Liebe Leserin, lieber Leser

Im Jahr 1917 gab es in Russland zwei Umstürze: zum einen jenen Aufstand im Spätherbst, der als „Oktoberrevolution“ bekannt wurde, obwohl er in Wirklichkeit nichts anderes als ein Staatsstreich war, ausgeführt von einer kleinen Gruppe von Linksradikele in Petrograd, unterstützt von ein paar Tausend Soldaten und Matrosen. Zum anderen die Rebellion vom Februar, die den Namen „Revolution“ viel eher verdient, weil sie tatsächlich eine Massen-erhebung war, getragen von Hunderttausenden, die sich gegen das diktatorische, rückwärtsgewandte und unfähige Regime des Zaren empörten und es binnen Tagen stürzten.

Dieser Freiheitskampf jährt sich nun zum 100. Mal. Es war das eigentlich staunenswerte Ereignis des Jahres 1917, und so ist dieses Heft vor allem ihm und seinen Folgen gewidmet.

Wir präsentieren Ihnen in diesem Zusammenhang die wichtigsten Protagonisten jener Tage: Männer, die das Geschehen durch ihr Tun (oder Nichtstun) geprägt haben – und ohne die Russlands Geschichte anders verlaufen wäre.

Wir porträtieren Nikolaus II., den entscheidungsschwachen, wankelmütigen, aber dennoch autokratischen Zaren, der sich von Gott berufen fühlt und nicht erkennt, wie tief der Zorn im Volk reicht über die schlechten Lebensverhältnisse.

Wir stellen Pjotr Stolypin vor, den Premierminister zwischen 1906 und 1911, der erkennt, dass das Land modernisiert werden muss, aber bei seinen Reformversuchen aufgerieben wird zwischen alten Eliten, die nichts abgeben wollen, und jungen Aktivisten, denen seine Politik nicht weit genug geht.

Einen besonderen Platz nimmt in dieser Ausgabe Pawel Miljukow ein, der Hoffnungsträger des bürgerlichen Lagers, der ab März 1917 eine demokratisch legitimierte Regierung zu etablieren versucht und Russland möglicherweise den Putsch der Bolschewiki erspart hätte, wäre er bereit und in der Lage gewesen, die Macht energisch an sich zu ziehen.

Wir zeichnen ein Charakterbild des Sozialisten Alexander Kerenskij, der im Sommer 1917 Regierungschef wird und sich für Russlands Napoleon hält – aber ganz anders als der Franzose ein schwacher Politiker ist (und mit seinen unglückseligen Entscheidungen den Bolschewiki den Weg bereitet).



Kernteam dieser Produktion

Tatjana Lorenz (Art Direction), Andreas Sedlmair (Heftkonzept), Anastasia Mattern (Fachberatung, v. l.)



Natürlich darf Wladimir Iljitsch Uljanow, genannt Lenin, in dieser Galerie der Akteure nicht fehlen, der Kopf der Bolschewiki, der die Februarrevolution im Schweizer Exil verpasst, sich nach seiner Rückkehr in die Heimat aber an die Spitze der Radikalen stellt und mit einer Kombination aus strategischem Kalkül, brutaler Entschlossenheit und kühler Missachtung aller demokratischen Prozesse für den Sieg der Kommunisten bei ihrem Umsturz im Oktober 1917 sorgt.

Unsere Reihe der Protagonisten endet mit Stalin, dem Erben Lenins, der noch entschlossener, rücksichtsloser, menschenverachtender ist als sein Vorgänger (und die anderen ebenfalls gewissenlosen Kader in der Führung der Bolschewiki), und der ein Terrorregime etabliert, das Russland auf Jahrzehnte in ein Gefängnis verwandelt.

Es ist die Geschichte eines Aufbruchs, der im Abgrund endet. Eines Freiheitskampfes, der zu nie gesehener Unterdrückung führt. Und des Traumas eines Volkes, das bis heute kaum je erlebt hat, was es heißt, in einer demokratischen, weltoffenen, pluralistischen Gesellschaft selbstbestimmt und gleichberechtigt über sein Schicksal zu entscheiden.

Das Konzept und die Optik dieser Ausgabe wurden wesentlich von drei Redaktionsmitgliedern mitgestaltet, die eine besondere Beziehung zu Russland haben.

Anastasia Mattern, unsere Fachberaterin, wurde 1983 als Russlanddeutsche im sibirischen Omsk geboren und kam mit 13 Jahren nach Hamburg, wo sie russische Literatur und Geschichte studiert hat.

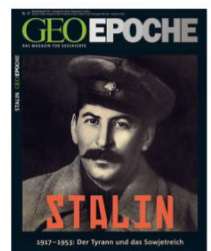
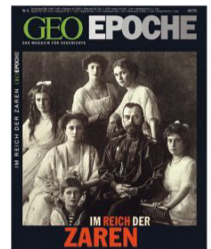
Auch die Art Directorin Tatjana Lorenz, 1978 in Kasachstan geboren, stammt aus einer russlanddeutschen Familie; sie lebt seit mehr als 25 Jahren in Deutschland.

Und Andreas Sedlmair, der betreuende Textredakteur dieser Ausgabe, hat ebenfalls russische (und sowjetische) Geschichte studiert, er beherrscht die Sprache fließend und hat in dem Land gelebt.

Sie sehen, wir haben weder Kosten noch Mühen gescheut, um das richtige Team zusammenzustellen.

Herzlich Ihr

Michael Steyer



Ältere Ausgaben
Die Hefte über das Reich der Zaren und Josef Stalin

BLUTSONNTAG

Nikolaus II. herrscht über ein Riesenreich, die Pracht am Hof ist überwältigend. Doch viele Untertanen leben in Armut, ihr Zorn wächst. 1905 wird er sich entladen.

Seite 6



LENIN

Mit den Bolschewiki hat sich Lenin eine radikale Partei erschaffen. Nun will er das ganze Land nach seinen Vorstellungen umformen.

Seite 64



REFORMEN

Russlands Landwirtschaft ist rückständig, viele Bauern hungern. Ein Politiker will das 1906 ändern – und so die Monarchie retten. **Seite 28**



FEBRUARAUFSTAND

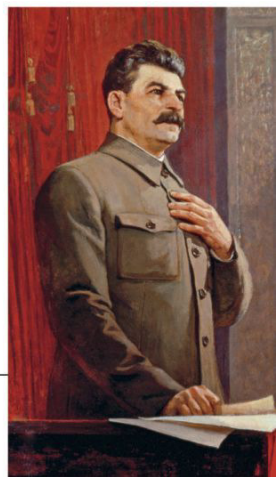
Als Anfang 1917 in Petrograd Arbeiter demonstrieren, Soldaten meutern und Bürgerliche eine neue Regierung ausrufen, ist das Zarenregime am Ende.

Seite 40



OKTOBERREVOLUTION

Der zweite große Umsturz im Russland des Jahres 1917 ist der Staatsstreich einer kommunistischen Partei: der Bolschewiki. **Seite 80**



INHALT # 83

BÜRGERKRIEG

In den Jahren nach der Oktoberrevolution versuchen oppositionelle Kräfte, das neue Regime zu stürzen. Rund zehn Millionen Menschen kommen dabei ums Leben.

Seite 112



MACHTKAMPF

Im Jahr 1922 erkrankt Lenin schwer, und es beginnt ein Ringen um seine Nachfolge. Im Mittelpunkt: Josef Stalin, der Generalsekretär der Partei.

Seite 142

1905 DER ANFANG VOM ENDE

Schon zwölf Jahre vor der Februarrevolution erheben sich Arbeiter, Bauern und Soldaten gegen den Zaren 6

1906 EIN GESCHEITERTER REFORMER

Pjotr Stolypin will die Monarchie durch Modernisierungen retten. Doch der Premier hat zu viele Feinde 28

1916 STERBEN FÜR DEN ZAREN

Zu Beginn des Weltkriegs hat patriotische Begeisterung Russland erfasst. Die aber verfliegt schnell 38

FEBRUAR 1917 AUFSTAND IN PETROGRAD

Als in Russlands Kapitale Arbeiter streiken und Soldaten meutern, bricht die Zarenherrschaft zusammen 40

MÄRZ 1917 FREIHEIT, HOFFNUNG, CHAOS

In den Wochen nach der Februarrevolution schwanken viele Russen zwischen Euphorie und Ratlosigkeit 56

APRIL 1917 DER RADIKALSTE DER RADIKALEN

Mit der Rückkehr des Berufsrevolutionärs Wladimir Lenin aus dem Exil spitzt sich die Lage im Land zu ... 64

OKTOBER 1917 DER ROTE PUTSCH

Fast acht Monate kann sich die neue Regierung halten, dann greifen die Bolschewiki nach der Macht 80

MÄRZ 1918 EIN HOHER PREIS

Für ein Ende des Krieges mit Deutschland muss das kommunistische Regime große Opfer bringen 102

1918 HUNGER, HASS, VERZWEIFLUNG

Nach dem Sieg der Bolschewiki prägt Entrechtung das Leben vieler – vor allem das der vormaligen Eliten ... 104

1917–1922 ROT GEGEN WEISS

Der Staatsstreich der Bolschewiki entfesselt einen Bürgerkrieg, in dem Millionen ihr Leben lassen 112

1920 EIN NEUER FEIND IM WESTEN

Mit dem wiedererstandenen Polen erwächst Sowjetrussland ein gefährlicher Gegner 126

1921 REBELLION DER GETREUEN

In Kronstadt erheben sich Matrosen, die für die Revolution gekämpft haben, gegen die KP-Diktatur 128

1922 DIE KÜNFTIGE SUPERMACHT

Bald schon zwingen die Bolschewiki alle von ihnen beherrschten Völker in einen neuen Staat 140

1922 LENINS LETZTER KAMPF

Als der Revolutionsführer einen Schlaganfall erleidet, beginnt ein erbittertes Duell um seine Nachfolge ... 142

ZEITLEISTE DATEN UND FAKTEN 154

Impressum 161

Bildquellen 161

VORSCHAU SCHOTTLAND 162

Sie erreichen die GEOEPOCHE-Redaktion online auf Facebook oder unter www.geo-epoche.de. Auf unserer Website finden Sie auch ein Verzeichnis aller bisher erschienenen Ausgaben

Titelbild: Propagandaplakat von Wiktor Iwanow, 1967. Alle **Fakten**, Daten und Karten in dieser Ausgabe sind vom GEOEPOCHE-Verifikationsteam auf ihre Richtigkeit überprüft worden. Kürzungen in **Zitaten** sind nicht gekennzeichnet. Russische **Namen und Begriffe** sind gemäß ihrer Aussprache ins Deutsche transkribiert. Bei **Vornamen** erscheint die russische Form, auch wenn es ein deutsches Äquivalent gibt (also Pawel statt Paul, Michail statt Michael etc.). Davon ausgenommen sind gekrönte Häupter, bei denen in der Regel die deutsche Namensform verwendet wird. Es heißt also Nikolaus (statt Nikolaj) II. **Redaktionsschluss:** 20. Januar 2017

GÖTTER

Ungeheuer ist der Reformstau, der sich um 1900 in Russland aufgebaut hat: Die Bauern fordern einen Ausweg aus ihrer Armut, das Industrieproletariat mehr Lohn und bessere Arbeitsbedingungen sowie politische Mitsprache. Auch das aufstrebende Bürgertum will stärker mitgestalten. Doch Zar Nikolaus II. sperrt sich gegen alle Veränderungen.

Im Januar 1905 entlädt sich der Druck in einer Explosion der Gewalt

——— Text: MATHIAS MESENHÖLLER



DÄMMERUNG



Mönche huldigen der Zarenfamilie. Nikolaus II. (2. v. r.) regiert das größte Reich der Erde; Mehr als 100 Völker leben im russischen Imperium, das allein durch die Herrschaft des Monarchen zusammengehalten wird

In den Dörfern, wo vier von fünf Russen leben, ist die orthodoxe Kirche oftmals die wichtigste Stütze der Zarenherrschaft: Die sei gottgegeben, lehren die Priester – und erziehen die Gläubigen zu demütigen Untertanen (Zeremonie in der Region Nischnij Nowgorod, 1890er Jahre)





Schnee ist gefallen in dieser Nacht auf den 9. Januar 1905.* Nun dämmt über Sankt Petersburg ein kalter, klarer Morgen herauf. An einem halben Dutzend Treffpunkten am Stadtrand haben sich Arbeiter versammelt, singen und beten, immer noch strömen weitere hinzu.

Wiederholt ertönt der uralte Hymnus, feierlich und getragen, aus vielen Tausend Kehlen: „Rette dein Volk, oh Herr!“ Voller Glauben und Hoffnung – aber auch Angst. Wie vor einer Schlacht.

Mindestens 50 000 kommen an diesem Morgen zusammen, vielleicht auch viel mehr. Schließlich formieren sie sich zu sechs Zügen und brechen aus mehreren Richtungen auf zu ihrem gemeinsamen Ziel: dem Winterpalast. Einem Prunkbau im Zentrum der russischen Hauptstadt, direkt am Ufer der Newa. Der Residenz des Zaren Nikolaus II.

Die Arbeiter haben keine Gewalt im Sinn. Viele tragen Sonntagsanzüge, Frauen und Kinder begleiten sie. Sie wollen dem Herrscher nur eine „alleruntertänigste“ Petition überreichen, eine Bittschrift an ihr „Väterchen“ Nikolaus.

Allerdings verbergen sich hinter den demütigen Worten hochgesteckte Hoffnungen: Die Demonstranten wünschen sich den Achtstundentag, Mitbestimmung in den Fabriken, freie Gewerkschaften; zudem Bürgerrechte, Rede- und Pressefreiheit, eine Verfassungsgebende Versammlung sowie allgemeine, geheime, gleiche Wahlen. Das sind radikale Ansinnen. Den Menschen aber scheinen sie nur recht und billig.

Die meisten wissen, dass die Regierung rund um die Innenstadt Soldaten zusammengezogen hat; viele Protestler zeigen eine unbestimmte Furcht. Zugleich vermag sich kaum einer vorzustellen, dass die Truppen wirklich schießen: Solange sich sein Volk ihm friedlich nähert, *kann* der Zar es doch nicht morden lassen. Vielmehr kursieren Gerüchte,

Zarenreich

* In Russland gilt bis zum 31. Januar 1918 der julianische Kalender, der gegenüber dem in Westeuropa verwendeten gregorianischen Kalender um 13 Tage nach hinten verschoben ist. Der 9. Januar in Russland entspricht also dem 22. Januar im Westen.

Nikolaus II. wolle eine Delegation empfangen, habe bereits entschieden, die Wünsche der Arbeiter zu erfüllen.

Die zum Teil kilometerlangen Züge führen Porträts des Monarchen mit sich, außerdem Ikonen und Kreuze, heilige Fahnen, Kirchenlichter. Revolutionäre Symbole wie rote Fahnen hingegen fehlen – selbst auf rote Taschentücher sollten die Teilnehmer verzichten. Ebenso haben ihre Anführer jegliche Waffen verboten, selbst Taschenmesser. Nichts soll die Ordnungskräfte provozieren.

Golden glänzen die Kuppeln der Kirchen in der Sonne, Glocken läuten. Inbrünstig klingen die frommen Gesänge durch die verschneiten Straßen. Die Arbeiter marschieren barhäuptig. Offiziere am Straßenrand erwidern die fromme Geste und ziehen ihre Mützen.

An der Spitze des stärksten Zuges, der sich vom Südwesten durch Nebenstraßen der Innenstadt nähert, marschiert eine bärtige Gestalt: Pater Georgij Gapon. Der Geistliche hat mit Anhängern die Petition der Arbeiter verfasst, wird von ihnen als Sprecher anerkannt.

Bald kommt der mächtige Narwa-Triumphbogen in Sicht. Davor stehen Fußsoldaten, hinter ihnen hat sich Kavallerie formiert. Der Trupp blockiert den Zugang zu einer Brücke.

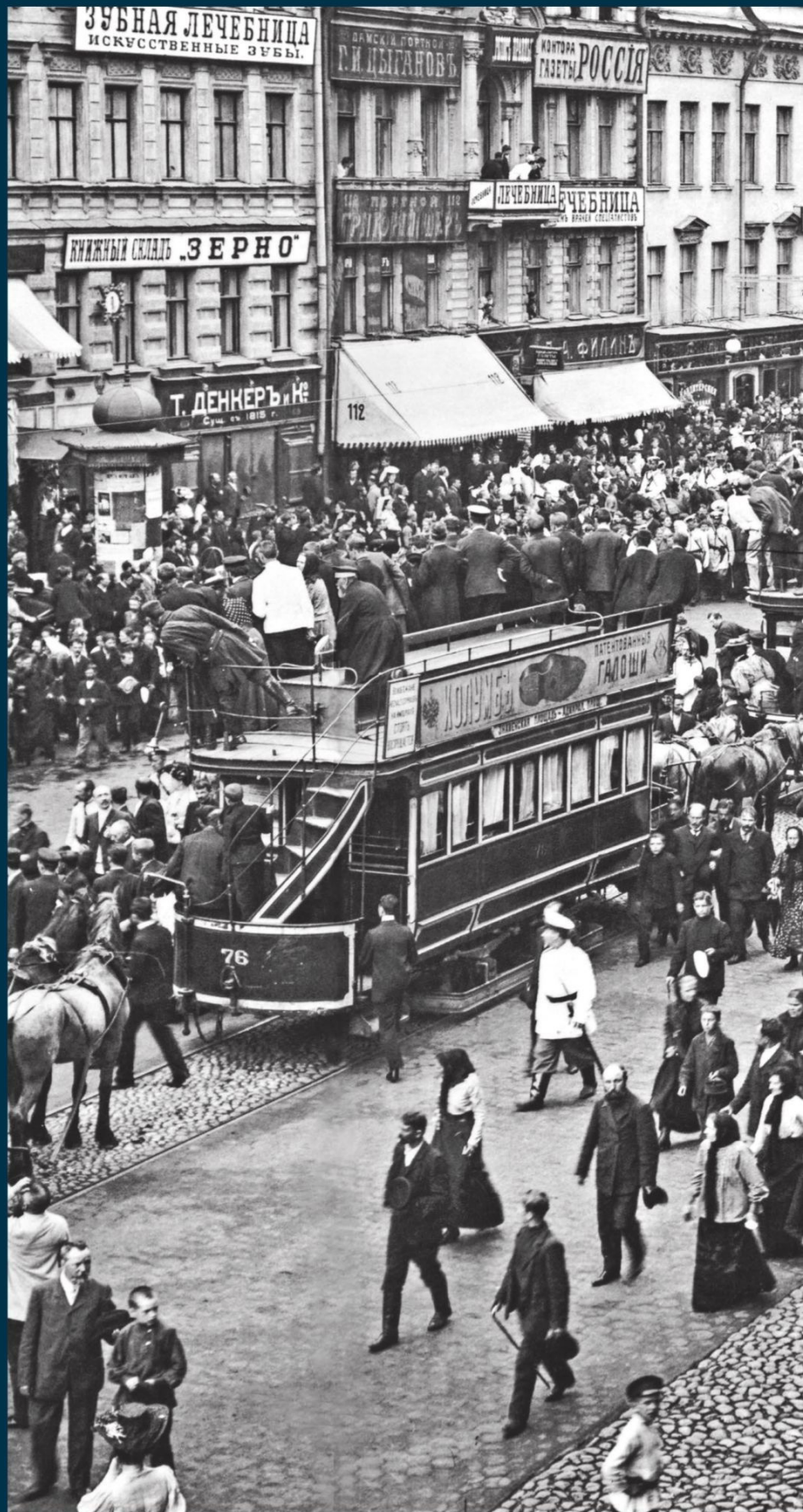
Die Kolonne stoppt. Auch Gapon.

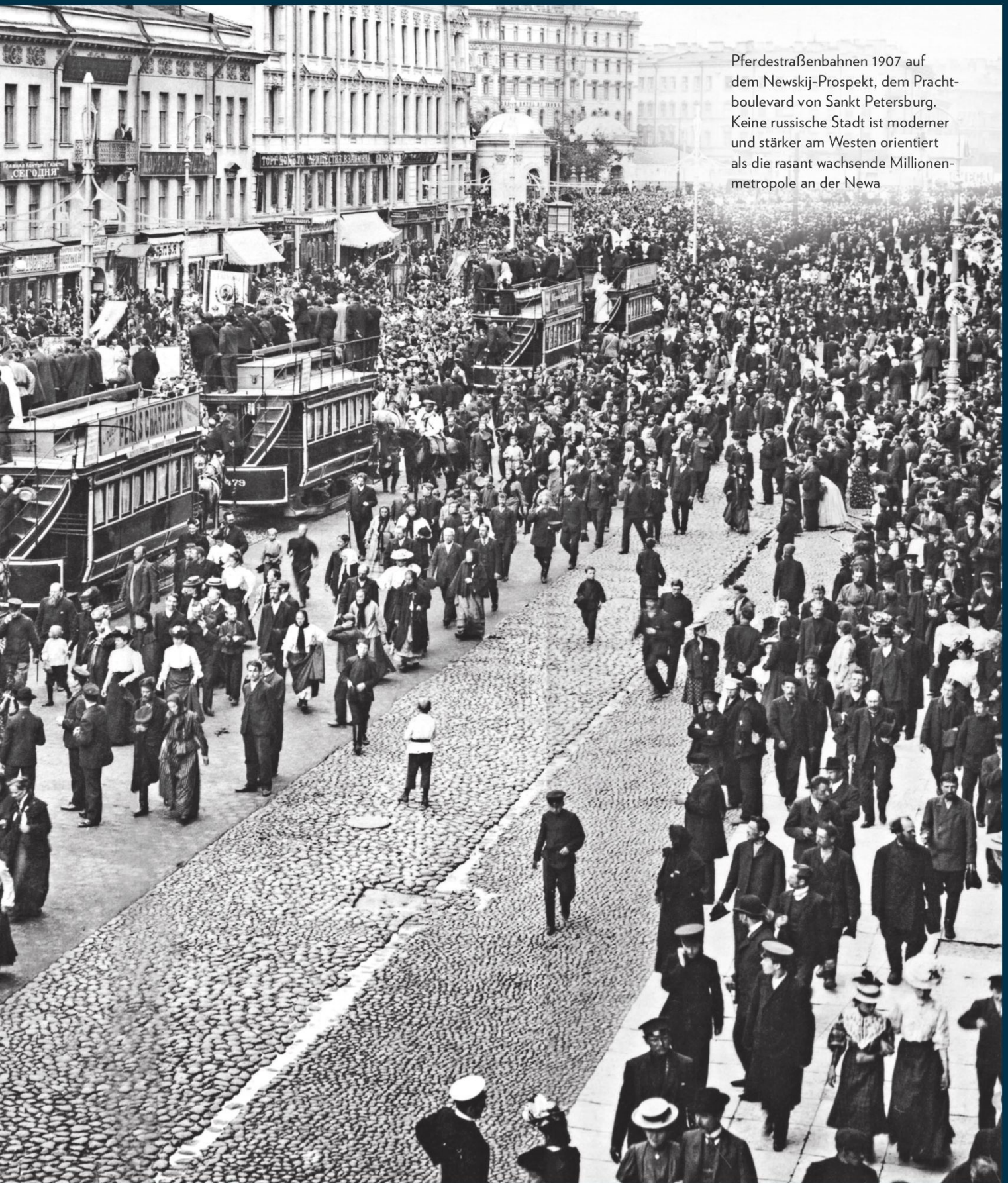
Anders als viele seiner Anhänger ist sich der Priester darüber im Klaren, dass er eine Machtprobe von immenser Tragweite wagt. Vielleicht ahnt er, dass dieser Tag das bereits aufgewühlte Russland ins Chaos stürzen kann. Aber er ist überzeugt von der Gerechtigkeit seiner Sache. Und geht wohl ebenso wie die Tausenden hinter ihm davon aus, dass der Kaiser nicht befehlen wird, das Feuer auf die Demonstranten zu eröffnen.

Singend marschieren die Arbeiter weiter, den Soldaten entgegen. Voller Hoffnung und Vertrauen in den Zaren.

Dieser Monarch, Nikolaus II., gelangt 1894 auf den russischen Thron, im Alter von 26 Jahren, eben verlobt, Sohn eines übermächtigen, konservativen Vaters.

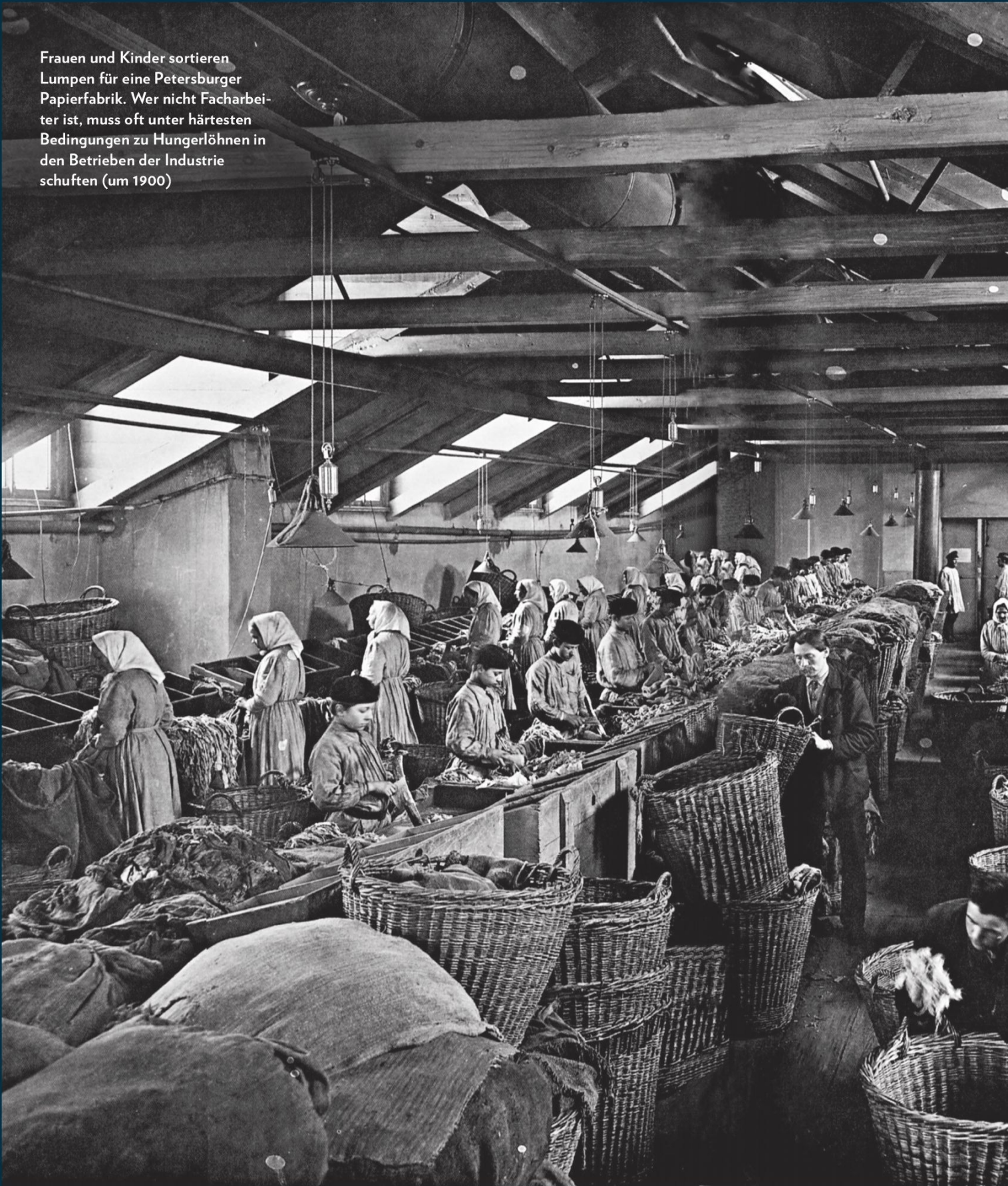
Mit dessen jähem Tod wird Nikolaus von einem Tag auf den anderen Herrscher über ein Imperium, das ein





Pferdestraßenbahnen 1907 auf dem Newskij-Prospekt, dem Prachtboulevard von Sankt Petersburg. Keine russische Stadt ist moderner und stärker am Westen orientiert als die rasant wachsende Millionenmetropole an der Newa

Frauen und Kinder sortieren Lumpen für eine Petersburger Papierfabrik. Wer nicht Facharbeiter ist, muss oft unter härtesten Bedingungen zu Hungerlöhnen in den Betrieben der Industrie schuften (um 1900)





Sechstel der Landfläche auf Erden umfasst. In dem fruchtbaren, schwarzen Krume sich abwechselnd mit weiten, offenen Steppen, den Permafrostböden der Tundra, Nadel-Urwäldern, flirrenden Wüsten um uralte Oasenstädte.

Seine Völker verständigen sich in über 100 Sprachen, beten auf orthodoxe, katholische oder protestantische Weise zum christlichen Gott, glauben an Allah, Jahwe oder Buddha, verehren die Naturgeister Sibiriens. Sie wohnen in alteuropäischen Metropolen, in unfertigen Kolonialstädten, als Nomaden in Zelten, in elenden Katen oder strotzenden Palästen.

Das Einzige, was sie verbindet, ist die Regentschaft Seiner Kaiserlichen Majestät, des Zaren.

Einem Bericht zufolge bricht Nikolaus zusammen, als er den Thron besteigen muss. Er könne das Amt nicht schultern, er habe es auch nie gewollt! Er sei nicht vorbereitet, wisse ja nicht einmal, wie mit den Ministern zu reden sei. Der neue Herr über Russland gerät in Panik.

Der Zar ist ein Familienmensch, glücklich im vertrauten Kreis seiner Angehörigen. Ein Naturbursche, der als Junge viel Zeit draußen verbracht hat, um mit seinen Cousins und Kindern der Höflinge Ball zu spielen, zu reiten, zu fischen, in den langen Wintern Schneeballschlachten zu schlagen, Schlittschuh zu laufen. Den spröden Privatunterricht hat er still über sich ergehen lassen.

Als Herrscher wird er später am liebsten Holz sägen, Schnee schaufeln, Beete umgraben – kurz: jede körperliche Verausgabung dem Regieren vorziehen.

Eine entsprechende Rolle spielt das Wetter in Tagebüchern, die der Thronfolger seit seinem 13. Lebensjahr führt. Ansonsten füllt er diese Diarien mit genauen Angaben, wann er aufgestanden ist, wann gespeist wurde, mit wem er wie lange gesprochen hat. Doch notiert er kaum je den Inhalt einer Unterredung, selten die Gründe selbst wichtigster Entscheidungen, fast keine eigene Idee oder Beobachtung. Das Tagebuch ist eine sinnentleerte Routine, zu der sich Nikolaus aber offenkundig verpflichtet fühlt.

Der junge Kaiser ist durchschnittlich begabt, aber fantasielos; gutmütig,

schüchtern bis zur Unsicherheit. Eben deshalb klammert er sich an Äußerlichkeiten und Routinen. Nikolaus hat ein anerzogenes Pflichtbewusstsein, verfügt aber weder über Machtinstinkt noch über eine politische Idee, das ungeliebte Amt zu gestalten. Vielmehr fügt er sich darein, das väterliche Erbe zu verwalten und zu bewahren. Und als Kern dieses Erbes begreift er die russische Autokratie.

Diese *Selbstherrschaft* bündelt alle politische Macht in der Hand des Monarchen. Er ist niemandem verantwortlich, durch nichts gebunden, sein Wort ist Gesetz.

Was seine Untergebenen entscheiden, kann er jederzeit widerrufen.

Für Konservative wie Nikolaus und seine Mentoren ist diese Macht – ohne Einschränkung durch Verfassung oder Parlament – die von der Geschichte geheiligte, Russland und seinen Menschen einzig angemessene Herrschaftsform. Sie allein kann in ihren Augen den Bestand des Imperiums gewährleisten.

Eine wachsende Zahl von Russen jedoch empfindet genau das Gegenteil. Liberale Unternehmer, aufgeklärte Adelige, selbstbewusste Intellektuelle, Arbeiter halten die Autokratie mittlerweile für anachronistisch und schädlich, ja für unwürdig. Sie fordern Mitsprache. Bürgerrechte. Ein Parlament.

Im Januar 1895 empfängt der sichtlich nervöse Nikolaus II. eine derart liberal gesinnte Versammlung von lokalen Würdenträgern im Winterpalast und warnt die Anwesenden, sich nicht zu „unsinnigen Träumen“ hinreißen zu lassen: Er werde die Autokratie des Zarentums so „fest und unbeugsam“ verteidigen wie sein „unvergesslicher“ Vater.

Mit der gleichen Erbschaftstreue hält er an dem starken Mann seines Vaters fest, Finanzminister Sergej Witte. Der ist ein viel gehasster Macher, herrisch, anmaßend, grob. Nikolaus II. stärkt dem Ressortchef meist den Rücken, doch erträgt er dessen rohen, unhöfischen Pragmatismus nur schwer.

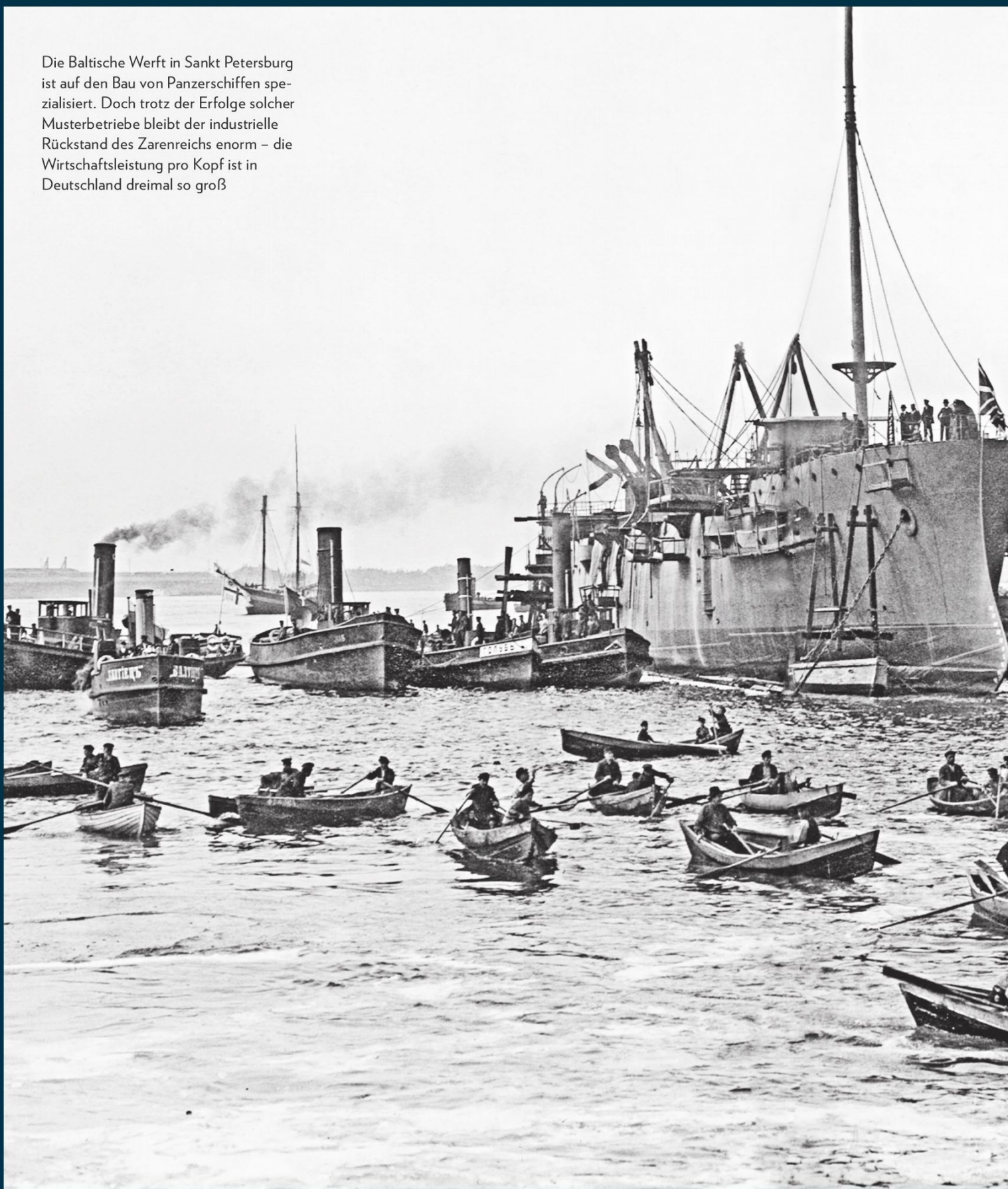
Entschlossen treibt Witte – ein Beamter von enormer Energie und Loyalität – Russlands Aufstieg zur Industriemacht voran. Als Schlüsselprojekt fördert





Die Armee ist riesig, aber mangelhaft ausgerüstet und schlecht geführt von Offizieren, die die Soldaten oft brutal behandeln. Als Russland 1905 eine demütigende Niederlage gegen Japan erleidet, kommt es zu Meutereien

Die Baltische Werft in Sankt Petersburg ist auf den Bau von Panzerschiffen spezialisiert. Doch trotz der Erfolge solcher Musterbetriebe bleibt der industrielle Rückstand des Zarenreichs enorm – die Wirtschaftsleistung pro Kopf ist in Deutschland dreimal so groß





er mit großen Summen den Eisenbahnbau, vor allem die transsibirische Strecke vom Ural zum Pazifik. Im Verlauf der 1890er Jahre verdoppelt sich die Länge des russischen Schienennetzes nahezu, auf 56 500 Kilometer.

Davon profitieren der Bergbau sowie Eisen- und Stahlhütten, aber auch der Aktien- und Kapitalmarkt; die meisten Waggon und Lokomotiven liefern Maschinenfabriken wie die Petersburger Putilow-Werke. Auch legt der Binnenhandel zu, werden Menschen mobiler, erreicht mehr Getreide schneller die Ausfuhrhäfen. Ausländische Investoren beteiligen sich an der wachsenden Wirtschaft, bringen Expertise etwa in der chemischen oder Elektrobranche mit, finden bald einheimische Nachahmer.

Die Unternehmer, Geschäftsführer und Ingenieure, die diese Betriebe leiten, kommen aus allen Ständen. Manche haben über Generationen den Aufstieg aus der Bauernschaft oder dem städtischen Kleinbürgertum geschafft, etliche sind Sprösslinge alter Kaufmannsfamilien – oder sie entstammen dem Erbadel: Etwa ein Fünftel der verarbeitenden Betriebe ist in adeliger Hand; mehr als die Hälfte aller Direktoren, Vorstände und Aufsichtsräte in den Aktiengesellschaften sind Aristokraten. Andere Gutsbesitzer verwandeln ihr Erbe in moderne Landwirtschaften. Wieder andere verkaufen das Anwesen, stecken den Erlös in Wertpapiere und leben von den Renditen.

In den großen Städten entstehen luxuriöse Wohnungen; zum gehobenen Standard gehören Dienstmädchen, Köchin und eine Hauslehrerin. Die wirklich Reichen lassen sich Villen bauen mit weitläufigen Gärten, marmorverkleideten, blattvergoldeten, fantastisch ausgemalten meterhohen Räumen voller Kübelpalmen, Gobelins, Brokat, Bronzeskulpturen und Siegerpokalen, die ihre Rennpferde errungen haben.

Russlands neue Geldelite feiert üppige Festmähler und rauschende Bälle – spendet aber auch großzügig für kommunale Angelegenheiten, für Arme, Kranke, Waisen. Und sie fördert die Kultur als Mäzene und Wohltäter: Der kunstverrückte Fabrikant Pawel Tretjakow etwa

sammelt Gemälde für den Grundstock einer Nationalgalerie. Konstantin Alexejew, ein Großbürgersohn, gründet unter dem Pseudonym Stanislawskij das „Moskauer Künstler-Theater“, das neue Maßstäbe in der Schauspielerei setzt.

Vermögende Aristokraten richten auf ihren Landsitzen Künstlerkolonien ein, in denen etwa der Komponist Sergej Rachmaninow, der Dichter Alexander Blok oder der Maler Ilja Repin sorgenfrei arbeiten können – Vertreter einer unerhörten kulturellen Blüte, die bald in ganz Europa Bewunderer findet.

Zum kunstsinnigen Publikum im Zarenreich gehören immer mehr gut ausgebildete Techniker, Juristen, Ärzte, Verwaltungsfachleute, Agronomen, Lehrer und Hochschullehrer, die Kulturjournale lesen, die aufblühende Tagespresse, auch die Boulevardblätter. Zwar gibt es eine Zensur, werden immer wieder Zeitungen ganz oder zeitweilig geschlossen oder zur Aufgabe gezwungen. Doch neugierige Leser, mutige Journalisten und findige Verleger bilden eine Koalition, die sich Freiräume zu schaffen vermag.

Anders als etwa die gekrönten Häupter Deutschlands oder Englands meidet Nikolaus II. die Gesellschaft der Industrie- und Finanzkapitäne, von Künstlern und Wissenschaftlern. Das Herrscherpaar hält sich lieber in den außerhalb Petersburgs gelegenen Anwesen von Zarskoje Selo und Peterhof auf.

Der überzeugte Autokrat Nikolaus fühlt sich einem älteren Russland verbunden, einem Russland der adeligen Gardeoffiziere, orthodoxen Priester und einfachen, zarentreuen Bauern. Zudem ist ihm die mit der Industrie entstehende städtische Arbeiterklasse zutiefst suspekt.

Finanzminister Witte macht sich wenig Illusionen darüber, dass seine Entwicklungspolitik soziale und politische Konflikte riskiert. Aber der hünenhafte, streitfreudige Chef der mächtigsten kaiserlichen Behörde sieht keine Alternative, wenn Russland weiterhin als Großmacht bestehen will.

Daher dient der Bau der Transsibirischen Eisenbahn noch einem zweiten, nichtökonomischen Zweck: Die aufwen-

dige Trasse soll den Vormarsch Sankt Petersburgs nach Osten unterstützen, denn im 19. Jahrhundert hat Russland riesige Landstriche im Kaukasus und in Zentralasien erobert und dringt nun ins nördliche China vor.

Trotz Wittes Anstrengungen ist das Zarenreich um 1900 noch ein Agrarstaat, leben vier von fünf kaiserlichen Untertanen auf dem Land. In manchen Dörfern, die etwa Obst und Gemüse für eine

nahe Stadt anbauen, ist ein bescheidener Wohlstand eingekehrt, stehen solide Holzhäuser, bunt bemalt mit Tierzeichnungen auf den Fensterläden.

Die Bewohner können sich billige Produkte aus Russlands junger Industrie leisten: eiserne Töpfe, Pfannen und Bettgestelle, Spiegel, einen Samowar, Vorhänge, vielleicht ein Akkordeon. Sie trinken neuerdings Tee und süßen ihn





Während die große Mehrheit in bitterer Armut lebt, genießt eine winzige Elite märchenhaften Luxus: adelige Großgrundbesitzer, aber auch Fabrikanten und Bankiers. In Petersburg feiern die Wohlhabenden rauschende Feste – hier 1914 den »Ball der bunten Perücken«

mit Zucker, tragen farbig bedruckte Kleider, Satinhemden, Lederstiefel.

Weite Teile vor allem Zentralrusslands aber verharren in bitterer Armut. Vielerorts lassen die Bauern wie seit ihrer Vorväter Zeiten alljährlich ein Drittel der Felder zur Erholung brachliegen und nutzen leichte Holzpflüge, die den Boden nicht umbrechen, sondern lediglich aufkratzen; fehlt es an Dung, an Kunst-

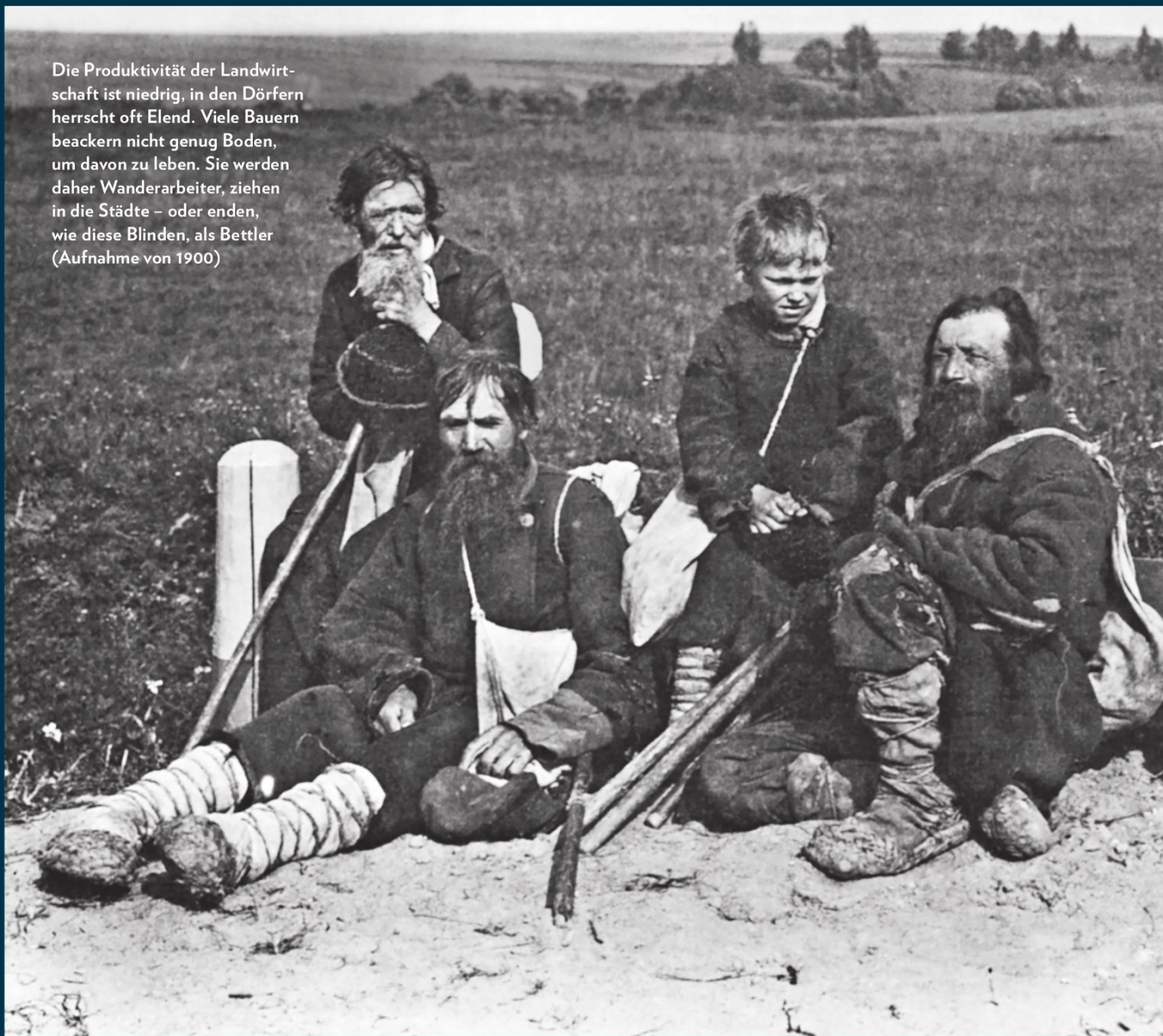
dünger ohnehin, an Gerät – an allem. Die Durchschnittserträge selbst guter Böden liegen nicht einmal halb so hoch wie in Deutschland oder England.

Die Hütten haben ein oder zwei Räume; statt in Betten schlafen die Menschen auf dem großen Ofen oder daneben auf dem Boden, gepiesackt von Wanzen und Flöhen. Im Winter holen die Bauern das Kleinvieh in ihre Wohnkammer; Petroleumqualm, Tabakrauch, Schweiß und Ausdünstungen mischen sich dann mit der feuchten Wärme.

Es grassieren Scharlach, Diphtherie, Pocken, von Bakterien verursachte Blindheit, Geschlechtskrankheiten wie die Syphilis. Jeder vierte Säugling stirbt vor seinem ersten Geburtstag.

Die Überlebenden werden im Durchschnitt nur 35 Jahre alt, sterben damit mehr als zehn Jahre früher als ihre Standesgenossen im Deutschen Reich – was daran liegt, dass neben Hunger,

Die Produktivität der Landwirtschaft ist niedrig, in den Dörfern herrscht oft Elend. Viele Bauern beackern nicht genug Boden, um davon zu leben. Sie werden daher Wanderarbeiter, ziehen in die Städte – oder enden, wie diese Blinden, als Bettler (Aufnahme von 1900)



Erregern und Trunksucht auch Gewalt das Leben auf den Dörfern prägt.

Brutale Faustkämpfe sind eine beliebte Freizeitbeschäftigung, es gibt Handgemenge zwischen ganzen Dorfgemeinschaften, Tote wegen ein paar Kopeken. Dass Männer ihre Frauen schlagen, ist geradezu selbstverständlich.

Ehebrecherinnen werden nicht selten an einen Wagen gebunden und nackt

durchs Dorf geschleift. Pferdediebe können kastriert, mit Bügeleisen verbrannt oder mit Sicheln totgehackt werden. Anderen Übeltätern werden die Augen ausgerissen, Pflöcke in den Hals getrieben, Gliedmaßen abgeschlagen oder nacheinander etliche Rückenwirbel gebrochen.

Solche Roheit ist erlernt. Jahrhundertlang haben die Gutsherren mit Gewalt über ihre Leibeigenen geherrscht. Als Zar Alexander II. dann 1861 den Bauern

die Freiheit schenkte, ist an die Stelle der Adelsmacht nichts getreten. Die Polizei ist unterbesetzt und zudem in den Städten konzentriert; statistisch kommt ein Ordnungshüter auf 50 000 Menschen oder auf 5000 Quadratkilometer mit Dutzenden Siedlungen.

Also setzen die Gemeinden ihre oft archaischen Rechts- und Moralvorstellungen auf eigene Faust durch. Dabei



folgen sie einem konservativen, herri-schen Kollektivdenken, gepaart mit tiefem Misstrauen gegen die Obrigkeit, die feinen Leute, Auswärtige überhaupt.

Immer mehr Bauern aber verlassen die Isolation der Dörfer. Sie schließen sich dem Millionenheer der Wanderarbeiter an, die zu Fuß, als blinde Passagiere der Flussdampfer, in selbst gebau-ten Booten oder auf das Dach eines

Eisenbahnwaggons geklammert zu den boomenden Fabriken, Baustellen, Werften, aber auch großen Gütern unterwegs sind. Manche kehren von Saison zu Saison zurück, andere nur zur Ernte oder zu seltenen Besuchen. Oder gar nicht.

Auch in der Stadt behalten viele ihre gewohnten Gepflogenheiten bei, die selbst genähten Hemden aus Kattun, den Topfschnitt und ungeschorenen Bart, schnäuzen sich in die Hand. Sie geben den ärmeren Provinzorten ein ländliches Gepräge, deren hölzerne Häuser weithin

Bauernkaten ähneln – „überall halbe Verfalleneheit, Enge, Schmutz, Dunkelheit, Feuchtigkeit“, vermerkt ein Beobachter, zudem Massen von Ungeziefer.

Die Straßen sind im Frühjahr Schlamm-pisten, im Hochsommer wirbeln Staubwolken über sie hin.

Trinkwasser schöpfen die Bewohner aus Brunnen oder Flüssen; wo es Wasserleitungen gibt, führen sie nur bis zu einem Straßenzug, nicht bis ins einzelne Haus. Gerade einmal sieben Städte im Reich haben um 1900 eine funktionierende Kanalisation. Selbst durch Moskauskas Arbeiterviertel läuft Vieh über ungepflasterte Straßen und offene Märkte.

Auch in Sankt Petersburg sind die meisten Einwohner vom Lande zugewandert. Nun hausen sie in elenden Fabrikbaracken oder überfüllten Wohnungen, teilen sich zu mehreren ein Feldbett oder schlafen gleich neben den Maschinen wie zuvor auf dem Dorf neben dem Ofen.

Ansonsten unterscheidet die Stadt an der Newa sich weder nach der Einwohnerzahl noch nach den Luxushotels, nach Gestank, Prostitution, Kriminalität von London, Berlin, Paris oder Wien. Allenfalls ist der Reichtum noch ein wenig glänzender und das Elend eine Nuance trister, die Sterberate höher – mit Choleraepidemien fast alle drei Jahre.

In den Fabriken dieses Molochs treffen die Ankömmlinge auf einen ganz neuen Schlag Menschen: auf selbstbewusste, modisch gekleidete Lohnempfänger, unter deren Hosenaufschlägen glänzende Lederstiefel hervorscheinen; die nach Seife und Eau de Cologne riechen, das Haar „auf polnische Weise“ zur Seite gescheitelt tragen, am Sonntag in Anzug und Strohhut flanieren, an der Weste eine Taschenuhr. Facharbeiter.

Mit Wissbegier und Disziplin haben sich diese Menschen gesuchte Fertigkeiten angeeignet, genießen ein besseres Auskommen, fordern mit stolzem Auftreten von Vorgesetzten Respekt ein. Sie sind so etwas wie eine Arbeiteraristokratie, halten sich fern von den Zechgelagen und Raufereien der Ungelernten.

Und sie finden sich häufig in geheimen Lesezirkeln zusammen, um sozialistische Literatur zu studieren, Politik zu

ligem Haar und einem gestutzten Bart eingerahmt werden: Georgij Gapon.

diskutieren. Sie bilden den Kern einer noch kleinen Arbeiterbewegung, deren Anführer fast alle aus der *intelligenzija* stammen und zwischen Untergrundarbeit, Exil, Haft und Verbannung pendeln.

Manche dieser Aktivisten setzen auf einen Umsturz, andere auf allmähliche Verbesserungen ihres Loses durch höhere Löhne, den Achtstundentag, Arbeiterschutz, Sozialversicherungen. Seit Mitte der 1890er Jahre veranstalten die Arbeiterführer disziplinierte organisierte Streiks und Massendemonstrationen. Anfangs mit geringem Erfolg.

Die Lesezirkel haben zum Teil Kontakt zu Liberalen der bürgerlichen Kreise – aber auch zu Zellen eines radikalen Untergrunds, die auf Terroranschläge gegen Vertreter des Regimes setzen, um eine Revolution herbeizuzwingen. Anders als die marxistisch orientierten Untergrund-Sozialdemokraten wollen diese „Sozialrevolutionäre“, wie sie genannt werden, nicht in erster Linie die Arbeiter zum Aufstand bewegen, sondern vor allem die Bauern.

Außer den Sozialisten unterschiedlicher Couleur bemühen sich auch Vertreter der Kirche um das Vertrauen der Petersburger Arbeiter und Armen. Zu diesen Geistlichen zählt seit 1900 ein Priester und Student der Theologischen Akademie, dessen Gesichtszüge von wel-

Der Priester ist 30 Jahre alt und bereits verwitwet; er arbeitet im armen Petersburger Hafenviertel. Gapon ist ein charismatischer Prediger, er hat weiche, dunkle Augen, spricht mit einem angenehmen Bariton, ist intelligent und ehrgeizig. Er spielt mit den Kindern Ball, hackt sein Holz selbst; Bettler bedenkt er großzügig, und wenn er Arme zu Hause besucht, bringt er seinen eigenen Tee und Zucker mit. Bald hat er eine treue, begeisterte Zuhörerschaft.

Und er träumt von Größerem: einer Arbeiter-Bruderschaft, einer Art Hilfskasse gegen die Wechselfälle des Lebens, deren Mitglieder fromm leben, Abstinenz üben, sich gemeinsam bilden.

Doch Gapons kirchliche Vorge-setzte legen den Plan zu den Akten.

Zur gleichen Zeit nehmen die politischen Spannungen zu. Die Gebildeten zeigen sich zunehmend unzufrieden mit der Reformverweigerung des Zaren. Ihre Foren sind auf dem Land unter anderem die *semstwa*: örtliche Selbstverwaltungsgremien, die vor allem vom landbesitzenden Adel gebildet werden. Die Semstwa beschäf-

Als wäre die alte Welt noch in Ordnung: die Zarenfamilie 1911 beim Besuch eines Klosters in Kiew



tigen einen erheblichen Teil der Lehrer, Ärzte, Agrarwissenschaftler und sonstigen Akademiker; ihre Macht ist eng umgrenzt, jenseits der regionalen Ebene dürfen sie sich nicht einmal abstimmen.

Genau das aber tun sie nun: Bei angeblich privaten Banketten, informellen Kongressen, in Tarnorganisationen beginnen sich mehrere Dutzend Aktivisten zu organisieren. Sie schicken einen von ihnen sogar ins freiwillige Exil nach Stuttgart, wo er eine unzensurierte Zeitung herausgibt, die zurück ins Land geschmuggelt wird und für liberale Forderungen eintritt wie Presse-, Versammlungs- und Koalitionsfreiheit, Gleichheit vor dem Gesetz, eine Volksvertretung.

Vehementer, ungeduldiger geben sich die Universitätsstudenten. Seit 1899 demonstrieren sie in ganz Russland, vor allem in Sankt Petersburg, für größere Freiheit der Hochschulen.

Doch statt auch nur ein symbolisches Entgegenkommen zu zeigen, schickt die Regierung Polizei und Kosaken, die mit Peitschen und Gummiknüppeln Versammlungen auflösen. Zahlreiche Teilnehmer kommen ins Gefängnis oder, schlimmer, zur Armee.

Das Ergebnis ist eine beispiellose Radikalisierung. Zu Scharen schließen sich Studenten den Sozialrevolutionären im Untergrund an. Den entschlossenen von ihnen gelingen einige spektakuläre Mordanschläge auf Vertreter des Regimes bis hin zum Innenminister.

Spitzel der Geheimpolizei Ochrana unterwandern alle Bereiche der Gesellschaft. Hunderte, wenn nicht Tausende Aufrührer werden in diesen Jahren verhaftet, in Gefängnissen gefoltert, nach Sibirien deportiert, oft zur Zwangsarbeit.

In einem ihrer Petersburger Büros sind Hunderte Beamte der Ochrana allein damit beschäftigt, Privatpost zu lesen. Hauswarte haben das Recht zur Ausweiskontrolle und dürfen jeden Verdächtigen vorläufig festsetzen; selbst wer einen Freund oder Verwandten über Nacht beherbergt, ist verpflichtet, sich dessen Pass zeigen zu lassen.

Es sind kleinliche, entwürdigende Drangsale dieser Art, welche die Untertanen des Zaren verbittern – zumal Willkür, doppeltes Spiel der Spitzel, Korruption und Intrigen den Aufwand zu

einer Farce machen. So gilt etwa der Polizeichef von Jekaterinoslaw seinen Vorgesetzten als besonders effizient, weil er Jahr für Jahr drei oder vier illegale Druckereien aushebt – bis herauskommt, dass er sie stets vorher zu ebendiesem Zweck selbst einrichtet.

Wohl im Herbst 1902 tritt ein Agent der Ochrana an Georgij Gapon heran und bittet ihn zu einem Gespräch mit dem Chef seiner Behörde. Der unterhält sich mehrmals ausführlich mit dem Priester und bietet ihm offenbar Geld, vor allem aber eine Ausnahme von dem Verbot, Vereinigungen zu bilden – wenn der Prediger bereit ist, eine unpolitische Organisation aufzubauen, die den konspirativen Zirkeln Anhänger streitig macht.

Der Geistliche wähnt seinen Traum erfüllt: Der Zar kommt den Erniedrigten und Beleidigten zu Hilfe, und er, Gapon,



All jenen, die als Aufrührer verdächtig werden, droht die Deportation nach Sibirien und Zwangsarbeit in Ketten

ist dabei Gottes Werkzeug. Im Jahr darauf ruft er die „Versammlung der russischen Fabrik- und Werksarbeiter von Sankt Petersburg“ ins Leben. Den materiellen Kern sollen Zahlungen der Mitglieder in eine Hilfskasse für Krankheit und Alter bilden.

Zugleich bietet ein Vereinsheim den Jungen Tanzabende, den Älteren einen Feierabendtreff, Vorträge und Seminare. Die Ausstattung bringen die Arbeiter selbst zusammen, an den Wänden hängen Porträts des Zaren und seiner Vorgänger, Ikonen. Alkohol ist verboten. Aus seinen Verbindungen zur Obrigkeit macht Gapon keinen Hehl.

Unterdessen verschärft die Arbeiterfrage den Konflikt zwischen den beiden mächtigsten Dienern des Kaisers. Auf der einen Seite steht Finanzminister Witte, der bereit ist, den werkstätigen Menschen mehr Rechte zuzugestehen, um so das Land besser entwickeln zu können. Auf der anderen der neue Innenminister Wjatscheslaw Plewe, dem Kontrolle über alles geht.

Im Sommer 1903 gelingt es Plewe, seinen Konkurrenten bei Nikolaus II. als illoyal zu denunzieren. Witte muss das Finanzministerium zugunsten eines einflussarmen Postens aufgeben.

In dieser mehrfach angespannten Lage entlädt sich noch ein weiterer, lange aufgestauter äußerer Konflikt.

Bereits seit den 1890er Jahren hat Russlands Expansion in Nordchina mehrmals zu Auseinandersetzungen mit den nach Westen vordringenden Japanern geführt. Ab 1900 kommt es zu weiteren wechselseitigen Provokationen, bis Ende Januar 1904 japanische Kanonenboote

den russischen Marinestützpunkt Port Arthur am Gelben Meer überfallen.

Kaum jemand in Sankt Petersburg ist darüber beunruhigt; siegesgewiss sieht man nun die Gelegenheit, die Japaner militärisch zurückzudrängen.

Doch die russische Armee ist schlecht gerüstet, unzulänglich ausgebildet und von inkompetenten Aristokraten angeführt, die veralteten Taktiken anhängen. Die Truppe erleidet schwere Niederlagen, Tausende fallen. Im Frühjahr 1904 beginnt an der Heimatfront der anfängliche patriotische Jubel abzuklingen.

Am 15. Juli 1904 tritt in Sankt Petersburg ein früherer Medizinstudent namens Jegor Sasonow der Kutsche des Innenministers in den Weg und wirft durch die Seitenscheibe des Gefährts eine Bombe. Die gewaltige Detonation reißt Plewe buchstäblich in Stücke. Außerdem tötet sie den Kutscher und verwundet etliche Passanten; Sasonow überlebt schwer verletzt.

Ein ausländischer Botschafter zeigt sich schockiert von der Tat – aber mehr noch von der allgemeinen Kälte der Reaktionen, dem achselzuckenden Kommentar auch hochrangiger Russen, es werde wohl noch weiteres Blut fließen müssen, damit die oberste Führung endlich den Kurs ändere. Witte notiert mitleidlos, im Land sei nur ein „Stoßseufzer der Erleichterung“ zu hören gewesen.

PARTEIEN

Erst 1905 lässt der Zar Parteien zu – doch manche Gruppierung hat sich schon zuvor gebildet

BOLSCHEWIKI Linksradikale Fraktion der marxistisch orientierten Sozialdemokratischen Partei

MENSCHEWIKI Gemäßigte Strömung der Sozialdemokraten

SOZIALREVOLUTIONÄRE Nichtmarxistische Sozialisten, die nicht nur in den Arbeitern, sondern vor allem in den Bauern die Träger der Revolution sehen

TRUDOWIKI Befürworten eine Agrarreform, lehnen Terror ab

KADETTEN Liberale, die sich für eine Verfassungsgebende Versammlung und Freiheitsrechte einsetzen

OKTOBRISTEN Konservative Reformer, die bereit sind, mit der Regierung zusammenzuarbeiten

BUND DES RUSSISCHEN VOLKES Wie andere rechte Parteien zarentreu, antisemitisch und reformfeindlich

Umso mehr Hoffnung setzen die Behörden nun auf Pater Gapons zaren-treuen Arbeiterverein: Während die Stimmung in der liberalen Elite gegen den Kaiser immer bitterer wird, kann Gapons Versammlung mehrere Ableger mit eigenen Heimen in den Petersburger Bezirken gründen. Hunderte neue Mitglieder stoßen hinzu, darunter Männer, die zuvor revolutionären Untergrundorganisationen angehört haben.

Kommen sie womöglich, weil Gapon weitaus weniger gefügig ist, als er sich gegenüber seinen Kontaktleuten bei der Ochrana gibt? Wann sich der Pater entscheidet, radikale Veränderungen anzustreben, ist nicht gewiss. Eine geheime Liste seiner Ziele, die er engsten Vertrauten zeigt, verzeichnet den Achtstundentag, Mindestlöhne, Bürgerrechte, freie Gewerkschaften, Verantwortung der Minister vor dem Volk.

Trickst er, um die Loyalität der Männer zu sichern? Oder führt er seine staatlichen Auftraggeber hinters Licht?

Sicher ist nur, dass Gapon ehrlich an Nikolaus II. glaubt; dass er wie Generationen russischer Rebellen vor ihm den Zaren für einen Freund des Volkes hält, den jedoch ein Heer missgünstiger, eigennütziger Berater abschirme, belüge und das seine wahren Befehle verdrehe.

Im November 1904 versammelt sich die liberale Opposition auf einem all-russischen Semstwo-Kongress in Sankt Petersburg. Plewes Nachfolger versucht, die Gemüter zu beruhigen, und lässt die illegale Zusammenkunft gewähren, auch als die Delegierten offen Freiheitsrechte und eine Volksvertretung fordern. Aus dem ganzen Reich strömen derweil Petitionen ähnlichen Inhalts in die Hauptstadt, werden in den Zeitungen gedruckt und von den Menschen diskutiert.

Nikolaus II. will davon nichts hören. Er äußert sich gegenüber Beratern uneindeutig, lässt kein Programm erkennen – außer, dass er an der Autokratie festhalten wolle. Der Zar ist mit der Krise eindeutig überfordert.

Gapons Versammlung schwillt in diesen Monaten auf mehrere Tausend Mitglieder an. Im Dezember 1904 entlässt die Führung der Putilow-Werke vier Gefolgsleute des Priesters – wohl um die Organisation zu treffen.



Der Priester Georgij Gapon (M.) organisiert am 9. Januar 1905 in Petersburg einen Protestmarsch für umfassende Reformen

Die Putilow-Metallwerke im Südwesten der Hauptstadt sind eine der größten und wichtigsten Fabriken Russlands. 12 000 Arbeiter produzieren hier Maschinen, Schiffe, Waffen. Und sie stellen das stärkste Mitgliederkontingent in Gapons Versammlung.

Wie bei früheren Gelegenheiten versucht der Priester, die Sache gütlich beizulegen. Doch diesmal bleiben die Chefs der Putilow-Werke hart.

Nun hat der Priester keine andere Wahl: Will er nicht unglaublich werden, muss er entschlossen reagieren.

Am Morgen des 3. Januar 1905 legen die Mitglieder seiner Gruppe in den Putilow-Werken die Arbeit nieder und fordern ihre Kollegen in der Stadt auf, es ihnen gleichzutun. Da sich das politische Klima über Monate aufgeheizt hat, ist dieser Aufruf wie der Funke, der einen Flächenbrand auslöst: Bis zum Ende der Woche treten zwei Drittel der Petersburger Arbeiter in den Streik, etwa 100 000 Menschen in mehr als 380 Betrieben.

Neben einer Vielzahl konkreter, auf das jeweilige Werk bezogener Forderungen kursieren rasch radikale Parolen.

Und es kommt eine Idee auf: Da die Höflinge und Beamten in den Augen der Arbeiter nun einmal korrupt und böswillig sind, warum sollten sich die Streikenden dann nicht direkt an den Zaren wenden? Könnten sie ihm ihre Nöte vortragen und würde Nikolaus II. nur endlich die Wahrheit erfahren, käme er seinem Volk gewiss zu Hilfe.

Die meisten revolutionären Untergrundaktivisten halten diese Hoffnung

für naiv: Die Arbeiter dürften den Zaren nicht um etwas bitten, sie müssten ihn entschlossen bekämpfen. Doch ihre Agitatoren, die auf Streikversammlungen zum Umsturz aufrufen, werden ausgepiffen, niedergeschrien, hinausgeworfen.

Pater Gapon wird in diesen Tagen auch für viele zur Führungsfigur, die seiner Gruppe fernstehen. Getragen von der Euphorie Tausender, verfasst er eine Petition an den Herrscher in einfacher, aber packender Sprache.

Und er gibt ausdrücklich nicht Nikolaus die Schuld am Elend der Arbeiter, dem Krieg, der Unfreiheit. Vielmehr seien es hartherzige Unternehmer und selbstsüchtige Bürokraten, die Reich und Volk ruiniert hätten.

Am 7. Januar verliest er den Text in den Vereinsheimen, nimmt Änderungswünsche entgegen, schreibt um. Spät abends werden Maschinenabschriften angefertigt und an das Innenministerium und den Zaren sowie die Presse verschickt. Auch der Zeitpunkt für die Übergabe der Petition an Nikolaus II. durch die versammelte Arbeiterschaft steht nun fest: Sonntag, 9. Januar 1905, um 14.00 Uhr vor dem Winterpalast.

Den Samstag verbringen Gapon und seine Gefolgsleute damit, für den Marsch zu werben, den Menschen immer neu einzuschärfen: keine Waffen, keine revolutionären Symbole! Keinen

Gegen 8.00 Uhr wacht er auf. Blass, nervös. „Rette dein Volk, oh Herr!“, singen die Arbeiter. Kurz nach 11.00 Uhr marschieren sie los.

Vorwand für die Schergen, sie von ihrem Väterchen Zar fernzuhalten! Einige Versammlungen sind derart überfüllt, dass Teilnehmer aus Luftnot bewusstlos werden. Oder Gapon spricht stehend auf einem Fass unter freiem Himmel. Mit jeder Rede wird seine Stimme rauer. Überall recken Zuhörer die Hände mit zwei zum Kreuz gelegten Fingern in die Höhe: Dies ist uns heilig! Tränen fließen.

Und wenn die Soldaten schießen? Hunderte schwören, dann für die gute Sache sterben zu wollen. Doch die Mehrheit kann sich schlicht nicht vorstellen, dass der Zar ihr Blut vergießt.

Ähnlich optimistisch ist auch die Einschätzung der Regierung. Angesichts des Streiks hat sie zusätzliche Truppen in der Hauptstadt beordert, entsendet die Einheiten nun an strategisch wichtige Punkte. Das soll reichen: Wer marschiert schon blindlings in eine Schützenkette?

Um keine Verhaftung mehr zu riskieren, streift Gapon nach der letzten, spärlichen Ansprache Frauenkleider über, schleicht von einem Begleiter beschützt in die Wohnung eines seiner Anhänger. Tee, mehrere Zigaretten, dann fällt er wie betäubt in den Schlaf.

Zehntausende ziehen am 9. Januar 1905 zum Palast – friedlich und in der Hoffnung auf ein Entgegenkommen des Zaren



Vor dem Narwa-Triumphbogen mit den dort postierten Truppen stockt die Prozession kurz, fasst aber rasch wieder Tritt. Da öffnet sich die Infanterielinie und lässt dahinter postierte Reiter vor. Die preschen in die Menge – lassen ihre Säbel jedoch in der Scheide. Die Arbeiter weichen aus, nicht aber zurück.

Gapon ruft: „Habt Mut! Vorwärts! Freiheit oder Tod!“ Noch einmal jagen die Berittenen in die Menge, diesmal mit gezogener Waffe. Erneut schließt sich die Prozession wieder und drückt voran.

Die Infanteristen am Triumphbogen sind erst ein paar Stunden zuvor in der Hauptstadt eingetroffen. Sie sind unvorbereitet, aufgeputscht, voller Angst.

Die vorderen Reihen der Arbeiter haken sich unter. Da ertönt ein Hornsignal: Feuer! Zweimal schießen die Soldaten in die Luft – die Arbeiter stürmen voran. Polizisten rennen dazwischen, versuchen die Katastrophe aufzuhalten.

Vergebens. Eine erste Salve auf Körperhöhe, dann eine zweite, noch eine. Tote und Verwundete liegen auf der Straße. Schreie, Wut. Panik bricht aus.

Nun endlich fliehen die Arbeiter. Getreue ziehen Gapon in Sicherheit. Als

er zu sich kommt, spricht er immer wieder zwei Sätze. „Es gibt keinen Gott mehr.“ Und: „Es gibt keinen Zaren.“

Auch andernorts in der Stadt feuern die Truppen auf die Marschierenden, treiben sie auseinander. Dennoch gelangen viele Arbeiter einzeln oder in kleinen Gruppen durch Nebenstraßen oder über das Eis der Newa zum Winterpalast.

Immer noch hoffen sie auf den Zaren. Über die Soldaten, die geschossen haben, sagen sie, möge Gott urteilen: Aber hier, vor dem Palast sei solche Gewalt undenkbar. Um 14.00 Uhr fällt eine unheimliche Stille über die Menge.

Minuten vergehen. Doch weder Gapon erscheint noch Nikolaus. Stattdessen nimmt eine Gardeeinheit Aufstellung, in zwei Reihen, die erste legt an. Das Hornsignal zum Feuern ertönt.

Niemand flieht. Manche Demonstranten beten, sinken auf die Knie, bekreuzigen sich. Viele sind bleich. Starren auf das unfassbare Schauspiel. Als das Horn zum dritten Mal bläst, kracht eine Salve. Einige denken, es seien Schreckschüsse. Doch Menschen fallen um, tot oder verwundet. Schreie, die anderen rennen um ihr Leben, immer weitere Schüsse krachen. Vermutlich sterben Hunderte, genaue Zahlen gibt es nicht.

Nun brechen in der Innenstadt Tumulte aus. Arbeiter greifen unbeteiligte Offiziere an, beschimpfen sie als Mörder: „Ihr seid vor den Japanern weggelaufen und schießt auf die eigenen Leute!“

Der wütende Mob wirft Scheiben ein, verprügelt Uniformierte, schleudert Steine und Flaschen auf anrückende Truppen. Erst am Abend machen sich die erschöpften Menschen auf den Heimweg, frierend und verzweifelt.

Nikolaus II., der den Tag in Zarskoje Selo verbracht hat, 25 Kilometer entfernt, notiert im Tagebuch: „Ein schwerer Tag! Herrgott, wie ist dies alles hart und schmerzlich! Mama kam gerade zur Frühmesse zurecht aus der Stadt. Wir haben *en famille* gefrühstückt.“

Auf die Meldung von dem Blutbad hin soll er ehrlich empört ausgerufen haben: „Ich bin es, den man schikanieren!“

Noch am Abend unterstellt er die Stadt einem Generalgouverneur mit

Sondervollmachten. Allzu krass haben die verantwortlichen Minister, Beamten und Offiziere versagt, haben die Entschlossenheit der Arbeiter unterschätzt, dringende Warnungen in den Wind geschlagen. Sie haben einerseits auf Gapons mächtigenden Einfluss gesetzt, andererseits seine Verhaftung angeordnet, schließlich dem Zaren ausgedrückt, vorsorglich das Kriegerrecht zu verhängen.

Sie waren leichtfertig, blind, gedankenlos: bis die bedrängten Einheiten gemäß Dienstvorschrift nach der dritten Warnung schossen – und der Befehlshaber der Garde das Feuer auf die Menge vor dem Palast freigab.

Doch das eigentliche Versagen liegt bei Nikolaus II., der sich in Zarskoje Selo vergräbt und zugleich auf seiner Allmacht beharrt. Der kaum je etwas gestaltet – und umso entschlossener jede Neuerung verhindert. Der nichts von seinem Reich weiß oder versteht.

Und der aus der Katastrophe nicht lernt: Zehn Tage nach den Schüssen erklärt er Arbeitern einer Delegation allen Ernstes, er verzeihe ihnen den Aufruhr. Kein Wort der Reue oder Einsicht.

Der Petersburger „Blutsonntag“, wie er bald heißt, wird zum Fanal. Er löst Empörung im ganzen Land aus. Obwohl die Regierung umgehend das Kriegerrecht verhängt, dauern die Streiks in der

Hauptstadt an und erfassen rasch andere Städte. Zugleich entsteht eine liberale Massenbewegung. An die Seite der radikalen Semstwo-Aktivisten treten verschiedene berufsständische Vereinigungen, die sich zu einem oppositionellen „Bund der Bünde“ zusammenschließen.

Nach sieben Monaten Fahrt trifft eine kaiserliche Entsatzflotte, aus der Ostsee losgeschickt, am 14. Mai 1905 bei der Insel Tsushima im Japanischen Meer auf den Feind. Sie wird in der folgenden Seeschlacht fast vollständig vernichtet. Damit ist der Krieg faktisch beendet.

Einen Monat später bricht auf dem Schlachtschiff „Potjomkin“ im Schwarzen Meer eine Meuterei aus. Die rebellierende Besatzung geht im Hafen von Odessa an Land, verbündet sich mit den Arbeitern – und wird mit ihnen von der Armee zusammengeschossen. Tausende Tote und Verwundete in den Straßen.

Dennoch bleibt es nicht bei diesem Aufruhr unter Soldaten. Schon vor dem Krieg war die Moral der Truppe miserabel. Das Verteidigungsbudget ist so knapp, dass Soldaten als Saisonarbeiter Geld für ihre Regimenter verdienen müssen, ihren eigenen Tabak anbauen, ihre Stiefel selbst flicken. Sie werden von

ihren meist adeligen Offizieren gewohnheitsmäßig beschimpft, mit dem Gewehrkolben ins Gesicht geschlagen, für kleinste Vergehen ausgepeitscht.

Es ist ihnen untersagt, auf öffentlichen Plätzen zu rauchen, ein Theater oder Restaurant zu besuchen, Trambahn zu fahren. An manchen städtischen Parks findet sich das Schild: „Hunden und Soldaten Zutritt verboten“.

In den folgenden Monaten brechen nun mehrere Hundert Meutereien aus.

An den Rändern des Imperiums verschärfen zudem Nationalbewegungen die Unruhen, denn im Reich gibt es eine Vielzahl von Konflikten mit nichtrussischen Bewohnern: Ganz im Westen haben sich die unterworfenen Polen bereits Mitte des 19. Jahrhunderts zweimal erhoben; jünger sind die Emanzipationsbestrebungen von Finnen, Esten und Letten im Norden, Georgiern im Süden.

Das Ausmaß schwankt, in dem die russische Reichsregierung die Völkernschaften diskriminiert. Doch fast überall regt sich nun in der einen oder anderen Form der Unmut der Völker.

Vor nichts aber haben Regierung und Opposition eine so große Angst wie vor einer Erhebung der Bauern.

Deren Revolten des 17. und 18. Jahrhunderts sind als blutige Rasereien in Erinnerung geblieben, und so erwartet mancher es auch in dieser Zeit.

Im Sommer 1905 ist es so weit. Hunderte Gutshäuser werden verwüstet oder gehen in Flammen auf, panisch fliehen ihre Besitzer. Die Unruhen greifen auf immer mehr Dörfer über.

Es handelt sich nicht mehr nur um eine Revolte – sondern gleich um mehrere: Arbeiter und Bauern, wohlhabende Bürger und liberaler Semstwo-Adel fordern Freiheitsrechte und ein Parlament.

Große Teile der Arbeiterschaft unterstützen die Liberalen mit immer neuen Streiks, protestieren darüber hinaus gegen menschenunwürdige Arbeitsbedingungen und materielle Not.

Die Bauern verlangen zudem das Land und die Wälder der großen Güter für ihre Gemeinden. Etliche dieser Wünsche widersprechen einander. Einig sind sich die Aufständischen aber darin, dass

Vor der Zarenresidenz schießen Truppen auf die Demonstranten – es kommt zum Blutbad (später nachgestellte Szene)





Zerstörungen in Kronstadt: Nach dem Petersburger »Blutsonntag« von 1905 greifen die Unruhen aufs ganze Land über

sie die überkommene Selbstherrschaft ablehnen: Mit seinem Starrsinn hat Nikolaus alle bedeutenden sozialen Schichten gegen die Autokratie aufgebracht.

Doch obwohl allenthalben Anarchie und Gewalt das Reich erschüttern, ist der Zar nur bereit, eine beratende Volksversammlung zuzugestehen, die de facto keinerlei Einfluss auf seine Entscheidungen hätte.

Der Mann, der Nikolaus schließlich mit brutaler Offenheit eröffnet, dass Russlands Herrscher nur die Wahl zwischen einer Militärdiktatur oder Reformen hat, wenn er nicht untergehen will, ist der Ex-Finanzminister Sergej Witte.

Der alte Berater hat im August einen gesichtswahrenden Frieden mit Japan ausgehandelt; nun schlägt er ein Manifest vor, in dem Nikolaus seinen Untertanen gewisse Freiheitsrechte und ein demokratisch gewähltes, gesetzgebendes Parlament ankündigen wird.

Der Monarch aber zögert.

Und trägt dem Großfürsten Nikolaj, seinem Onkel zweiten Grades, die Funktion eines militärischen Diktators an – obwohl die meisten Generäle Witte darin zustimmen, dass eine Gewaltherrschaft des Zaren extrem riskant sei, die Armee den Gehorsam verweigern oder auseinanderbrechen könnte.

Der Großfürst ist von dem naiven Vorschlag entsetzt, zieht bei einem Treffen mit Nikolaus einen Revolver und erklärt, wenn sein Neffe nicht die Proklamation unterzeichne, werde er sich auf der Stelle selber in den Kopf schießen.

Erst auf diese Abfuhr hin lenkt Nikolaus II. ein. Am 17. Oktober 1905 setzt er widerwillig seinen Namen unter ein Manifest, das den Menschen die Unverletzlichkeit ihrer Person zusagt, Glaubens-, Rede- und Versammlungsfreiheit verspricht – sowie eine Duma, ein Parlament, in dem auch die Arbeiter angemessen vertreten sein werden. Ohne dessen Zustimmung soll kein Gesetz mehr Geltung erlangen.

Formal endet mit diesem „Oktobermanifest“ die Geschichte der Autokratie in Russland. Das Reich scheint eine parlamentarische Monarchie zu werden.

Als erste Flugblätter mit der Erklärung kurz vor Mitternacht des 17. Oktober in Sankt Petersburg zirkulieren und Studenten sie im Lichtkreis von Laterne vorlesen, sind Hurra-Rufe zu hören.

Am nächsten Tag strömen in Moskau 50 000 Menschen zusammen, jubeln, hören Reden, feiern euphorisch.

Offiziere und Damen der Gesellschaft tragen rote Armbinden, um Solidarität mit den Arbeitern und Studenten zu bekunden, singen die „Marseillaise“.

Aber auch konservative Anhänger der Monarchie atmen auf. Etliche Liberale wännen die Reformer am Ziel.

Vielen jedoch gehen die Zugeständnisse nicht weit genug, oder sie bleiben ihnen zu vage. Die Arbeiter beenden nur aus Erschöpfung ihre Streiks – in Moskau erst, als ihr Aufstand blutig niedergeschlagen wird. Auf dem Land schwillt

die Revolte nach dem Ende der Ernte zunächst gar noch an.

Immer wieder meutern Truppen. Die meisten der aus dem Fernen Osten zurückkehrenden Einheiten jedoch bleiben loyal, werden in die aufständischen Dörfer geschickt, wo sie peitschend, sengend und mordend die Bauern niederwerfen. Zugleich schlagen zarentreue Mobs Studenten zusammen, fallen in Pogromen über jüdische Gemeinden her.

Ende März 1906 locken radikale Sozialrevolutionäre Pater Georgij Gapon in eine Datscha außerhalb Petersburgs. Sie werfen ihm seine fortdauernden Verbindungen zur Ochrana vor, fesseln ihn. Dann erdrosseln sie den Priester an einem Mantelhaken.

Erst nach mehr als einem Monat wird der verwesende Körper entdeckt: die Leiche jenes Mannes, der unfreiwillig mehr als jeder andere zur Entzauberung des Zaren als gütiger Vater der Nation beigetragen hat.

Etwa um die gleiche Zeit zieht sich Sergej Witte unter dem doppelten Druck enttäuschter Fortschrittler und wiedererstarkender Konservativer endgültig aus der Politik zurück.

Nikolaus II. aber darf hoffen, davongekommen zu sein. Mehr noch: dass sich etliche Einschränkungen der Autokratie zurücknehmen lassen, sobald erst wieder Ordnung herrscht. Dass sich zäh, aber zwingend die überlegene Staatsgewalt durchsetzen wird. Dass sich Freiheit und Mitbestimmung aus Russland heraushalten lassen.

Alles, was ihm fehlt, ist ein Mann, der diese Pläne entschlossen umsetzt. ■

Dr. Mathias Mesenhöller, Jg. 1969, ist Autor im Team von GEOEPOCHE.

LITERATUREMPFEHLUNGEN

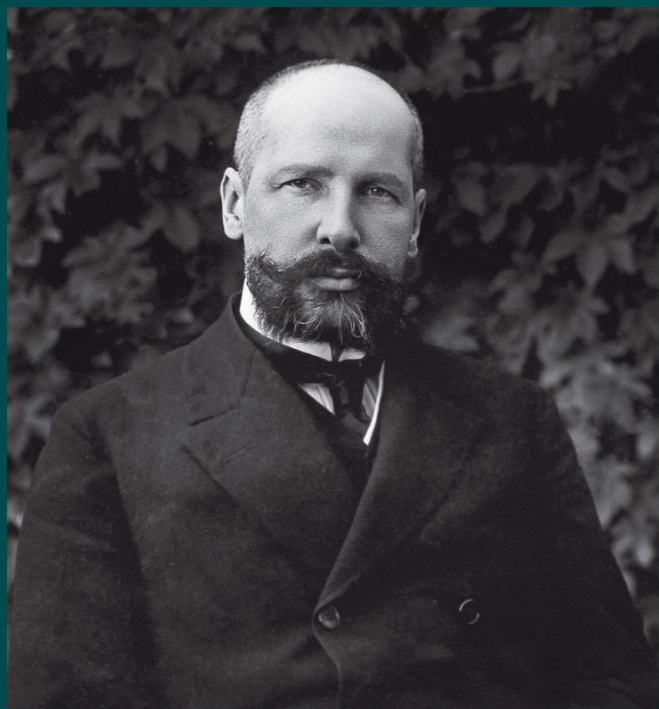
Abraham Ascher, *„The Revolution of 1905 – Russia in Disarray“*, Stanford University Press: gut verständlicher Überblick über Ursachen und Verlauf der Revolution von 1905. Walter Sablinsky, *„The Road to Bloody Sunday“*, Princeton University Press: Gestützt auf umfangreiche Quellen beschreibt Sablinsky den „Blutsonntag“ und den Einfluss des Priesters Georgij Gapon auf die Arbeiterschaft.

Der einsame REFORMER





Ein schlichtes Haus, die Kinder barfuß: Viele Bauern leben in Armut, hier porträtiert von dem frühen Farbfotografen Sergej Prokudin-Gorskij



Pjotr Stolypin wird 1906 Premierminister des Zaren

Den erhofften Wandel hat der Aufstand von 1905 nicht gebracht: Die Eliten treten kaum Macht ab, die Bauern leben weiterhin in Armut. Der neue Premier Pjotr Stolypin will die Situation der Landbevölkerung verbessern – und sie so als Stütze der Monarchie gewinnen. Doch mit seinen Ideen macht er sich zahlreiche Feinde

Text: JOHANNES STREMPER;
Fotos: SERGEJ PROKUDIN-GORSKIJ

S

Siebzehn geplante oder ausgeführte Mordanschläge hat Pjotr Arkadjewitsch Stolypin bereits überlebt, als er am Abend des 1. September 1911 vor dem Opernhaus in Kiew eintrifft. Ein Werk des Komponisten Nikolaj Rimskij-Korsakow soll aufgeführt werden, unter den Gästen sind der Zar sowie Mitglieder des Hofstaats und Honoratioren.

Kiews Polizei hat Stolypin, seit fünf Jahren Russlands Premier, eindringlich vor einem weiteren Anschlag auf sein Leben gewarnt, doch offenbar nimmt der Regierungschef diesen Hinweis nicht ernst, denn er wird von keinem seiner Leibwächter begleitet; auch trägt er nicht wie sonst eine kugelsichere Weste.

Auf viele seiner Bekannten wirkt Stolypin verändert. Niedergeschlagen, teilnahmslos, unsicher. Ausgebrannt. Einem Vertrauten gegenüber soll er angedeutet haben, dass er nicht glaube, noch lange zu leben. Und er scheint keinen natürlichen Tod zu erwarten. „Begrab mich da, wo ich ermordet wurde“, lautet die erste Zeile in seinem Testament.

Wohl niemand in Russland hat sich in so kurzer Zeit so viele Feinde gemacht wie Stolypin. Für Kommunisten, Anarchisten und Sozialisten ist er ein Reaktionsär und Henker, für die Rechte ein Zerstörer der alten Ordnung.

Fast jede Partei im russischen Parlament sieht ihn inzwischen als ihren Gegner, ebenso der größte Teil der Kirche, des Adels und des Hofstaats.

Wohl selbst sein oberster Herr, der Zar, hat sich von ihm abgewandt. Politisch gilt Stolypin vielen Beobachtern in diesem Herbst 1911 als ein toter Mann.

Es ist ein schwüler Abend in Kiew. In der zweiten Pause der Oper strömen die erhitzten Gäste hinaus ins Foyer, die Damen fächeln sich erleichtert Luft zu. Stolypin, groß, mit schwarzem Bart und in einer weißen Uniform gekleidet, erhebt sich von seinem Platz in der ersten Reihe des Parketts und lehnt sich an die Balustrade des Orchestergrabens.

Da nähert sich ihm plötzlich ein junger Mann im Abendanzug, bleibt vor dem Premier stehen und feuert mit einem Revolver zwei Schüsse auf ihn ab. Die erste Kugel trifft Stolypins rechten Arm, die zweite die Brust, von wo ein Orden an der Uniformjacke sie in die Leber ablenkt.

Während der Schütze zu flüchten versucht, zieht der Angeschossene die Handschuhe aus, legt sie auf die Bühnenrampe, blickt dann auf seine blutgetränkte Weste und sinkt auf einen Stuhl.

Anwesenden Polizisten gelingt es, den Attentäter festzunehmen. Den Premier bringt man eilig in ein Hospital, wo die Ärzte in den nächsten Tagen um das Leben des Schwerverletzten kämpfen.

Zeugen des Attentats werden später berichten, Stolypin habe sich, noch bevor ihn die Helfer fortschafften, zur Loge von Nikolaus II. gewandt, um mit letzter Kraft segnend das Kreuz in Richtung des Herrschers zu schlagen.

Eine bezeichnende Geste. Denn der 49-jährige Premier ist dem Zaren in unbedingter Treue ergeben.

In den sechs Jahren zuvor hat er versucht, dessen Reich vor einem weiteren Aufstand zu bewahren. Aber anders als der Zar und der größte Teil der russischen Eliten ist Stolypin davon überzeugt, dass nur Reformen das Imperium vor dem Untergang bewahren können.

Damit hat er all jene gegen sich aufgebracht, deren Macht er doch erhalten will. Und aus deren Kreisen er selber stammt.

Die Familie Stolypin gehört zu jenen Adelsclans, deren Angehörige im Reich schon seit Jahrhunderten die höchsten Positionen beim Militär und im Staatsdienst besetzen. Der Vater war Adjutant Zar Alexanders II., später Kommandeur der Truppen im Kreml. Auch Pjotr Stolypin, 1862 geboren, hätte gern Karriere bei der Armee gemacht, aber eine mysteriöse Krankheit in der Jugend hat seinen rechten Arm teilweise gelähmt.

Wem das Militär verschlossen ist, der schlägt als junger Aristokrat eine Laufbahn in der Petersburger Bürokratie ein. Doch Stolypin studiert Naturwissenschaften statt Jura, wie es üblich wäre, und schließt mit Auszeichnung ab.

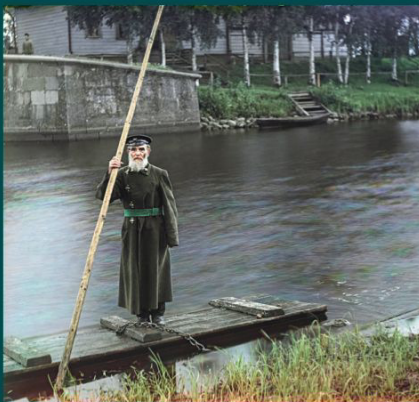
Anschließend arbeitet er einige Zeit als Beamter im Innenministerium und in der Statistikabteilung des Agrarministeriums, ehe er 1889 auf die Ländereien seiner Familie in der Provinz Kowno (im heutigen Litauen) zurückkehrt. Nicht der Politik gilt fortan sein Interesse, sondern der Landwirtschaft.

Der Adelige und seine Frau besitzen große Ländereien in verschiedenen Provinzen Russlands. Eines der Güter liegt an der Grenze zu Preußen, und Stolypin studiert bei Aufenthalten dort die Effizienz der deutschen Landwirtschaft.

Nach diesem Vorbild verwandelt er sein Anwesen in Kowno in einen Musterhof, der bald reiche Ernte an Weizen,



Bauern beim Heumachen:
In Russland wird nach
der veralteten Dreifelder-
wirtschaft gepflanzt –
wie im Mittelalter



Auch Kinder und Alte
müssen arbeiten: Dieser
84-Jährige ist seit
64 Jahren Aufseher
einer Schleuse



In Siedlungen wie Nyrob
verwaltet die Dorfgemeinschaft
sämtliches Ackerland – aber
so ineffizient, dass der Ertrag
niedrig bleibt

Roggen, Gerste einbringt. Zudem dient er in seiner Heimat 13 Jahre lang als Adelsmarschall: als Vertreter der Landaristokratie, der lokalen Komitees vorsteht, sich um die Verwaltung kümmert, die Einberufung der Bauern zur Armee.

Kowno ist eine wohlhabende Region im Westen. Die Arbeiterstreiks, die um die Jahrhundertwende die Städte Russlands zu erschüttern beginnen, die Studentendemonstrationen und die Oppositionsbewegung der *intelligenzija*: All das scheint sich sehr weit weg abzuspielen. Wenig deutet darauf hin, dass sich an Stolypins friedlichem Leben als Guts herr noch etwas ändern könnte.

Doch dann wird die politische Elite in Sankt Petersburg auf den Adelsmarschall aufmerksam. 1902 beruft ihn der Innenminister zum Gouverneur des kleinen Verwaltungsgebiets Grodno. Nur zehn Monate später wird Stolypin der gleiche Posten in Saratow anvertraut.

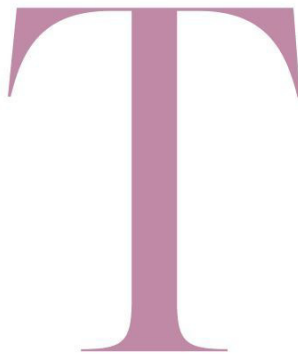
Das ist nun schon eine ganz andere Aufgabe: Das Gouvernement liegt in der Wolgaregion, weit von seiner Heimat entfernt. Etwa 2,5 Millionen Menschen leben dort, 90 Prozent Bauern, viele so arm, dass sie kaum über den Winter kommen. „Die Straßen waren wie mit dem Lineal gezogen, mit kleinen, traurigen Häusern ganz ohne Grün an den Seiten“, notiert Stolypins Tochter Marija. „Finstere Gestalten lebten in diesen Häusern, und es gab viele Betrunkene.“

In Saratow erlebt Gouverneur Stolypin das Revolutionsjahr 1905. Nachdem im Januar Truppen des Zaren auf friedliche Demonstranten geschossen haben, erfassen Streiks und Proteste die Städte. Im Frühsommer greift der Aufruhr aufs Land über. Bauern plündern fast 3000 Gutshäuser. Nachts sind die Ebenen vom Schein der brennenden Herrenhäuser gerötet, und Pferdekarren voll mit gestohlenem Eigentum ziehen in langen Trecks über die Feldwege.

Am schlimmsten treffen die Aufstände Saratow, wo eine Missernte die Not und Wut der Bauern noch verstärkt hat. Doch anders als viele Gouverneure, die sich in ihren Residenzen verbarrikadieren oder in Panik von ihren Posten fliehen, greift Stolypin entschlossen durch: Er setzt alle ihm zur Verfügung stehenden Polizeikräfte, Infanteristen

und Kosakenregimenter gegen die Aufständischen ein, fordert von Petersburg Truppen an, verhängt das Kriegsrecht über das Gouvernement.

Vor allem beweist er Mut: Häufig sieht man ihn an der Spitze eines Trupps Kosaken in ein aufrührerisches Dorf reiten oder ganz allein und unbewaffnet in die Mitte einer aufgebrachten Menge treten. Als er einmal auf einem Platz eine Rede hält, rückt ihm ein Bauernagitor mit einem Totschläger in der Hand bedrohlich nah. Stolypin wirft ihm nur seinen Mantel zu und fordert den Mann auf, den während der Ansprache zu halten. Eine Petersburger Zeitung berichtet mehrmals über den Gouverneur und nennt ihn „furchtlos, entschlossfreudig“ und vor allen Dingen auch „gerecht“.



Tatsächlich ist Stolypin der einzige Gouverneur, der in seinen Briefen an die Regierung in Sankt Petersburg nicht nur weitere Repressionen fordert, sondern auch Reformen. Aus seiner Zeit als Adelsmarschall und Gutsbesitzer kennt er die Situation der Bauern weitaus besser als jeder Bürokrat in der Hauptstadt.

Die Dorfbewohner seien keine Radikalen, schreibt Stolypin in einem Bericht, sondern eben arm und hungrig. Wenn es gelänge, die Landwirtschaft durch eine Agrarreform zu modernisieren und den Bauern Land und eine Perspektive zu verschaffen, sei dies die beste Prävention gegen eine Revolution. „Der kleine Landbesitzer ist die Basis, auf der die stabile Ordnung des Staates ruht.“

Im April 1906 wird Stolypin nach Petersburg beordert. Sein Vorgehen in Saratow hat Nikolaus II. imponiert, und der Zar ist gerade auf der Suche nach einem starken Mann für sein Kabinett. „Gestern wurde mein Schicksal besiegelt“, schreibt Stolypin wenige Tage später an seine Frau. „Ich bin Innenminister in einem blutdurchtränkten, aufgepeitschten Land, und dies in einem der schwierigs-

ten historischen Momente, wie sie nur einmal in 1000 Jahren geschehen.“

Zwei Tage nach Stolypins Audienz beim Zaren, in der ihm das neue Amt übertragen wird, tritt am 27. April 1906 in Sankt Petersburg die Duma zusammen: das erste nationale Parlament in der Geschichte Russlands.

Auf dem Höhepunkt der Aufstände im Jahr zuvor hat der Zar in äußerster Not – und eigentlich gegen den eigenen Willen – ein Manifest unterzeichnet, um die Protestierenden zu beschwichtigen (siehe Seite 6). Darin hat er seinen Untertanen Bürgerrechte wie die Rede-, Presse- und Versammlungsfreiheit versprochen, wenn auch in eher allgemein gehaltenen Worten. Vor allem aber hat er eine Volksvertretung zugesagt, die an der Gesetzgebung beteiligt werden sollte. Zumindest formal bedeutete dies das Ende der Alleinherrschaft des Zaren.

Die Duma-Wahlen wurden dann zu einem überraschenden Debakel für das Regime – und das trotz eines indirekten Wahlrechts nach Ständen, mit einer deutlichen Bevorzugung des Adels: So vertrat rechnerisch ein Wahlmann 2000 Gutsbesitzer, aber 90 000 Arbeiter. Auch den Stimmen der Bauern ließ man mehr Gewicht zufallen als dem Proletariat, weil sich die Regierung trotz der Aufstände darauf verließ, dass die Dörfler weiter treu hinter dem Zaren stehen.

Die Bauern wählten jedoch vor allem progressive Parteien: zum einen die Trudowiki, eine Agrarpartei, die für Landenteignungen eintritt, zum anderen die Konstitutionell-Demokratische Partei („Kadetten“), die ebenfalls eine Umverteilung fordert und deren Mitglieder vorwiegend zur Intelligenzija gehören. (Die meisten Sozialdemokraten und Sozialrevolutionäre boykottierten die Wahl, da sie nicht als Teil der Duma die Herrschaft des Zaren verlängern wollten.)

Ehe sich die Duma am 27. April erstmals zur Sitzung im Taurischen Palast in Sankt Petersburg versammelt, hat Nikolaus II. die Abgeordneten zu einem Empfang in den Winterpalast geladen, sein Domizil in der Hauptstadt.

Da stehen sie sich nun im Krönungssaal gegenüber: links das alte Regime, darunter der Hofstaat, die Adm iräle und Generäle, die Staatsräte und

Minister (auch Stolypin), alle in prächtigen Galauniformen; rechts die neuen Parlamentarier – Bauern in Baumwollhemden, Akademiker im Anzug, Ukrainer, Tataren und andere Minderheiten in farbigen Nationaltrachten.

„Es war eine Ansammlung von Wilden“, wird ein Beamter später über das Parlament sagen. „Offenbar hatte die Provinz alles, was es dort an Barbarischem gab, nach Petersburg gesandt.“

Beide Seiten schauen verächtlich aufeinander. Als der Zar zu seinem Thron schreitet, brechen die Würdenträger in Hochrufe aus, die Abgeordneten verharren dagegen in Schweigen. Dann hält Nikolaus II. eine kurze, nichtssagende Rede, in deren Verlauf er die Parlamentarier kein einziges Mal anblickt.

Offenbar hatte er nie vor, die in seinem Manifest versprochenen Zugeständnisse an das Volk wirklich umzusetzen. Und ganz sicher hat er nicht die Absicht, die Abgeordneten als neue Kraft zu akzeptieren – den Plenarsaal der Duma wird er 1916 zum ersten Mal betreten.

Gerade hat sein Regime Grundgesetz verabschiedet, die offiziell die Versprechen vom Oktober 1905 konkretisieren sollen, tatsächlich aber die alte Ordnung zementieren. So ist der Zar weiterhin der Oberbefehlshaber der Armee und entscheidet über Krieg und Frieden. Er ernennt und entlässt die Minister der Regierung, die ihm verantwortlich sind, nicht dem Parlament. Die Duma kann er nach Belieben auflösen und zwischen ihren Sitzungsperioden Gesetze per Notverordnung erlassen.

Die Parlamentarier genießen zwar ein Mitspracherecht bei Gesetzesinitiativen, aber nur bei solchen, die nicht die Außenpolitik, Landesverteidigung, Kirchenfragen und weite Teile des Haushalts betreffen. Vor allem kann der Zar jedes neue Gesetz per Veto ablehnen. Kaum ein anderer Monarch in Europa verfügt über eine vergleichbare Macht.

Per Statut wird zudem der Reichsrat – bisher ein reines Beratergremium – als zweite gesetzgebende Kammer und Gegengewicht zur Duma eingeführt. Der Rat ist mit rund 200 Adligen, Bürokraten und Generälen im Ruhestand besetzt und gilt Kritikern schon bald als „Friedhof der Duma-Hoffnungen“.

Die meisten Gesetzesentwürfe müssen nun also drei Instanzen passieren: die radikal-liberale Duma, den konservativen Reichsrat und dann noch den Zaren, der für seinen Wankelmut bekannt ist.

Kaum vorstellbar, dass auf diesem Weg Reformen möglich sind.

Von Anfang an behandeln Nikolaus II. und seine Regierung die Duma so, als würde sie gar nicht existieren. Als die Abgeordneten dem Thron eine Denkschrift zukommen lassen, in der sie unter anderem ein allgemeines Wahlrecht fordern, bestätigt der Hof nicht einmal den Empfang des Papiers. Dafür übergibt die Regierung der Duma Mitte Mai zwei erste Gesetzesentwürfe zur Bestätigung: In einem geht es um eine neue Wäscherei, im anderen um ein Gewächshaus für eine Universität. Das empfinden die Abgeordneten als offene Provokation.

Die meisten Mitglieder der Regierung lassen sich im Plenum der Duma ohnehin nicht sehen und schicken stattdessen ihre Staatssekretäre.

Der Einzige, der die Sitzungen regelmäßig besucht, ist Pjotr Stolypin.

Dabei ist der neue Innenminister sicherlich kein Demokrat. Hoffnungen und Ziele der Liberalen sind seinem aristokratisch geprägten Weltbild fremd. Doch er scheint als einer der wenigen seines Standes zu begreifen, dass das Volk nun eine Stimme hat. Und dass die nicht mehr verstummen wird.

Gleich nach Amtsantritt stürzt sich Stolypin in die Arbeit. Als Innenminister ist er für die Sicherheit verantwortlich, und die Dossiers der Geheimpolizei über revolutionäre Umtriebe alarmieren ihn. Unablässig sendet er Telegramme an Gouverneure und Militärs, ordnet Haussuchungen und Verhaftungen an. Gleichzeitig muss er sich in der Hauptstadt politik zurechtfinden. „Ich war ein Fremder in der bürokratischen Welt von Petersburg“, resümiert er später, „und hatte keine Verbindungen zum Hof.“

Das hindert den Zaren nicht, Stolypin nach weniger als drei Monaten zum neuen Ministerpräsidenten zu ernennen: auf Empfehlung des scheidenden Premiers und weil er von Stolypins Energie beeindruckt ist.

Am Tag darauf, dem 9. Juli 1906, lässt der Herrscher zudem die Duma auflösen – ein Schritt, den viele schon befürchtet haben: Denn die linken Abgeordneten haben den Plenarsaal in ein revolutionäres Tribunal gegen das Zaren-

reich verwandelt. Da sie keine Gesetze durchbringen können, beschränken sich die Parlamentarier darauf, die Ministerien mit Anfragen zu überschütten und damit die Verantwortlichen zu zwingen, sich öffentlich zu Missständen zu äußern, um die Regierung zu brüskieren.

Mehr als 400 solcher Anfragen stellt die Duma in den neun Wochen ihrer Existenz, rund sechs am Tag.

Die Auflösung des Parlaments verschafft dem neuen Premier eine Atempause. Stolypin ist entschlossen, das Land nach seinen Vorstellungen zu reformieren. Doch zuerst muss er Ruhe und Ordnung wiederherstellen.

Zwar steht das Reich inzwischen nicht mehr am Abgrund wie im Revolutionsjahr 1905 – Arbeiterstreiks und Demonstrationen haben nachgelassen (vor allem weil das Regime mehrere Zehntausend Aufständische hingerichtet, verhaftet oder ins Exil geschickt hat).

Aber noch immer flammen Unruhen auf im Land, kommt es zu Anschlägen: Zwischen September 1905 und Oktober 1906 ermorden Attentäter 3611 Staatsdiener, darunter Dorfpolizisten und Beamte, aber auch Generäle und Gouverneure. Um ihren Bedarf an Waffen zu finanzieren, überfallen die Terroristen Postämter oder Spirituosenläden.

Andere Kämpfer besetzen Telegraphenämter oder Eisenbahnstationen. Im Kaukasus machen die Behörden Jagd auf eine besonders brutale Bande, die Pfandhäuser, Banken, Züge und Postkutschen plündert. Anführer ist der Georgier Iossif Dschugaschwili – später wird er sich den Kampfnamen Stalin geben.

Am 12. August 1906 betreten drei radikale Sozialrevolutionäre, als Armeeangehörige getarnt, die Datscha Stolypins in Petersburg. Das Haus ist voller Besucher, die Bittgesuche an den Premier richten wollen. Als die Wachen misstrauisch werden, zünden die Terroristen Bomben in ihren Aktentaschen.

Die Explosion legt das halbe Haus in Trümmer, tötet etwa 30 Menschen und verletzt Dutzende weitere, darunter zwei Kinder Stolypins. Der Premier trägt nur eine Schnittwunde davon. Und obwohl er vor allem wegen der Verletzungen seiner Kinder schockiert ist, erscheint er am nächsten Tag im Kabinett, „als



Bauernmädchen mit
Erdbeeren: Mit moderner
Anbautechnik will Premier
Stolypin den Ertrag der
Landwirtschaft steigern



Aus Brettern haben diese
Männer eine Heuballenpresse
konstruiert. Stolypin setzt
durch, dass Bauern leichter
zu Landbesitz kommen

Holztransport für die
Eisenerzverhüttung. Bis
1910 bessert sich dank der
neuen Gesetze die Lage
vieler Landbewohner



wäre nichts Ungewöhnliches geschehen“, wie ein Zeuge berichtet. Diese Standhaftigkeit trägt ihm enormen Respekt ein.

Allerdings fordert der Zar nun, mit aller Härte gegen die Revolutionäre vorzugehen. Einflussreiche Adelige drängen sogar auf eine Militärdiktatur.

Bislang hat Stolypin die Polizei angewiesen, entschlossen, aber im Rahmen der Gesetze zu handeln. Nun aber führt er – nach Ansicht mancher Historiker gegen seine eigene Überzeugung und um eine Diktatur zu verhindern – in weiten Teilen des Landes per Notverordnung Feldgerichte ein, die Verdächtige ohne Beweise binnen weniger Stunden aburteilen. Damit sollen Auführer schneller zur Rechenschaft gezogen werden.

Als Richter wirken Offiziere, die Gerichte tagen hinter verschlossenen Türen, es gibt keine Staatsanwälte, keine Verteidiger, keine Berufung. 1102 Menschen lässt die Regierung so binnen acht Monaten verurteilen und hinrichten.

Daraufhin flauen die Unruhen ab. Der britische Botschafter berichtet im Oktober: „Nach Meinung von Beobachtern war das Land seit dem Beginn der Revolution noch nie so friedlich.“

Doch der Schaden für Russlands Reputation ist groß. Im Ausland ist man entsetzt über den Staatsterror, über die Aufgabe aller Rechtsstaatlichkeit. Im Zarenreich selbst wenden sich nicht nur die Linke, sondern auch moderatere Kräfte von der Regierung ab.

Verantwortlich gemacht für die Hinrichtungen wird vor allem der Ministerpräsident: „Stolypin-Waggons“ nennen die Russen die Eisenbahnwagen, die Verbannte nach Sibirien schaffen. Und dem Strang des Henkers gibt das Volk den Namen „Stolypin-Krawatte“. Der Premier erklärt einem Besucher: „Ich kämpfe an zwei Fronten: Ich kämpfe gegen die Revolution, aber für die Reform. Sie könnten sagen, dass so eine Einstellung die menschliche Kraft übersteigt, und könnten damit recht haben.“

Am 24. August 1906 veröffentlichen alle wichtigen Zeitungen ein Kommuniké der Regierung, in dem der Regierungschef seine Pläne vorstellt: Viele der angekündigten Reformen sind zwar noch wenig konkret, dafür betreffen sie fast alle Institutionen des Staates – Verwal-

tung, Bildung, Polizei, Gerichte, Religion. Für die Schulen etwa stellt das Kabinett 5,5 Millionen Rubel zur Verfügung, um Lehrer besser zu bezahlen und landesweit Grundschulen einzurichten.

Fabrikarbeiter sollen durch eine staatliche Versicherung bei Unfällen und Krankheit unterstützt werden, Juden und Altgläubige mehr Freiheiten erhalten.

Die Verwaltung in den Provinzen will Stolypin zentralisieren und dabei den Adel durch geschulte Beamte ersetzen, außerdem Amtsgerichte einführen.

Ein ambitioniertes Programm.



Vor allem strebt Pjotr Stolypin eine Agrarreform an. Ziel ist zum einen eine erhöhte Produktivität durch verbesserte Anbautechniken – etwa eine modernere Fruchtfolge statt der mittelalterlichen Dreifelderwirtschaft – oder chemische Dünger, zum anderen will der Premier die Mentalität der Dorfbewohner ändern.

Aus Bauern sollen Bürger werden: unabhängige Landbesitzer, die an das Recht glauben. Die ihr Eigentum vom Staat geschützt sehen und daher jede Revolution ablehnen. Die Bauern sollen als neue konservative Klasse die bestehenden Verhältnisse verteidigen.

Die Realität ist davon jedoch weit entfernt. Seit Ende der Leibeigenschaft 1861 leben die Bauern zwar formal in Freiheit, an ihrem Elend aber hat sich kaum etwas geändert. Das Land, das sie bestellen, gehört jetzt nicht mehr den Gutsbesitzern, aber auch nicht ihnen selbst.

Die *obschtschina*, die Dorfgemeinschaft unter Führung der Ältesten, teilt die Äcker den Familien zu. Damit jeder Bauer einen gerechten Anteil an fruchtbaren und weniger fruchtbaren Böden erhält, ist das Land in Streifen abgesteckt, einige nicht breiter als einen Meter. Manchmal zehn, manchmal mehr als 100 solcher Parzellen bewirtschaftet ein einzelner Bauernhaushalt.

Oft sind die Streifen zu schmal für einen modernen Pflug und liegen über die Dorfdomäne verstreut, sodass viel Arbeitszeit damit verschwendet wird, von einem zum anderen zu kommen. Immer wieder verteilt die Obschtschina die Ackerflächen neu, etwa wenn eine Familie größer oder kleiner geworden ist.

Warum also soll ein Bauer sich bemühen, den Boden seines Feldes mit Dünger zu verbessern, wenn er das Land ohnehin bald nicht mehr nutzen darf?

Das System der Flurgemeinschaft lähmt jede Initiative, die schmalen Streifen machen moderne Agrarwirtschaft unmöglich. Die Landleute dämmern dahin in Apathie und Armut.

Der Gedanke, dass die Obschtschina den Fortschritt hemmt, ist nicht neu. Schon seit Jahrzehnten entwerfen Bürokraten in Sankt Petersburg Reformen.

Doch mit Stolypin steht nun ein Mann an der Spitze des Staates, der wirklich entschlossen ist und der sich seit seiner Zeit als Gutsherr intensiv mit Landwirtschaft beschäftigt hat.

Per kaiserliche Notverordnung erlässt der Premier am 9. November 1906 sein Gesetz zur Agrarreform.

Die Bauern erhalten das Recht, sich aus der Dorfgemeinschaft zu lösen und die von ihnen bewirtschafteten Felder als Privatbesitz zu übernehmen. Dazu werden entweder die Streifen innerhalb der Domäne zu einer Fläche zusammengefasst, oder sie erhalten gleichwertige Böden zum Tausch, wenn sie sich einen Hof außerhalb der Gemeinde aufbauen.

Die Bauernbank vergibt günstige Kredite, damit sie noch zusätzliches Land erwerben können, das der Staat oder der Adel günstig zur Verfügung stellen. Stolypin selbst verkauft eines seiner Güter, um ein Beispiel zu geben.

Die Regierung sendet Tausende Landvermesser, Agronomen und Ingenieure in die Dörfer. Denn natürlich ist die Umsetzung der Reform kompliziert: Wie soll man das Flickwerk der Landstreifen entwirren, in welchem Verhältnis ein fruchtbares Stück Boden gegen ein schlechteres anderswo eintauschen? Was wird aus den Weiden und Wäldern, die die Dörfler gemeinschaftlich nutzen?

Zudem haben die Bauern, viele sind Analphabeten, große Angst vor Verän-

derung. Die Dorfgemeinschaft aufzugeben und damit die soziale Geborgenheit – das ist für viele auf dem Land kaum vorstellbar. Wer es dennoch wagt, den beschimpft die Obschtschina oft als Unruhestifter und Verräter. Nicht selten wird dessen Nachwuchs von der Schule ausgeschlossen, das Vieh getötet, das Haus in Brand gesteckt. Jeder dritte Bauer, der einen Antrag auf Privatbesitz innerhalb des Gemeindelandes gestellt hat, zieht ihn auf Druck der Nachbarn wieder zurück.

Stolypin sagt, es werde 20 Jahre dauern, ehe die Reform Wirkung zeige – Kritiker rechnen mit 100 Jahren. Immerhin: Bis 1910 errichten 1,5 Millionen Bauern jenseits des Gemeindelandes neue Höfe. Es sind Pioniere, die nun große Felder mit modernen Pflügen bestellen, Markensaatgut und chemische Dünger einsetzen; die Zuchtvieh aus Europa importieren, Obst und Gemüse züchten, Arbeiter einstellen, noch mehr Land aufkaufen. Und deren Erträge spürbar steigen.

Weit weg im Exil beginnt sich ein Mann allmählich Sorgen zu machen, dass Stolypins Reform wirklich funktionieren könnte. Sein Name ist Wladimir Iljitsch Uljanow, genannt Lenin, und er will den Sturz des Zarenregimes.

Am 20. Februar 1907 kommt die zweite, zu Beginn des Jahres neu gewählte Duma zusammen. Weil sich diesmal auch Sozialrevolutionäre und Sozialdemokraten an den Wahlen beteiligt haben, tritt sie, zur Enttäuschung Stolypins, noch radikaler auf als die erste.

Der Premier aber braucht für seine ambitionierten Reformen ein konservatives Parlament, das bereit ist, mit der Regierung zusammenzuarbeiten. Daher lässt er den Zaren kurzerhand die Duma auflösen und ändert per Dekret (mit Unterstützung des Zaren) das Wahlrecht: Die Stimmen des Landadels erhalten nun mehr Gewicht, auf Kosten der Bau-

ern. Bei den nächsten Wahlen erobern die Konservativen die meisten Sitze.

Presse und Opposition protestieren gegen die manipulierten Wahlen. Selbst der konservative deutsche Botschafter schreibt nach Berlin, bei dem Dekret handele es sich „formal um einen Staatsstreik“. Wie schon bei den Feldgerichten hat Stolypin das Recht gebeugt, als es ihm notwendig erschien.

Aber wie soll die Gesellschaft Vertrauen in den Staat fassen, den er schaffen will, wenn sich selbst der Regierungschef nicht an die Regeln hält?

Tatsächlich nimmt das Volk inzwischen kaum noch Anteil an der Politik. Die Russen seien nach fast drei Jahren voller Aufruhr „der Probleme müde“, schreibt der britische Botschafter. Als am 1. November 1907 die dritte Duma zusammentritt, säumen keine begeisterten Volksmassen mehr die Straße wie früher.



Dem Adel ist Stolypin zu progressiv, linken Terroristen jedoch zu reaktionär – 1906 zündeten sie Sprengsätze in dessen Sommerhaus

Damit hat Stolypin sein erstes Ziel erreicht: Ruhe ist in Russland eingekehrt.

Doch es zeigt sich bald, dass er seinen eigenen Plänen damit eher geschadet hat. Wozu jetzt noch Reformen, fragen sich die Eliten? Wozu ein Mann wie Stolypin, der womöglich an ihren Privilegien rüttelt? Anders als in Großbritannien, Deutschland, Österreich hat die russische Monarchie dem Druck der Untertanen widerstanden. Der Zar hält sich jetzt für unverwundbar.

Während das Volk in Resignation verfällt und der Adel zu alter Selbstzufriedenheit findet, legt Stolypin in den folgenden Jahren dem Zaren eine Re-

form nach der anderen vor. Meist arbeitet der Premier bis zwei Uhr nachts, mit einer 15-minütigen Ruhepause auf dem Diwan. Seine Mitarbeiter lässt er bis zum Morgengrauen recherchieren, wenn er eine wichtige Rede vorbereitet. Wer fünf Minuten zu spät zu einer Sitzung erscheint, steht vor verschlossenen Türen.

Stolypin nimmt sich vor, die ineffiziente und oft korrupte Verwaltung in den Provinzen zu reformieren. Damit will er kleine Landbesitzer fördern, die neben dem Privatbesitz noch gleiche Bürgerrechte und mehr Mitsprache erhalten sollen. Doch der Landadel, der Verwaltung, Justiz und Polizei kontrolliert, sperrt sich mit aller Kraft und findet Unterstützung beim Zaren. Nach jahrelangem Ringen bleibt alles, wie es ist.

Und so ergeht es auch seinen anderen Plänen. Mehr Rechte für die diskriminierten Juden? Der Zar lässt mitteilen, „eine innere Stimme“ verbiete ihm, diese zu gewähren.

Grundschulpflicht für Kinder? Drei Jahre lang berät eine Kommission der Duma über den Gesetzesentwurf, der dann vom Reichsrat so stark verändert wird, dass ihn das Parlament schließlich ablehnt.

Weniger Beschränkungen für religiöse Minderheiten? Die russisch-orthodoxe Staatskirche fürchtet um die Macht und lässt mehr als 100 000 Priester von den Kanzeln gegen die Pläne predigen.

Stolypin scheitert mit fast jeder seiner Initiativen. Nur die Agrarreform, per Notverordnung durchgesetzt,

findet nachträglich die Billigung von Duma und Reichsrat.

Zudem macht sich der Premier viele Feinde. Wenn er versucht, die Unterstützung der Duma zu gewinnen, nehmen es ihm die alten Eliten übel. Wenn er Bündnisse mit dem Adel schmiedet, rücken die Parlamentarier von ihm ab.

Und so wird in Petersburger Kreisen immer wieder über seine Entlassung spekuliert. Viele beschimpfen ihn und streuen bizarre Gerüchte – etwa, Stolypin plane, die Monarchie zu stürzen.

Ende 1909 bereitet der Premier ein weiteres Gesetz vor: Er will in sechs westlichen Gouvernements *semstwa* einführen, regionale Selbstverwaltungsgremien, die es fast überall im Reich gibt und in denen vor allem der Landadel vertreten ist. Im Westen hat man bisher keine *semstwa* zugelassen, da die meisten Aristokraten und Gutsbesitzer Polen sind, von deren Loyalität die Regierung nicht überzeugt ist. Nun will Stolypin dort ein Wahlrecht etablieren, das den – russischen, ukrainischen und weißrussischen – Kleinbauern den größten Stimmanteil für die Gremien garantiert.

Nach monatelangen Debatten billigt die Duma das Gesetz. Der Reichsrat aber lehnt die Initiative im März 1911 überraschend ab; dahinter verbirgt sich eine Intrige rechter Kreise gegen den Premier, den sie zu Fall bringen wollen.

Doch Stolypin gibt nicht auf. Er droht dem Zaren mit Rücktritt und nötigt ihn dazu, die Sitzungen der Duma und des Reichsrats für drei Tage auszusetzen, um in dieser Zeit das Gesetz per Notverordnung zu erlassen. Der Premier hat sich durchgesetzt – aber nun ist er endgültig isoliert. Der Zar fühlt sich gedemütigt, die Duma sieht sich düpiert, der Adel hasst ihn nur noch mehr.

Als Stolypin Ende August in Kiew eintrifft, wo ein Denkmal des Zaren Alexander II. enthüllt werden soll, wirkt er auf Beobachter erschöpft.

Wenige Tage später kommt es in der Oper zum Mordanschlag.

E

Es wird der letzte sein. Vier Tage später stirbt Pjotr Stolypin im Krankenhaus. Der Attentäter, ein junger revolutionärer Aktivist namens Dmitrij Bogrow, hat

jahrelang, wie schnell bekannt wird, als bezahlter Spitzel für die russische Geheimpolizei gearbeitet. Sofort kommen Gerüchte auf, rechte Kreise um den Zarenhof hätten den Mord in Auftrag gegeben. Aber Bogrow, das legen seine Aussagen und Briefe nahe, hat wohl eher als verwirrter Einzeltäter gehandelt, der



17 Attentatspläne und -versuche übersteht Stolypin. Doch 1911 wird er von dem Terroristen Dmitrij Bogrow (oben) erschossen

irgendwann selber nicht mehr wusste, auf welcher Seite er stand.

20 Jahre, hatte Stolypin gesagt, würde er brauchen, um Russland zu reformieren. Er hatte nur fünf Jahre Zeit. Aber dass er neben der Agrarreform (deren Erfolg bei den Historikern umstritten ist) so gut wie nichts bewegen konnte, liegt nicht an seinem frühen Tod – sondern daran, dass es ihm nicht gelang, seine Standesgenossen von Reformen zu überzeugen, die ihren Untergang verhindern sollten. Er wollte das Zarenreich verändern, um es zu retten.

„Natürlich bedauere ich Stolypins Tod“, sagt ein Mitglied des Reichsrats nach dem Attentat. „Aber wenigstens ist nun Schluss mit all den Reformen.“

Und auch der Zar ist insgeheim wohl erleichtert über den Tod des Premiers. In einem Brief an seine Mutter erwähnt Nikolaus II. nur wie nebenbei die Beerdigung des „armen Stolypin“, um dann, noch im selben Absatz, von seiner Abreise aus Kiew zu berichten: „Im Zug habe ich mich vollkommen ausgeruht. Wir kamen zur Teezeit an. Es ist eine ungeheure Freude, wieder an Bord der Yacht zu sein.“

Auch nach Stolypins Tod bleibt es in Russland ruhig, kann der Zar sich seines Sieges über die Freiheitsbestrebungen seiner Untertanen sicher glauben. Zwar nimmt die Zahl der Arbeiterstreiks allmählich wieder zu, doch auf dem Land gehen die Bauern ihrer Arbeit nach, und die radikalen Parteien haben ihre Hoff-

nung auf eine erneute Erhebung gegen den Zarismus erst einmal begraben.

Tatsächlich aber sind die großen Probleme des Landes nach wie vor ungelöst: der Wunsch der Menschen nach größerer politischer Teilhabe sowie die soziale Lage der Arbeiter und Bauern. Dieser Gefahr für sein Regime ist sich Nikolaus II. durchaus bewusst, als er sich im Juli 1914 widerwillig für den Krieg gegen Berlin und Wien entscheidet.

Zunächst jedoch scheint der Ausbruch des Weltenbrands seine Lage zu verbessern: Eine patriotische Begeisterung erfasst die Gesellschaft, und auch kritische Geister schließen mit ihrem Herrscher einen Burgfrieden.

Schnell aber wird klar, dass die Herausforderungen des Krieges das starre autokratische System überfordern: Die Armee erleidet Niederlagen und gewaltige Verluste an Menschenleben, für die Nikolaus II. als Oberkommandierender persönlich verantwortlich gemacht wird.

Bei Hofe verspielt die Zarin Alexandra durch eine inkompetente Günstlingswirtschaft das letzte Ansehen des Regimes. Und in den großen Städten leiden die Arbeiter zunehmend unter einer schwierigen Versorgungslage.

Nun beginnen die Politiker in der Duma wieder, gegen Zar und Regierung aufzubegehren, gehen immer mehr hungernde Proletarier auf die Straße.

Und so droht Russland 1917 genau das, was Pjotr Stolypin um jeden Preis vermeiden wollte: eine Revolution. ●

Johannes Strempe, Jg. 1971, schreibt regelmäßig für GEOEPOCHE. Der Fotograf Sergej Michajlowitsch Prokudin-Gorskij, 1863–1944, entwickelte 1902 eine Methode, um mithilfe verschiedenfarbiger Filter bunte Fotos zu erstellen. Zwischen 1909 und 1912 bereiste er im Auftrag des Zaren das Russische Reich.

LITERATUREMPFEHLUNGEN

Abraham Ascher, „P. A. Stolypin – The Search for Stability in Late Imperial Russia“, Stanford University Press: maßgebliche Biografie des russischen Premierministers. Peter Waldron, „Between two revolutions“, UCL Press: Analyse des Reformprogramms von Pjotr Stolypin.

DAS ENDE DER ILLUSIONEN

Voller Enthusiasmus ziehen Russlands Soldaten 1914 gegen Deutschland und Österreich-Ungarn, sie hoffen auf einen schnellen Sieg. Doch schon bald zeigen Rückschläge, dass das Zarenreich seinen Gegnern nicht gewachsen ist. Immer größer wird nun der Unmut in der Bevölkerung

Text: FELIX BOHR; Karte: CHRISTIAN KUHLMANN

Juni 1916: Truppen des Zaren durchbrechen im Verlauf der erfolgreichsten russischen Offensive während des Ersten Weltkriegs die österreichisch-ungarischen Linien im Südwesten der Front und erobern binnen zwei Monaten weite Teile Galiziens. Ein großer Sieg über die Armeen des Habsburger-Kaisers scheint möglich.

Doch dann gerät die Offensive ins Stocken; die Kämpfe fressen sich in einem zermürbenden Stellungskrieg fest. Die Moral der russischen Soldaten sinkt im Winter 1916 auf einen Tiefpunkt. Denn ein siegreiches Ende des blutigen Konflikts ist nicht in Sicht.

Zwei Jahre zuvor hat noch eine Welle der patriotischen Begeisterung Russland erfasst. Eine fahnenschwenkende Menge bejubelte Zar Nikolaus II., als er im Sommer 1914 den Kriegseintritt seines Reiches verkündete. Politiker aller Parteien erklärten ihren Willen, das Vaterland gegen Deutschland und Österreich-Ungarn zu verteidigen. Und weil der Name der Hauptstadt zu deutsch klang, benannte man Sankt Petersburg kurzerhand in Petrograd um.

Doch der vaterländische Taumel endete schon bald. Zwar überrannten die russischen Truppen im August 1914 ihre österreichischen Gegner im südlichen Abschnitt der Front. Im Norden aber erlitt die Armee des Zaren ein Fiasko: Nahe dem ostpreußischen Tannenberg

schlug das deutsche Heer die zahlenmäßig überlegene gegnerische Streitmacht vernichtend.

Die russischen Generäle haben auf einen schnellen Sieg gesetzt, auf den nun einsetzenden Abnutzungskampf ist ihr Heer nicht vorbereitet. Den Soldaten fehlt es an Waffen, Munition und Technik. So sind an der gesamten Front, vom Baltikum bis in den Kaukasus, nur zwei motorisierte Krankenwagen verfügbar. Der modernen Artillerie des Feindes können die zaristischen Offiziere oft nur ihre Reiterei entgegensetzen.

Zudem agiert das russische Oberkommando im Grabenkrieg konzeptlos; anstatt beispielsweise Schützengräben ausheben zu lassen, treiben die Offiziere ihre Soldaten massenweise ins feindliche Feuer. Bis zum Ende des ersten Kriegsjahres verliert die zaristische Armee rund 1,8 Millionen Mann.

Im April 1915 zwingt ein deutscher Großangriff die russischen Truppen an der gesamten Front zum Rückzug. Erst im Herbst kann Berlins Vormarsch gestoppt werden.

Zwar stabilisiert sich die Lage in den folgenden Monaten, und mit der Offensive vom Juni 1916 kann die südwestliche Front sogar in Richtung Westen verschoben werden. Doch letztlich bringt der Vorstoß keinen strategischen Vorteil, denn die Truppen Österreich-Ungarns lassen sich nicht wie erhofft

ausschalten: Dank massiver Unterstützung durch deutsche Soldaten kann sich die k. u. k. Monarchie im Krieg halten.

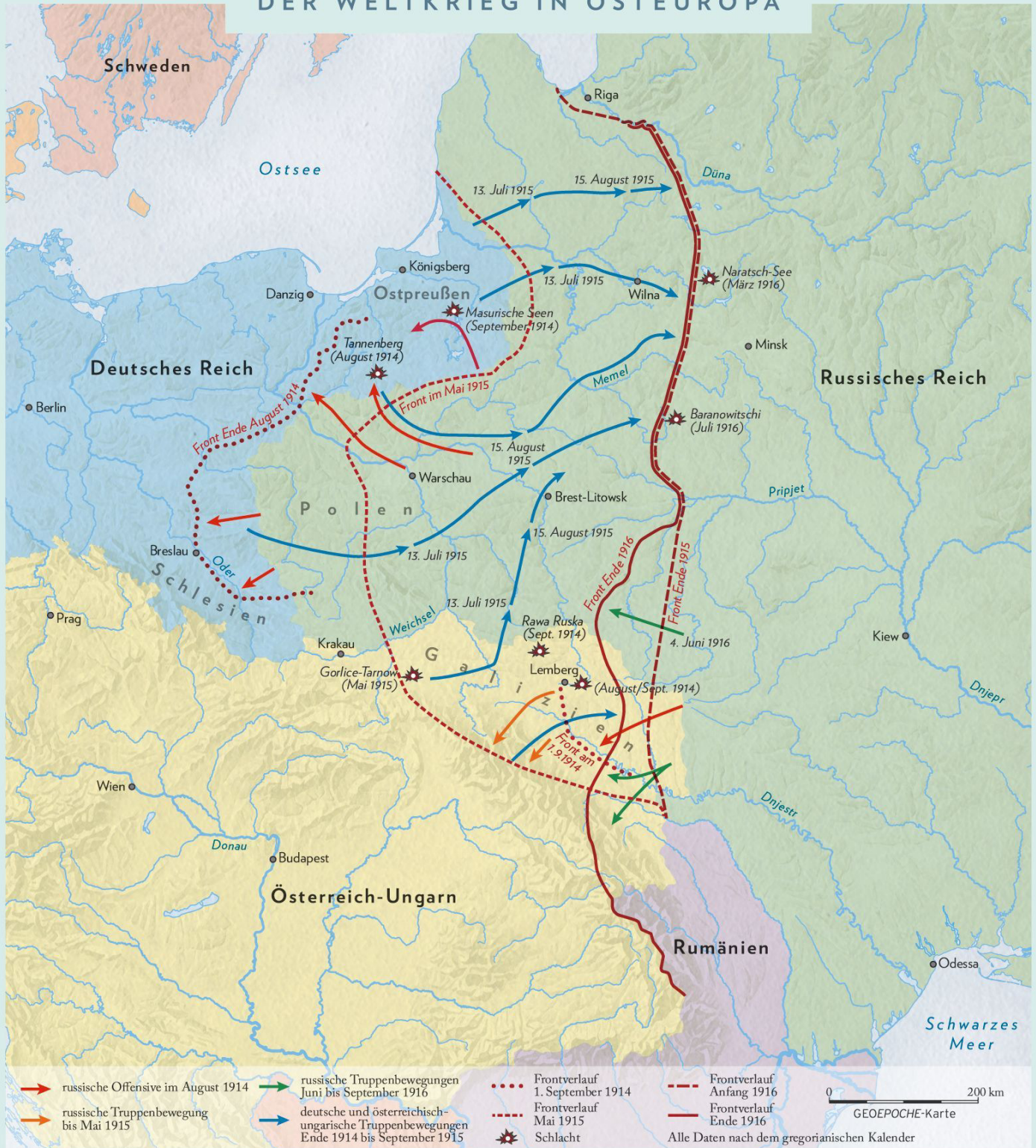
Vergebens erscheinen nun vielen die Opfer, die Russland für diese Offensive gebracht hat: Die erschöpften Überlebenden müssen weiterhin im blutigen Matsch der Schützengräben kämpfen, und ein Ende des Massensterbens ist nicht zu erwarten.

Auch in den Städten verschärft sich die Lage im strengen Winter 1916. Das Brot wird knapp. Es gibt kaum noch Heizmaterial, weil die Militärs Transportzüge für ihren Nachschub zurückhalten. Die Menschen hungern und frieren. Um die Kriegsindustrie zu finanzieren, lässt der Zar Millionen Rubel drucken. Da dieser vergrößerten Geldmenge in den Geschäften nicht genügend Waren gegenüberstehen, steigen die Preise, macht die Inflation selbst einfache Konsumgüter wie Kleidung schon bald für viele unerschwinglich.

Die zunehmende Not lässt in den ersten Wochen des Jahres 1917 vor allem unter den Arbeitern die Wut wachsen. Während an der Front weitgehend Stillstand herrscht, lähmen Streiks die von den Rüstungsanstrengungen überforderte Wirtschaft, demonstrieren Volksmassen gegen den Zaren und seine Regierung.

Und immer häufiger ist in den Straßen nun ein gewaltiges Wort zu hören: Revolution! ●

DER WELTKRIEG IN OSTEUROPA

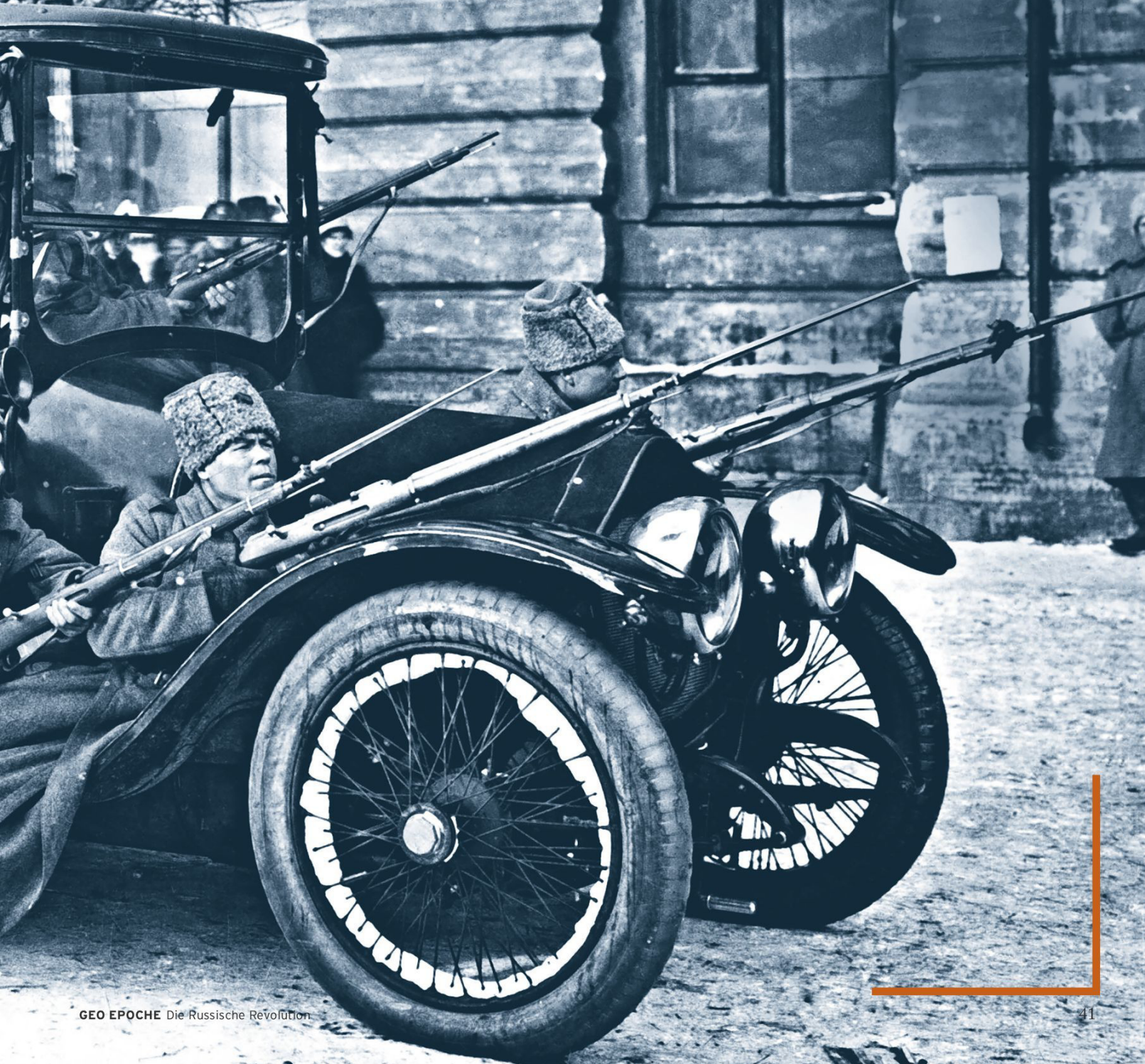


In den ersten Wochen des Krieges rücken die russischen Truppen in Ostpreußen und Schlesien sowie in Galizien gen Westen vor (rote Pfeile) und errichten zwei Fronten (gepunktete Linien). Doch während im Süden weitere Erfolge gegen Österreich-Ungarn gelingen (orangefarbene Pfeile), treiben Berlins Soldaten (blaue Pfeile) die Russen im Norden noch 1914 auf deren Territorium zurück (fein gestrichelte Linie). 1915 müssen sich die Truppen des Zaren sogar auf der gesamten Frontlänge zurückziehen und Polen sowie Teile des Baltikums preisgeben (grob gestrichelte Linie). Eine russische Offensive im Südabschnitt der Front (grüne Pfeile) erbringt 1916 moderate Gebietsgewinne, kann jedoch die schlechte Gesamtlage Ende 1916 (durchgezogene Linie) nicht verändern

AUFSTAND IN PETROGRAD

Der Erste Weltkrieg verschärft die Spannungen im Zarenreich, denn der massenhafte Tod an der Front sowie der Hunger im Land lassen den Zorn des Volkes spürbar wachsen. Doch als es im Februar 1917 zur Rebellion kommt, sind so gut wie alle politischen Führer überrascht – und überfordert — Text: MARION HOMBACH

Am 23. Februar 1917 beginnen in der russischen Hauptstadt Demonstrationen, die binnen Tagen eine revolutionäre Wucht entwickeln. Bewaffnete Aufrührer fahren, wie hier, durch die Straßen



P

Pawel Miljukow weiß nicht, was er tun soll. Seit Stunden schon wandert der Politiker an diesem Abend unschlüssig im Katharinensaal des Taurischen Palasts in Petrograd auf und ab. Hier, im Amtssitz der Duma, des russischen Parlaments, soll der Führer der Liberalen über die Zukunft seines Landes entscheiden.

Der 58-Jährige soll den Abgeordneten vorgeben, ob sich die bürgerlichen Kräfte den Demonstranten, die seit Tagen auf den Straßen der Kapitale protestieren, anschließen, um sie zu steuern – oder ob sie weiterhin versuchen, dem Zaren Nikolaus II. aus der seit mehr als 300 Jahren herrschenden Romanow-Familie die Treue zu halten.

Immer wieder spricht der eine oder andere Weggefährte den Liberalen an, berichtet, befragt ihn. Miljukow ringt um die richtige Entscheidung.

Der Politiker hat Erfahrung mit schwierigen Situationen; schon oft hat er zäh verhandelt und dabei stets einen klaren Kopf behalten. Er sorgt sich um sein Land. Wägt ab. Prüft. Zaudert.

Soll er Michail Alexejew, den Chef des Heeres, zum Eingreifen gegen die Demonstranten bewegen? Das könnte einen Bürgerkrieg auslösen.

Soll er sich an die Spitze einer bürgerlichen Regierung stellen und kurzerhand die Macht im Land übernehmen?

Oder aber die Zusammenarbeit mit dem Arbeiter- und Soldatenrat suchen, der sich in diesen Stunden ebenfalls im Taurischen Palast zusammenfindet?

Es ist der 27. Februar 1917. Der fünfte Tag eines Aufstands, der das größte Land der Welt erschüttert und als „Februarrevolution“ in die Geschichte eingehen wird. In den Straßen von Petrograd, wie Sankt Petersburg seit 1914

heißt, drängen sich an diesem Montag die Menschen.

Die Stadt liegt im Chaos: Führungslose Soldaten – die aus Protest gegen den Befehl, auf Demonstranten zu schießen, gemeutert haben – plündern Waffenarsenale, besetzen Brücken und Kreuzungen, verhaften ihre Kommandeure oder jagen wie im Rausch in erbeuteten Autos über Straßen. Sie schießen gegen Heckenschützen der Polizei, die von Dächern auf die Rebellen zielen.

Meuterer stecken das Bezirksgericht in Brand, befreien 8000 vermeintlich politische Gefangene, tatsächlich wohl meist einfache Kriminelle, die nun in Häuser in den besseren Vierteln einbrechen, rauben und vergewaltigen.

Für die Arbeiter ist der Aufstand eine großartige Ermunterung: Begeistert requirieren sie Teehäuser, Cafés, Restaurants, laden die Kämpfer ein, improvisieren Schlafgelegenheiten für sie.

Etwa 25000 Demonstranten ziehen an diesem Tag zum Taurischen Palast: Viele lagern vor dem Gebäude, andere überrennen die wenigen Wachen des Parlaments, fluten die Gänge des weitläufigen klassizistischen Prachtbaus, ziehen

über das spiegelnde Parkett, vorbei an Marmorsäulen, durch die Säle und Gemächer – eine lärmende, erregte Masse.

Immer wieder bricht die Menge in lautes Hurra aus, wenn jemand spricht, stimmt begeistert die „Marseillaise“ an, plündert den Erfrischungsraum bis auf das letzte Glas Tee und stiehlt die Silberlöffel, wie ein empörter Duma-Abgeordneter später berichtet.

Die Demonstranten erhoffen sich von den Parlamentariern Führung im Chaos. Vermutlich wünschen sie sich einen neuen Herrscher, der sich an die Stelle des verhassten Romanow setzt.

Eine Regierung gibt es zu diesem Zeitpunkt faktisch nicht mehr: Die Minister des Zaren haben sich in einer Wohnung getroffen und entschieden, den Ausnahmezustand zu erklären – doch kein Mensch in Petrograd hört noch auf die Vertreter des Regimes, und so werden die Kabinettsmitglieder Nikolaus II. noch am Abend telegraphisch ihren Rücktritt mitteilen.

Der Herrscher, gegen den sich die Revolte richtet, befindet sich mehrere Hundert Kilometer entfernt, im Hauptquartier der russischen Armee.

In diesen Stunden der Verwirrung bräuchte das Land jemanden, der die Lage überblickt. Der die Macht an sich zieht, sich Autorität verschafft.

Pawel Miljukow wäre der Mann, dem dies wohl am ehesten gelingen könnte. Der integre Professor für russische Geschichte ist der bekannteste Politiker Russlands und nahezu unumstrittene Anführer der bürgerlichen Kreise. Seit Jahren kämpft der Mitherausgeber einer Petrograder Zeitung mit Vorträgen, Artikeln und Reden dafür, die russische Bevölkerung politisch zu bilden.

In der Duma führt er die bürgerliche Konstitutionell-Demokratische Partei (die „Kadetten“), die für gemäßigte Reformen wie etwa den Achtstundentag und Freiheitsrechte der nationalen Minderheiten im Land eintritt.

Seit Sommer 1915 bildet seine Partei mit den übrigen Gruppierungen der bürgerlichen Mitte einen „Progressiven Block“ und fordert vom Zaren, dass er eine Regierung des allgemeinen Vertrauens unter einem für die Duma akzeptablen Premierminister zulässt (oder,



Der liberale Abgeordnete Pawel Miljukow führt das bürgerliche Lager im wachsenden Protest gegen die Regierung des Zaren und fordert politische Mitbestimmung. Als aber die Massen auf die Straße gehen, zaudert er



Das Regime des Zaren zieht den Hass vieler Russen auf sich – auch weil seine Frau den Einflüsterungen des obskuren Heilpredigers Grigorij Rasputin folgt, hier (Mitte) mit Anhängern

noch besser: eine Regierung, die von der Duma – und nicht vom Herrscher – ernannt und entlassen wird).

Miljukow könnte der Hoffnungsträger sein, der Russland in dieser Stunde der Krise anführt. Doch er ringt Stunde um Stunde um eine Entscheidung. Zwar hat er am Nachmittag der Gründung eines provisorischen Komitees zugestimmt, um die Verwaltung zu organisieren. Aber dazu, gegen den Zaren eine Regierung zu berufen, kann er sich den ganzen Tag über nicht entschließen – bis es zu spät ist und die Macht plötzlich in anderen Händen liegt.

Denn während im rechten Flügel des Taurischen Palasts die Politiker der Duma noch beratschlagen, entsteht im linken Flügel ein neues Machtzentrum: ein *sowjet*, ein Arbeiter- und Soldatenrat, dessen Exekutivkomitee per Abstimmung der Anwesenden ausgewählt wird, ohne jede Legitimation.

Dieses Gremium kümmert sich um die Verpflegung der meuternden Soldaten und wird schon bald die Massen auf seine Seite bringen. Im Kampf um die Macht verlieren die bürgerlichen Politiker die erste Runde.

Knapp drei Monate zuvor, Anfang Dezember 1916: Bei den Bewohnern Petrograds werden die Zweifel an der Herrschaft des Zaren immer stärker – was nicht zuletzt am Weltkrieg liegt; denn die Kämpfe gegen Deutsche und Österreicher verheeren seit dem Sommer 1915 die Westflanke des Russischen Reiches.



Zar Nikolaus II. (o. l.) befiehlt die Armee im Weltkrieg seit 1915 selbst und wird daher von vielen Menschen persönlich für die opferreichen Niederlagen der russischen Truppen verantwortlich gemacht

Nun, im dritten Kriegswinter, leiden vor allem die Bewohner der Metropole Petrograd unter der schlechten Versorgung mit Getreide und anderen Lebensmitteln. Weizenmehl kostet fast dreimal so viel wie 1913, Salz und Zucker etwa fünfmal, Butter mehr als achtmal so viel.

Arbeiterinnen, die elf oder mehr Stunden in der Fabrik geschuftet haben und des Nachts in einer Bäckerei um einen Laib Brot anstehen, erfahren manchmal erst nach Stunden des Wartens, dass die Vorräte ausverkauft sind.



Sie sei eine Spionin des Kriegsgegners, glauben viele Russen von Zarin Alexandra, die aus Deutschland stammt. Die Unbeliebte muss sich zudem Sorgen um die Thronfolge machen: Sohn Alexej ist Bluter

Gerüchte werden gewispert, deutsche Agenten oder jüdische Spekulanten seien für den Mangel verantwortlich.

Tatsächlich aber ist die schlechte Versorgung darauf zurückzuführen, dass viele Bauern als Soldaten eingezogen und ihre Zugpferde für den Krieg beschlagnahmt worden sind.

Auch gibt es Probleme mit dem Transport der Lebensmittel: Viele Eisenbahnzüge werden für die Truppenversorgung gebraucht, und der winterliche Frost verlangsamt die Lokomotiven.



An der Front in Westrussland versammeln sich kriegsmüde Soldaten. Die Moral der Truppe sinkt stetig. Und in den Großstädten des Landes ist die Versorgung mit Essen und Brennmaterial katastrophal

Darüber hinaus konkurrieren gleich zwei Behörden darum, Petrograds Versorgung zu organisieren – mit der Folge, dass es keiner von beiden gelingt.

Die Soldaten, die in der Hauptstadt stationiert sind, sorgen sich zudem, irgendwann selbst an die Front beordert zu werden. Denn die russischen Streitkräfte erleben seit Kriegsbeginn schwere Niederlagen. Hunderttausende Kämpfer des Zaren sind schon getötet worden, oft weil ihnen Munition fehlte.

Die Truppen sehnen sich nach Frieden. Für Nikolaus II. aber, der seit August 1915 höchstpersönlich die Armee führt, kommt ein separater Friedensschluss mit Deutschland und Österreich-Ungarn nicht in Betracht.

Der Zar hat bei seinen Untertanen in den Jahren zuvor stark an Ansehen verloren. Seit er die Armee befiehlt, lasten ihm die Russen auch die Nöte des Krieges an. Vor allem aber hat ihm geschadet, dass er sich in seiner Abwesenheit von seiner Frau Alexandra vertreten lässt, die in ihren Urteilen einem sibirischen Wanderprediger folgt: Grigorij Rasputin.

Der überaus selbstbewusste Mann, der für seinen stechenden Blick bekannt ist, tritt wie ein Heilsbringer auf und behauptet, hellschen zu können.

Da es Rasputin irgendwie gelungen ist, das Leiden des jungen Thronfolgers zu lindern, eines Bluters, tut Alexandra alles, um den vermeintlichen Heiligen

(der sagt, er bete für Kronprinz Alexej) nicht zu verärgern.

Rasputin nutzt seinen Einfluss, um adelige Damen zu verführen, feiert in seinem Petrograder Haus Orgien und bringt unfähige Günstlinge in politische Machtpositionen. Viele Russen verdächtigen Alexandra, sie habe eine Affäre mit dem Prediger – wohl zu Unrecht. Aber schlimmer noch: Sie halten die aus Deutschland stammende Zarin für eine Spionin ihres Heimatlandes (auch das stimmt nicht).

Versuche von Politikern und Verwandten des Zaren, Nikolaus II. auf mehr Distanz zu Alexandra zu bringen, schlagen fehl. Warnende Briefe leitet er an sie weiter, berichtet über kritische Besucher, auch wenn ihm bewusst sein muss, dass seine Frau sofort eine Bestrafung des Mahners wünschen wird.

Rasputin schadet dem Ruf des Zarenpaares so sehr, dass sich Ende 1916 mehrere Adelige zusammenfinden, um ihn zu ermorden und so die Monarchie zu retten. Unter dem Vorwand, die schöne junge Frau eines Aristokraten wolle ihn sehen, locken sie ihn in einen Stadtpalast, töten ihn und werfen seine Leiche anschließend in die Newa.

Das Ansehen von Nikolaus und Alexandra aber können die Attentäter nicht retten. Zu lange hat Rasputin sich Zutritt zum Palast verschafft, zu verzweifelt trauert die Zarin um den Toten, den sie auf dem Gelände der Zarenresidenz in Zarskoje Selo beerdigen lässt.

Hinzu kommen immer größere soziale Spannungen, denen der Zar seit Jahren tatenlos zusieht. So ist in Petrograd seit Ende des 19. Jahrhunderts ein Heer von Arbeitern herangewachsen, entstanden in der späten Industrialisierung Russlands, das sich in keiner Weise in die frühere ständische Gesellschaft einfügt.

Viele Proletarier kennen im Gegensatz zur Landbevölkerung nicht die Autorität der Großgrundbesitzer, und anders als ein Teil der Bauern können die meisten von ihnen lesen und schreiben, interessieren sie sich für Politik.

Um ihre Unterstützung werben etliche sozialistische Gruppierungen der



Die Revolution beginnt wie zufällig: Einer Demonstration von Frauen schließen sich Belegschaften mehrerer Petrograder Fabriken an (o.) und treten in den Streik. Bald sind 200 000 Arbeiter auf den Straßen



Anfangs schickt die Regierung des Zaren Truppen gegen die Auführer. Doch kurz darauf verbünden sich viele der Soldaten mit den Rebellen – der entscheidende Moment des Aufstands

Hauptstadt. Die Arbeiter bilden eine für die Etablierten gefährliche Klasse, ihr Kampfmittel ist der Streik: Sie kämpfen gegen Arbeitszeiten von bis zu 13 Stunden am Tag, gegen miserable Bedingungen in den Fabriken. Mehrere Hundert Male haben sie seit Mitte 1915 gestreikt, mal für mehr Rechte, mal für Brot.

In der Duma nehmen schon seit einiger Zeit Forderungen zu, der Zar müsse Macht abgeben.

Das russische Parlament, das in einem komplizierten mehrstufigen Verfahren so gewählt wird, dass die Stimmen der Arbeiter stets geringer gewichtet werden als die der Großgrundbesitzer und bürgerlichen Städter, hat Nikolaus 1906 eingeführt, um die damalige revolutionäre Situation zu befrieden (siehe Seite 6).

Allerdings hat er sich gegenüber allen Gesetzen ein Vetorecht vorbehalten; er allein ernennt und entlässt die Regierung. Und so müssen die Parlamentarier hilflos verfolgen, wie die Zarin ihren Mann dazu bringt, willfährige Minister in die Regierung zu berufen – und fähige abzusetzen.

Seit August 1915 fordern die Abgeordneten aller bürgerlichen Parteien daher als minimales Zugeständnis eine

„Regierung des Vertrauens“, angeführt von einer Person, die vom Volk akzeptiert wird – doch ohne Erfolg.

Zudem sind manche Politiker davon überzeugt, darunter Pawel Miljukow, dass das deutsche Kaiserreich Einfluss hat auf höchste Regierungskreise.

DEM ZAREN TRAUT KAUM JEMAND MEHR

Am 1. November 1916 beschuldigt der Führer der Kadetten in einer Rede vor dem Parlament Premierminister Boris Stürmer – einen Russen mit deutschem Namen –, mit dem Feind zusammenzuarbeiten. Miljukow nimmt Presseberichte aus deutschen Zeitungen sowie

Botschaftsberichte zum Anlass, die Regierung scharf anzugreifen.

Er klagt Stürmer an (den er letztlich zu Unrecht verdächtigt), in seiner Umgebung deutsche Spione zu dulden.

„Was ist das – Dummheit oder Verrat?“, ruft Miljukow seinen Zuhörern zu, und viele Abgeordnete antworten ihm mit: „Verrat!“ Er wirft der Regierung vor, einer Versöhnung zwischen Staat und Gesellschaft im Wege zu stehen, und kritisiert indirekt den Zaren, der fähige Minister entlasse.

Zwar verbietet das Regime den Druck der Rede, doch sie wird illegal verbreitet und macht Miljukow im Land bekannt.

Obwohl der Liberale eine Revolution fürchtet und vor ihr warnen will, stärken seine Vorwürfe all jene, die auf einen gewaltsamen Umsturz hinarbeiten. Denn in den Schützengräben und Elendsvierteln lesen die Menschen nun – bezeugt von einem anerkannten Politiker –, was sie schon lange vermuten: dass Verräter an der Spitze der Führung stehen.

So entfernen sich viele dieser Menschen noch mehr vom Zaren und hören

zunehmend auf Radikale, die für einen Umsturz kämpfen: darunter die Sozialrevolutionäre sowie die Sozialdemokraten mit ihren zwei Gruppierungen, den Bolschewiki und den etwas gemäßigteren Menschewiki.

Sein eigentliches Ziel aber – eine Regierung des Vertrauens – erreicht Miljukow nicht. Nikolaus II. schlägt alle Warnungen vor einem Aufstand mit dem stets gleichen Lächeln und nonchalanter Indifferenz aus. Er ist fest davon überzeugt, dass Gott ihn zum Alleinherrscher bestimmt hat.

So wendet sich nun nicht nur das einfache Volk, sondern auch ein Teil des Bürgertums zunehmend von seinem Zaren ab.

Anfang 1917 gibt es in der Hauptstadt immer weniger Menschen, die dem Herrscher zutrauen, die Probleme des Landes zu bewältigen.

Miljukow selbst wird später im Rückblick schreiben, dass es in diesen Tagen schien, als warteten alle auf etwas: als gingen die Adligen und Fabrikanten in den mit Marmor und edlen Hölzern ausgekleideten Stadtpalästen, die Arbeiter in den kaum beheizten und überbelegten Armutsquartieren, die Politiker und die linken Agitatoren allesamt davon aus, dass schon bald etwas Dramatisches geschehen werde.

Wohl kaum jemand aber rechnet mit dem Sturm, der schließlich über die Stadt hereinbricht.

Am Donnerstag, dem 23. Februar 1917, ist es so weit: Es kommt in Petrograd zu ersten Protesten. Letztlich gibt das Wetter den Ausschlag; denn nach mehreren Wochen, in denen das Thermometer durchschnittlich minus 15 Grad angezeigt hat, steigt die Temperatur an diesem Tag auf fast milde fünf Grad unter null. Bei Sonnenschein promenieren die Einwohner über den Newskij-Prospekt, die größte Prachtstraße der Stadt.



Aus Kasernen bewaffnen die Soldaten sich und andere Aufständische. Zarentreue Truppen sind gegen diese Milizionäre (o.) bald machtlos



Aufrührer verbrennen das Wappen des Zaren. Einigkeit herrscht bei den Protestierenden nur darüber, dass das alte System fortmuss

Es ist der Internationale Tag der Frau, und so marschieren gegen Mittag immer mehr Frauen in Richtung Stadtzentrum, fordern die Gleichberechtigung. Alles verläuft friedlich, doch am Nachmittag kippt die Stimmung, als Textilarbeiterinnen aus dem im Norden der Stadt gelegenen Wyborg-Bezirk einen Streik ausrufen. Sie fordern die Arbeiter anderer Fabriken des Bezirks ebenfalls zum Ausstand auf und ziehen kurz darauf mit ihnen nach Süden.

„Brot!“, rufen die Demonstranten nun. Und: „Nieder mit dem Zaren!“

Während der Innenminister eine Erklärung ausarbeitet, die am folgenden

Tag in den Zeitungen erscheinen soll und in der er die Bevölkerung mit den Hinweisen zu beruhigen sucht, dass es genug Brot gebe und für den Mangel Hamsterkäufe verantwortlich seien, gehen die Proteste auf den Straßen weiter.

Die Duma kommt an diesem Tag zu einer Sitzung zusammen. Mehrere Redner warnen vor der *stichija*, der „Urgewalt“ der Massen, wie sie die Bewegung auf der Straße nennen – und die selbst linke Abgeordnete fürchten. Das Parlament verabschiedet auf Pawel Miljukows Antrag hin eine Aufforderung an die Regierung, die Lebensmittelversorgung zu verbessern.

Auch dies geschieht in der Hoffnung, dass es sich bei den Protesten in der Stadt um Brotunruhen handelt, die abflauen, sobald es wieder Nachschub gibt.

Am Spätnachmittag sind bereits 100 000 Arbeiter auf den Straßen. Die Polizei sperrt die Litejnyj-Brücke zwischen dem Wyborg-Bezirk und der Innenstadt, um das Zentrum vor den Demonstranten abzuriegeln, doch viele Protestler queren daraufhin die Newa über die feste Eisdecke.

Berittene Kosaken versuchen nun, die Menschenmenge auseinanderzutreiben. Aufgrund eines Versehens aber haben die unerfahrenen Reservisten nicht

die sonst üblichen Peitschen erhalten und können die Volksscharen daher nicht zurückdrängen. Sie ziehen wieder ab.

Das ermutigt die Streikenden so sehr, dass sie ihren Protest im Morgen- und Nebel des 24. Februar fortsetzen: In den Fabriken der Arbeiterviertel tagen weitgehend spontan von Aktivisten einberufene Versammlungen, und bald schon marschieren die Beschäftigten unter anderem der Metallfabriken Erikson und Lessner, des Autoherstellers Renault sowie der Petrograder Patronenfabrik in Richtung der Litejnyj-Brücke.

In dem Stadtteil hinter der Brücke, auf den die mit Messern, Schrauben-

schlüsseln, Hämmern und Eisenstangen bewaffnete Menge nun zudrängt, liegen der Winterpalast des Zaren, mehrere Ministerien und der Taurische Palast.

Etwa 40 000 Arbeiter überrennen auf der Litejnyj-Brücke ein paar Wache stehende Kosaken, die von dem Ansturm überrascht werden. Anderswo werfen Demonstranten Pflastersteine und Eisbrocken auf Polizisten.

Am späten Vormittag sind rund 150 000 Menschen im Ausstand, das ist gut ein Drittel aller Petrograder Arbeiter.

Immer mehr Demonstranten drängen auf den Newskij-Prospekt, umringt von Schaulustigen, Ladenbesitzern, Studenten, reichen Herren und Damen, Kindern, viele in Feiertagslaune wegen des inzwischen sonnigen Wetters.

Einige Redner erklimmen eine Zarenstatue, andere zerkratzen deren Sockel. Die Verwaltung reagiert hilflos: Sie veröffentlicht ihre am Vortag vorbereitete Erklärung und verbietet ein paar Duma-Abgeordneten, ihre kritischen Reden drucken und verbreiten zu lassen.

In der Duma versuchen die Abgeordneten, die Regierung endlich zu einer Lösung der Brotkrise zu bewegen.

Auch am 25. Februar, dem dritten Tag der Proteste, gibt es noch immer kein nennenswertes staatliches Vorgehen ge-

gen die Demonstranten: Obwohl es zu einzelnen Zusammenstößen mit der Polizei kommt, erteilt niemand den Befehl zum massierten Einsatz von Bewaffneten, um den Protest zu ersticken. Es ist, als sei der Staat vor Schreck erstarrt.

Das führt dazu, dass die Aufrührer noch zahlreicher und mutiger werden; rund 200 000 Arbeiter laufen an diesem Tag durch die Stadt, alle größeren Fabriken stellen ihren Betrieb ein, Tageszeitungen erscheinen nicht mehr, Taxis und Straßenbahnen fahren nicht, Geschäfte und Restaurants schließen.

Auf den Straßen schwenken nun erste Demonstranten die roten Fahnen

der Sozialisten, ein Student nimmt dafür den roten Rock seiner Freundin.

Die Revolution hat die Parteifunktionäre schlafend angetroffen, wird ein Sozialist später schreiben – auch die der extremen Linken.

Denn begonnen hat der Aufruhr ja als spontaner Protest der Textilarbeiterinnen, der viele politisch Organisierte in den Fabriken überrascht, gar verärgert hat, weil die Frauen gegen die ausdrückliche Empfehlung der kommunistischen Anführer streikten.

In der Nacht zum zweiten Tag haben die Bolschewiki und Menschewiki eher zögerlich beschlossen, den Streik zu



Revolutionäre haben sich auf einer Hauptstraße postiert. Während der chaotischen Unruhen erstickt das übrige Leben in der Stadt: Läden, Restaurants, Zeitungen schließen

Die Rebellen attackieren gezielt strategisch wichtige Bahnhöfe und – wie hier – Polizeiwachen. Doch die Menge greift auch Passanten an, plündert Geschäfte und Häuser



Petrograder Bürger versammeln sich in einem Krankenhaus, um Tote zu identifizieren. Zarentreue Truppen haben Dutzende Aufständische erschossen; die Rebellen töteten etwa 1500 Menschen

unterstützen, und sich vor allem intern beratschlagt. Das bolschewistische Komitee des Wyborg-Bezirks erklärte den beginnenden Aufstand daraufhin zur Sache der Kommunisten und schickte am zweiten Tag Redner in die Fabriken, die zur Fortsetzung der Streiks aufriefen.

Die oberste Führungsebene der Bolschewiki aber zögert. Sie hält den Einfluss der Partei für zu gering, um die aufgebrachtten Massen zu kontrollieren. Es sind vor allem die einfachen Mitglieder, die den Protesten nun eine eindeutig politische Richtung geben.

Denn an diesem Tag fordern die Demonstranten statt Brot nun deutlich häufiger den Sturz des Zaren und ein Ende des Krieges. Einen Polizeioffizier, der in die Menge hineingaloppiert, umringen die Demonstranten, zerren ihn vom Pferd, prügeln ihn zu Boden und erschießen ihn mit seinem eigenen Revolver.

Die anfangs friedlichen Proteste werden immer aggressiver. Als in der Nacht die zaristische Regierung tagt, sind sich die Mi-

nister mehrheitlich darin einig, was zu tun ist: kein Öl ins Feuer gießen, für Brot in der Stadt sorgen.

Vermutlich hoffen sie, dass die Demonstrationen abflauen werden, sobald das ursprünglich für die Streiks verantwortliche Problem behoben ist.

IM CHAOS REAGIEREN DIE LINKEN AM SCHNELLSTEN

Doch kurz zuvor hat sich der Zar aus seinem knapp 700 Kilometer entfernten Hauptquartier im weißrussischen Mogiljow eingemischt. Der Monarch ist von seinem örtlichen Militärführer in Petrograd zwar über die Unruhen informiert worden, das Ausmaß der Proteste hat der Offizier aber heruntergespielt – wohl weil er nicht zugeben wollte, wie sehr er die Kontrolle verloren hat.

Die weitaus alarmierenderen Nachrichten des Duma-Präsidenten, der den Monarchen drängt, sofort eine Regierung des nationalen Vertrauens zuzulassen, erreichen Nikolaus erst später – zudem ignoriert der Zar den oft zur Übertreibung neigenden Politiker ohnehin.

Und so gibt der Herrscher aller Russen einen Befehl, der ihn letztlich die Macht und sein Reich kosten wird: Die Unruhen seien angesichts des Kriegs inakzeptabel und bis zum nächsten Tag niederzuschlagen.

Mit anderen Worten: Jetzt führt das Zarenregime Krieg gegen das eigene Volk.

Der 26. Februar 1917, ein Sonntag, beginnt ruhig, schläfrig. Friedlich. Erst gegen Mittag sammeln sich bei erneut schönem Wetter wieder viele Demonstranten.

Sie marschieren aus den Arbeitervierteln in Richtung Stadtmitte. Doch dort, auf dem Newskij-Prospekt und auf dem Snamenskaja-Platz, erwarten sie diesmal Soldatenposten mehrerer Regimenter.

Patrouillen. Maschinengewehre. Ambulanzen.

Und als die Menschen den Newskij-Prospekt hinablaufen, fallen erstmals Schüsse. Von den Kugeln Getroffene brechen auf dem Prachtboulevard zusammen.

Panisch suchen Demonstranten daraufhin Schutz, flüchten hinter Gebäude, in Geschäfte, werfen Steine und Eisbrocken.

Allein auf dem Snamenskaja-Platz, auf halber Strecke des Newskij-Prospekts, erschießen Soldaten mehr als 50 Menschen, manche schon auf der Flucht.

Russland erlebt einen „Blutsonntag“ – so wie schon 1905.

Aus einem Protest gegen die schlechte Versorgungslage und Demonstrationen für bessere Arbeits- und Lebensbedingungen ist nun ein blutiger Konflikt zwischen der Obrigkeit und Teilen des Volkes geworden.

Und die Brutalität, mit der die zumeist jungen Kämpfer auf Befehl ihrer Offiziere die Streikenden zusammenschießen müssen, schockiert die Täter selbst.

Arbeiter informieren nun die in den Kasernen gebliebenen Soldaten des Pawlowskij-Regiments, deren Kameraden soeben auf dem Newskij getötet haben, über das Geschehen auf dem Boulevard im Herzen der Stadt und beschimpfen sie.

Daraufhin meutern etwa 100 Soldaten mit dem Ruf „Sie schießen auf unsere Mütter und Schwestern!“ und ziehen auf die Straßen Petrograds. Angeführt werden die Rebellen von Unter-

offizieren, die anders als die meist adeligen Offiziere aus dem einfachen Volk kommen.

Allerdings haben die rebellierenden Soldaten in ihrem Munitionslager kaum Waffen gefunden. Als sie die letzte Munition verbraucht haben, kehren sie in ihre Baracken zurück, wo sie von zaren-treuen Truppen festgenommen werden.



Nur wenige Tage nach Beginn des Aufstands dankt Nikolaus II. ab. Mit seinem Sohn (oben) wird er im Palast Zarskoje Selo unter Hausarrest gestellt



Die Unruhen, bei denen auch diese Zarenstatue gestürzt wird, verebben Anfang März. Bürgerliche und Linke ringen fortan um eine neue Ordnung

Diejenigen aber, die sich schon bald an die Spitze der Revolte stellen werden, kämpfen noch immer nicht in der ersten Reihe: Die führenden Bolschewiki etwa werden erst in der Nacht auf den 27. Februar zusammenkommen, um zu beschließen, verstärkt unter den Soldaten für den Aufstand zu werben – denn nur mit ihnen, so glauben sie, könne die Revolte gelingen.

Eine Gruppe sozialistischer Arbeiterführer dagegen spricht sich dafür aus, die Streiks fortzusetzen, und ruft die Arbeitsverweigerer in den Fabriken auf, sich nun Waffen zu beschaffen.

Die Regierung bleibt indes nach wie vor untätig. Die Minister des Zaren treffen sich zunächst mit Duma-Abgeordneten und erfahren, dass die Vertreter des Progressiven Blocks unter Führung Pawel Miljukows erneut auf die Bildung eines Kabinetts des Vertrauens drängen.

Später am Tag tritt das Kabinett zusammen, so wie jeden Tag, aber es kann sich nicht zu einer wirksamen Krisenbewältigung entschließen, da die überforderten Minister nur Informationen austauschen und gelangweilt den Berichten über das Treffen mit den Parlamentariern folgen.

Sie gehen davon aus, dass die Militäraktion auf dem Newskij-Prospekt erfolgreich war – oder wollen es zumindest glauben –, und halten es daher nicht für nötig, auf die Forderung der Parlamentarier einzugehen.

Als dagegen die Abgeordneten der Duma von den Ereignissen auf der Straße erfahren, versammeln sich viele von ihnen am Abend des 26. Februar im Taurischen Palast und fordern den Parlamentsvorsitzenden auf, scharf gegen den Schießbefehl für Polizisten und Soldaten zu protestieren.

In der Nacht sucht der Duma-Vorsitzende den Premier

auf und verurteilt ihm gegenüber die gewaltsame Niederschlagung des Aufstands. Da zieht der Regierungschef – ein Nachfolger Boris Stürmers – ein Blankoformular des Zaren hervor, das die Versammlung der Duma aussetzt, und fügt das Datum des 26. Februar ein.

Damit demütigt der Premierminister des Zaren in diesen Stunden der Krise das einzige Gremium, das einer Mitbestimmung des Volkes nahekommte.

Doch die Parlamentarier weigern sich, der Anordnung Folge zu leisten. Offen rebellieren wollen sie zwar noch nicht, auseinandergehen aber auch nicht – und so setzen die Abgeordneten ihre Tagung bei einer als „privat“ erklärten Sitzung in einem anderen Raum des Taurischen Palasts fort.

Es ist jedoch nicht dieser kleine Akt des Widerstands, der den Aufruhr in den Straßen nun befeuert und zu einer Revolution werden lässt – sondern der Stimmungswandel der Soldaten.

Denn viele Kämpfer in der Petrograder Garnison, die noch während der Revolution von 1905 den Zaren gestützt hatten, wechseln in den folgenden Stunden die Seite.

Der Befehl zur gewaltsamen Niederschlagung der Demonstrationen hat den Zaren gerade von denjenigen ent-

fremdet, auf die er in diesen Tagen am meisten angewiesen ist.

Mindestens 160 000 Soldaten sind im Februar 1917 in Petrograd stationiert, etwa 195 000 weitere sichern die Zarenpaläste im Umland. Sie alle könnten im Notfall die etwa 3500 Polizisten der Stadt unterstützen. Doch viele Soldaten sind, ohne dass dies den Verantwortlichen genügend bewusst wäre, unmotivierte Reservisten sowie an der Front ausgemusterte Kranke und politisierte ehemalige Arbeiter, die ohnehin nur ungern von ihren Familien getrennt im Drill der Militärbaracken leben.

Widerwillig gehorchen sie ihren despotischen und schlecht qualifizierten Offizieren, von denen viele eilig rekrutiert worden sind, weil allein im ersten Kriegsjahr 60 000 der stets ihren Truppen voranmarschierenden russischen Offiziere ums Leben kamen.

Befehligt werden diese mehr als 300 000 Soldaten seit Januar 1917 von einer eigenen Petrograder Militärverwaltung, an deren Spitze ein charaktersschwacher Schreibtischbeamter ohne Kampferfahrung steht.

In den Wirren der Februarrevolution bildet sich eine Doppelherrschaft heraus. Formal führt vom 2. März an eine bürgerlich dominierte »Provisorische Regierung« unter Georgij Lwow (5. v. l.) das Land

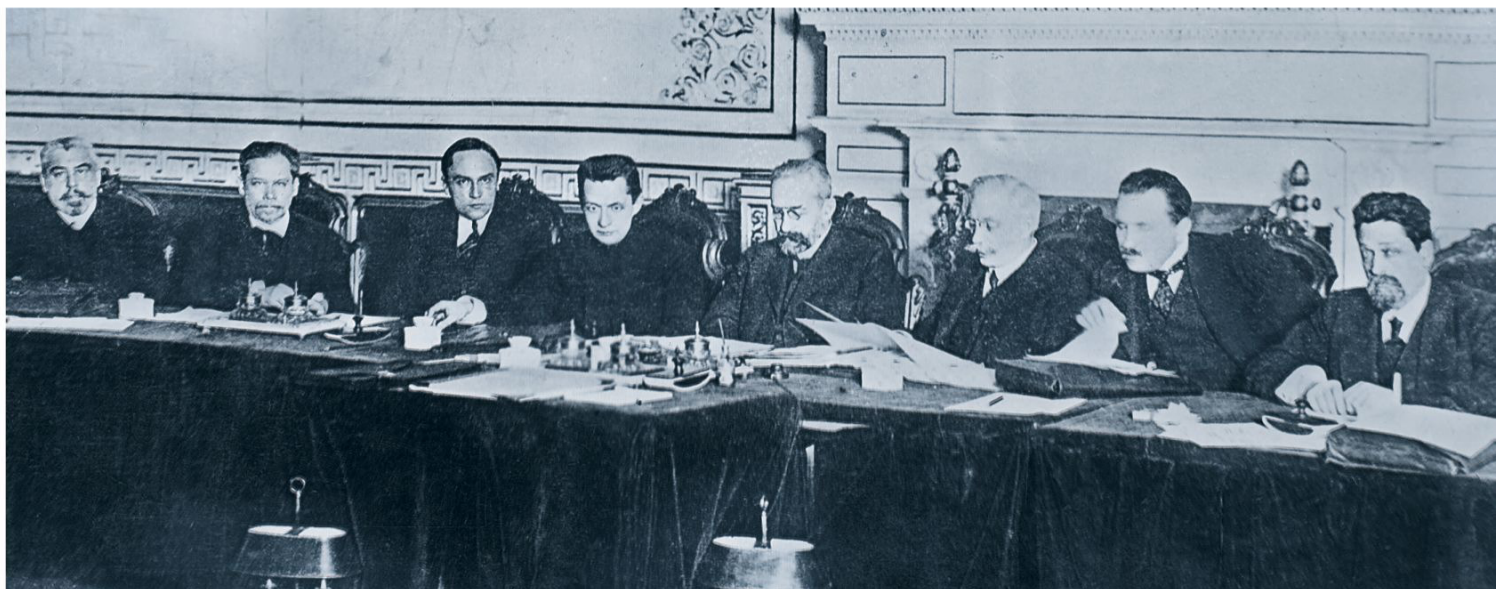
Die Hauptstadt ist ein riesiges Militärlager – aber wem die Bewaffneten die Treue halten werden, ist offen.

Und so zeigt sich binnen weniger Stunden die Gefahr, in der sich die Stadt befindet. Denn nach den Angehörigen des Pawlowskij-Regiments beginnen nun auch Soldaten anderer Einheiten, sich gegen ihre Offiziere aufzulehnen.

In der Nacht auf den 27. Februar beschließen zunächst einige Kämpfer des Wolynskij-Regiments, das auf Demonstranten auf dem Newskij-Prospekt geschossen hat, den Ungehorsam: Unter der Führung eines Unteroffiziers weigern sie sich, neuerlich gegen die Demonstranten geschickt zu werden – und schießen stattdessen am Morgen des 27. Februar auf dem Kasernenhof ihrem Kompaniechef in den Rücken.

Gegen 9.00 Uhr morgens ziehen sie zu den nahe gelegenen Kasernen des Preobraschenskij- und des Litauischen Regiments sowie des 6. Pionierbataillons. Als die gerade beim Appell stehenden Soldaten des Litauischen Regiments die Hurrarufe und Luftschüsse der Meuterer hören, laufen viele auf die Straße und schließen sich den Rebellen an.

Mitglieder des Preobraschenskij-Regiments und des 6. Pionierbataillons öffnen den Wolynskij-Soldaten ihre Munitionsdepots. Auch hier folgen Soldaten den Meuterern. Gemeinsam marschieren





Das zweite Organ, das politischen Einfluss beansprucht, ist der Arbeiter- und Soldatenrat. Dank seines Rückhalts bei den Massen ist er mächtig genug, die Provisorische Regierung zu kontrollieren

sie in den Wyborg-Bezirk, um die dort noch immer streikenden Arbeiter abzuholen.

Sie treffen auf Proletarier, die ihrerseits ein Waffenlager gestürmt haben und nun mit Gewehren und Revolvern in Richtung Innenstadt ziehen.

Männer des nach wie vor zarentreuen Moskauer Regiments feuern auf sie, doch die Rebellen erschießen den kommandierenden Offizier und einige Soldaten.

Auf Vermittlung der Meuterer des Wolynskij-Regiments geben die Soldaten des Moskauer Regiments nun den Weg frei. Soldaten und Arbeiter verschmelzen zu einem bewaffneten Mob.

Der Petrograder Militärkommandant ist panisch und überfordert und gibt den Offizieren keine klaren Befehle; daher versuchen viele von ihnen erst gar nicht, ihre Soldaten gegen die Meuterer zu führen. Zarentreue Truppen wissen nicht voneinander und erhalten keine Anweisungen von der Militärkommandantur.

So schließen sich immer mehr Soldaten – manche zarentreue nur unter Zwang und nach Kämpfen – den Rebellen an. Die besetzen nun die Telefonzentrale und einige Bahnhöfe, manche schießen mit ihren neuen Waffen um sich und töten Umstehende. Vor allem aber öffnen sie die Gefängnisse und befreien etwa 8000 Straftäter.

Dadurch stürzt Petrograd im Laufe des 27. Februar endgültig in die Anarchie: Die Menge lyncht Offiziere und die

dem Zaren gegenüber loyalen Polizisten, raubt bürgerlich aussehenden Passanten Uhren, schlägt Scheiben von Bäckereien und Teehäusern ein und stiehlt die Ausrüstung, plündert die Stadtpaläste der Oberschicht. Insgesamt tötet oder verwundet der Mob wohl 1500 Menschen, teils absichtlich, teils durch Unfälle.

ES GIBT NUN ZWEI RIVALISIERENDE MACHTZENTREN

Pawel Miljukow, der unbestrittene Anführer der bürgerlichen Kräfte, muss nun entscheiden, ob er sich an die Spitze einer Bewegung stellt, die er so nie wollte – oder ob er versuchen soll, den Zaren oder ein Mitglied von dessen Familie zumindest auf dem Thron zu halten, nun als (weitgehend entmachtetes) Haupt einer konstitutionellen Monarchie.

Zwar haben Parlamentsmitglieder am Nachmittag das „Provisorische Komitee von Duma-Abgeordneten zur Wiederherstellung der Ordnung in der Hauptstadt und zum Aufbau von Bezie-

hungen zu Individuen und Institutionen“ gebildet. Schon der sperrige Name des Gremiums aber spiegelt die Sorge wider, bloß nicht Teil einer Bewegung zu werden, der die Abgeordneten zutiefst misstrauen. Nur eine Art Verwaltungsgremium ist daher geschaffen worden.

Keinesfalls will Miljukow Festlegungen treffen, Definitives entscheiden. Und vor allem will er nicht die Macht an sich ziehen, solange es noch den Zaren und eine von dem Herrscher eingesetzte Regierung gibt.

Freunde, die Miljukow am Abend im Taurischen Palast auf- und abwandern sehen, bedrängen ihn: Sei es wirklich wahr, fragt ihn eine Bekannte, dass sich die Duma nicht einmal jetzt an die Spitze der Volksbewegung stellen wolle?

Und Miljukow antwortet, dass über die Frage entschieden werde, sobald klarer sei, was genau das für eine Bewegung auf den Straßen sei.

In diesem Chaos einer längst ausgebrochenen Revolution verlässt sich der liberale Politiker auf die Mittel eines überzeugten Parlamentariers: Er analysiert, wägt ab, diskutiert, überzeugt – und bedenkt offenbar nicht, dass angesichts der entfesselten und aufgepeitschten Volksgewalt in den Straßen längst ein weitaus entschlosseneres Vorgehen nötig wäre.

Doch tatsächlich überblickt in diesen Stunden niemand – nicht die Revolutionäre auf den Straßen, nicht die linken Agitatoren, nicht Miljukows Duma-Abgeordnete und am wenigsten die Militärführung, der Zar oder die Regierung – die Situation und erkennt, was nottäte.

Man mag es aus der Rückschau kaum glauben, aber trotz der revolutionären Stimmung in den Straßen seit

Anfang Februar 1917 ist offenbar kein Mensch in Petrograd auf diesen spontan ausgebrochenen Aufstand vorbereitet.

Und die bürgerlichen Politiker wie Miljukow, die möglicherweise für einen geordneten Übergang in eine neue Zeit sorgen könnten sowie für politische und gesellschaftliche Reformen, sind der Situation anscheinend nicht gewachsen.

Es gibt keinen, wie ein konservativer Duma-Abgeordneter später notieren wird, der die Lage überschaut, die Zukunft vorausahnt, Entscheidungen trifft, auf eigene Verantwortung und Risiko handelt: „Dazu hätten wir einen Napoleon, einen Bismarck oder einen Stolypin gebraucht. Einen solchen gab es nicht in unseren Reihen.“

Noch während Miljukow am Nachmittag des 27. Februar mit seinen Kollegen im Taurischen Palast debattiert, beginnen die linken Aktivisten auf der anderen Seite des Baus des Chaos zu organisieren: So wie einst in der Revolution von 1905 haben die Agitatoren der Menschewiki seit dem 25. Februar dazu aufgerufen, in den bestreikten Fabriken Wahlen für eine Arbeitervertretung abzuhalten, einen Sowjet.

Um dessen Einberufung vorzubereiten, finden sich am Nachmittag des 27. Februar einige sozialistische Anführer im Raum 12 des Taurischen Palasts zusammen, dem Zimmer des Finanzkomitees. Den Raum haben ihnen drei linke Duma-Abgeordnete zur Verfügung gestellt, darunter der spätere Minister Alexander Kerenskij. Damit sind es die Sozialisten, die am entschlossensten beginnen, die rebellischen Massen zu organisieren.

Da das zu wählende Gremium auch die Soldaten repräsentieren soll, veröffentlichen die Sozialisten in der an diesem Tag erstmals gedruckten Revolutionszeitung „Iswestija“ („Nachrichten“) einen Aufruf an Soldaten und Arbeiter, ihre Vertreter für die am Abend geplante Sitzung zu bestimmen, und verteilen das Blatt überall auf den Straßen.

In der Zwischenzeit senden die selbst ernannten Anführer einen Aufruf an die Bevölkerung, die hungrigen Soldaten zu versorgen. Vor allem aber verstehen die Sozialisten, dass in diesem Machtvakuum Gewehre statt Worten herrschen: Sie telefonieren mit Offizieren, die mit den Linken sympathisieren, damit sie die aufständischen Soldaten organisieren helfen – und gründen so eine Militärkommission.

Am Abend, gegen 21 Uhr, treffen sich in einem verrauchten Saal im Taurischen Palast rund 50 Delegierte und 200 Beobachter. Ob die Abgesandten tatsächlich, wie erbeten, in Fabriken und

Kasernen gewählt worden sind, kann niemand kontrollieren, viele der Delegierten jedenfalls sind Intellektuelle, persönliche Bekannte der Anführer.

Sie wählen sechs Menschewiki, zwei Bolschewiki, zwei Sozialrevolutionäre und fünf parteilose Intellektuelle in ein Exekutivkomitee des Sowjets, darunter Kerenskij – keiner von ihnen arbeitet in einer Fabrik, dient in einem Regiment.

Als die verbliebenen Minister des Zaren am Abend ihren Rücktritt erklären, hat Petrograd je nach Betrachtung keine Regierung mehr – oder gleich zwei: das Komitee der Duma sowie den Arbeiter- und Soldatenrat.



Auf Händen tragen die Petrograder die Toten der Revolution: Trotz der Opfer ist die Stimmung in der Bevölkerung vielfach euphorisch



Bürger beerdigen fast 200 der bei den Unruhen gefallenen Männer und Frauen am 23. März feierlich auf dem Marsfeld inmitten der Hauptstadt

28. Februar. Schon am Morgen zeigt sich, dass die Revolution offenbar gesiegt hat. Zunächst ziehen gleich mehrere Regimenter zum Taurischen Palast, wo die Soldaten der Duma ihre Loyalität erklären – offenbar sehen sie in dem Parlament ein Symbol der Revolution.

Der Parlamentspräsident und seine Vertreter, darunter auch Miljukow, nehmen auf der Freitreppe des Palasts abwechselnd die Huldigungen entgegen, halten Reden, bis sie fast ihre Stimme verlieren, sprechen etwa von der Treue zum Vaterland und der Rettung Russlands.

Währenddessen werden immer mehr verhaftete Offiziere und ehemalige Minister von den Menschen zur Duma geschleppt oder stellen sich selbst unter ihren Schutz, um den Lynchmorden der Straße zu entgehen.

Kerenskij eskortiert den ehemaligen Justizminister persönlich in den früheren Ministerpavillon des Palasts, wo die Gefangenen vorerst untergebracht werden, und verkündet: „Die Duma vergießt kein Blut.“

Von den Hinterzimmern aus kämpfen Sowjet und Duma-Komitee unterdessen dafür, die Anarchie einzudämmen – doch beide auf unterschiedliche Weise. Die Duma-Abgeordneten schi-

cken Vertreter wie etwa Miljukow in die Kasernen, wo die Parlamentarier versuchen, die rebellierenden Soldaten davon zu überzeugen, erst einmal zur alten Ordnung zurückzukehren. Ohne Erfolg.

Die Sowjets dagegen requirieren Druckereien, schicken die Drucker an die Arbeit, geben eine Revolutionszeitung heraus und fassen am 1. März einen Beschluss, der eine Rückkehr der Soldaten zur alten Ordnung verhindern wird: In ihrem „Befehl Nr. 1“ setzen die aus dem Militär stammenden Deputierten des Rates unter anderem durch, dass Soldaten künftig Komitees wählen, die sie vertreten, außerhalb der Dienstzeiten Bürgerrechte erhalten, die sie zuvor nicht hatten, und ihre Offiziere nicht länger mit „Exzellenz“ oder „Hochwohlgeboren“ anreden müssen.

Der Zar, alarmiert durch die Nachrichten aus seiner Hauptstadt, hat sich am frühen Morgen des 28. Februar in seinem Privatzug zurück nach Petrograd aufgemacht. Da die direkte Strecke von einem anderen Zug blockiert wird, muss der Monarch einen Umweg fahren und wird von seinen Militärs zudem unterwegs aus Angst vor Aufständischen Richtung Pskow umgeleitet, wo er erst am 1. März eintrifft.

Vor seiner Abreise hat Nikolaus II. noch einen neuen Oberkommandanten in Petrograd eingesetzt und ihm aufgetragen, mit einem Strafbataillon die Stadt zu stürmen und dort eine Militärdiktatur einzurichten.

Doch die Befehle des Zaren wirken nicht mehr: Seine wenigen Getreuen in der Stadt handeln zögerlich, ängstlich – oder gar nicht mehr.

Der Oberbefehlshaber Petrograds, der vielleicht noch die Revolution niederschlagen könnte, hat am Tag zuvor nur ein Informationsblatt drucken lassen, in dem er die Bevölkerung darüber in Kenntnis setzte, dass sich die Stadt unter Belagerung befinde und der Innenminister zurückgetreten sei.

Allerdings fanden sich weder Klebstoff und Pinsel, um die Papiere aufzuhängen, noch Begleitschutz für jene, die die Bekanntmachung in der aufge-

wühlten Stadt aushängen könnten. So haben die Militärs des Zaren die Kopien der Bekanntmachung in den Garten der Admiralität geworfen.

Einige zarentreue Soldaten, die im Winterpalast, der Petrograder Residenz

AUCH NACH DEM UMSTURZ TRITT KEINE RUHE EIN

des Monarchen, ihre Dienste dem Bruder des Zaren, Großfürst Michail, angeboten hatten, wurden von ihm verjagt, aus Angst, die ungewaschenen, hungrigen und ungehobelten Soldaten in schmutzigen Stiefeln könnten seine Porzellansammlung beschädigen.

Tags darauf, am 1. März, nehmen die beiden neuen Machtzentren im Taurischen Palast miteinander Kontakt auf, um über die Bildung einer Regierung zu verhandeln; Vertreter des Sowjets besuchen das Duma-Komitee unter der Leitung von Miljukow.

Denn auch wenn die Arbeiter- und Soldatenräte die Straßen mobilisieren können, wollen sie selbst keine Regierung stellen: Viele von ihnen gehen gemäß der marxistischen Lehre davon aus, dass erst ein bürgerliches Regime an die Macht kommen und scheitern muss, ehe anschließend der Sozialismus die Herrschaft übernehmen kann.

Zudem glauben viele, dass die russische Revolution dem Vorbild der französischen von 1789 folgt – und fürchten, genau wie damals stünde eine Konterrevolution monarchietreuer Truppen bevor.

Und schließlich fehlen ihnen echte Anführer: Die Köpfe der sozialistischen

Parteien wie Lenin, Trotzki und andere sind nach Zürich, New York, Paris emigriert oder sitzen in sibirischen Gefängnissen. So loten die Revolutionäre der zweiten Reihe mit den Duma-Abgeordneten ihre Gemeinsamkeiten aus.

Uneins sind sich die Vertreter beider Seiten vor allem darüber, ob der neue Staat eine konstitutionelle Monarchie werden soll mit einem Romanow an der Spitze. Da sie keine Einigung erreichen, vertagen sie die Entscheidung und beschließen, das Volk demokratisch eine Verfassungsgebende Versammlung wählen zu lassen, die dann über diese Frage entscheiden soll.

Auch andere zentrale Themen klammern sie aus – vor allem die wichtigen Streitfragen, ob das Land der Großgrundbesitzer enteignet und an die Bauern verteilt werden und ob Russland weiter im Krieg gegen Deutschland und Österreich-Ungarn kämpfen soll.

Dafür aber sichern sich die Arbeiter- und Soldatenräte eine wichtige Möglichkeit, das von der Duma einzusetzende Kabinett unter Druck zu setzen: Sie wollen es nur so lange unterstützen, wie die Minister sich an die vom Sowjet aufgestellten Prinzipien halten.

Und so ist die Regierung, die Pawel Miljukow am 2. März endlich beruft, schon vor ihrem Amtsantritt gelähmt. Auch sonst gelingt es dem Politiker (der Außenminister wird) nicht, ein Gremium zusammenzustellen, das die anstehenden Probleme energisch angehen wird: Zum Premier hat er den seriösen, aber wenig entscheidungsfreudigen Fürsten Lwow bestimmt, der Finanzminister ist ein Dandy und Zuckerfabrikant.

Ohnehin bezeichnet sich die neue Regierung als „provisorisch“, um den Eindruck zu vermeiden, sie wolle die Macht an sich reißen: Sie verspricht, eine konstituierende Versammlung einzuberufen, die über die Zukunft Russlands entscheiden soll.

Der einzige Politiker, dem eine Verbindung zwischen Duma-Regierung und Sowjet gelingt, ist Kerenskij; er wird Justizminister, ist aber gleichzeitig Mitglied im Exekutivkomitee des Sowjets.

Der bleiche, jugenhafte Politiker vermag wie niemand sonst, die Massen mit seinen Reden einzunehmen: Getragen vom Gefühl, zum Anführer der Aufständischen berufen zu sein, ist Kerenskij das genaue Gegenteil des spröden, verkopften, häufig etwas unzugänglichen und stets auf äußerste Wahrung der parlamentarischen Spielregeln bedachten Miljukow.

Inzwischen hat sich die Stimmung in Petrograd so sehr gegen den Zaren gewendet, dass sich am 2. März zwei Duma-Abgeordnete auf den Weg nach Pskow machen, um Nikolaus II. von einer Abdankung zugunsten seines Sohnes Alexej unter der Vormundschaft des Großfürsten Michail zu überzeugen.

Denn die Zugeständnisse, mit denen die revolutionäre Menge beruhigt werden kann, verfallen mit immer größerer Geschwindigkeit – selbst aus Sicht der russischen Heeresführung: Forderte der Generalstabschef Michail Alexejew am Nachmittag des 1. März noch die Einsetzung eines Kabinetts des Volksvertrauens, sieht er schon am Tag darauf keine Chance mehr, Nikolaus II. als Zaren zu halten.

Und so ist die Entscheidung schon gefallen, als die Duma-Delegation Pskow erreicht: Alexejew (der kurzzeitig an den Planungen für eine Palastverschwörung beteiligt gewesen sein soll, die vorsah, die unpopuläre Zarin verhaften und auf die Krim deportieren zu lassen) ist aus Petrograd über die Aufstände informiert worden, hat schon Telegramme der russischen Frontkommandeure eingeholt und mit deren geschlossenem Votum den Zaren zum Thronverzicht bewogen.

Am frühen Nachmittag hat Nikolaus die drei im Hauptquartier anwesenden Generäle in seinem Salonwagen empfangen, bei geschlossenen Fenstern und unablässig rauchend. Der Kommandeur der Nordfront hat dem äußerlich gefassten und emotionslosen Zaren die Telegramme der Frontgeneräle vorgelegt, die ihn alle ersuchen, zum Wohle Russlands dem Thron zu entsagen und seinem Sohn die Krone zu überlassen.

Auch die beiden ihn begleitenden Generäle bestätigten, dass sie keinen anderen Weg sehen. Minutenlang schwieg der Zar. Dann plötzlich erklärte er, er

habe sich entschieden, zugunsten seines Sohnes abzutreten. Er bekreuzigte sich, dankte dem Kommandeur für die geleisteten Dienste und zog sich zurück.

De facto beugte sich Nikolaus II. damit einem sehr höflich eingekleideten Misstrauensvotum der Generäle.

Die Entscheidung, seinen erst zwölfjährigen, kränklichen Sohn Alexej zum Nachfolger zu bestimmen, revidiert er aber einige Stunden später aus Sorge um dessen Gesundheit und benennt nun entgegen dem Thronfolgegesetz seinen Bruder Michail. Der abends eintreffenden Duma-Delegation gibt er seine Abdankungsurkunde mit. Ihr Schlusssatz lautet: „Gott der Herr helfe Russland!“

Doch auch über einen Zaren Michail ist die Revolutionsstimmung mittlerweile hinweggegangen: Als die Menge vor dem Taurischen Palast von der Abdankung des Zaren erfährt, ruft sie nach der Republik und skandiert: „Nieder mit der Dynastie!“

Daher beschließt die Provisorische Regierung gegen den Wunsch von Miljukow – der das Kaisertum als Staatssymbol gegen das Chaos des Umbruchs erhalten will –, dem Großfürsten Michail einen Thronverzicht nahezu legen.

Am 3. März besucht nahezu die gesamte Regierung Michail zu einer Audienz, auf der sie ihm ihre Argumente für und gegen seine Regentschaft darlegt. Michail, ein scheuer und wenig politikinteressierter Mann, muss kaum überzeugt werden. Aufgeschreckt von der feindlichen Stimmung in der Stadt, kommt er den Gegnern seiner Thronbesteigung gern entgegen und erklärt auch für sich die Abdankung – es sei denn, eine spätere gewählte Volksvertretung werde ihm die Krone antragen.

Und so beendet dieser Michail 304 Jahre nach dem ersten Romanow-Zaren Michail die Herrschaft der Dynastie über Russland.

Ein Verzicht löst im ganzen Reich Jubel aus. Selbst die Bauern, von denen viele den Zaren fast wie einen Gott verehrt haben, feiern das Ende der Monarchie nach dem ersten Schock mit Prozessionen und Dankgottesdiensten. Dennoch kommt es vor, dass



manchen Revolutionären am Ende einer Rede von ihren begeisterten Zuhörern die Zarenkrone angetragen wird.

Die von Pawel Miljukow ernannte Regierung versucht den Aufbruch in die neue Zeit mit schneller liberaler Gesetzgebung voranzutreiben: In Russland gelten nun Rede-, Presse- und Versammlungsfreiheit. Die Todesstrafe wird abgeschafft, ein allgemeines Wahlrecht und eine stärkere Selbstverwaltung auf dem Land eingeführt.

Doch da zunächst keine neue zentralisierte Verwaltungsstruktur an die Stelle der praktisch aufgelösten Administration tritt, zudem statt der alten Polizei nur schwach organisierte Milizen im Einsatz sind, kann die Regierung selbst unumstrittene Gesetze oft nicht durchsetzen. So verharren große Teile Russlands in Anarchie.

Und bei allen Initiativen der Regierung behält sich der Sowjet ein Veto vor. Da der Arbeiter- und Soldatenrat von



»Es lebe die demokratische Republik« steht auf Bannern bei der Trauerfeier. Unterdessen aber streben die Kommunisten eine weitaus radikalere Staatsform an

Anfang April ist ein Mann aus dem Schweizer Exil zurückgekommen, der in den kommenden Monaten gegen die Bürgerlichen agitieren wird. Ein Mann, der es verstehen wird, alle Unzufriedenheit gegen die Provisorische Regierung zu bündeln: Wladimir Iljitsch Uljanow, genannt Lenin.

Pawel Miljukow, der gescheiterte Kämpfer für die russische Demokratie, wird nach der Machtergreifung der Bolschewiki im Oktober 1917 einer antibolschewistischen Freiwilligenarmee als politischer Berater dienen und später ins Exil gehen, zuerst nach England, dann nach Frankreich. Dort wird er mit anderen russischen Flüchtlingen versuchen, die Herrschaft Lenins auf friedlichem Wege zu beenden – indem er in Schriften und Vorträgen für sein politisches Programm wirbt, für eine demokratische Republik, für bäuerlichen Landbesitz, eine föderale Struktur Russlands.

Er wird damit nie Erfolg haben. Und so wird die Nachwelt diesen Mann, der sich in der entscheidenden Stunde seines Handelns so sehr darum sorgte, für sein Land das Richtige zu tun, der so sehr wünschte, Russland friedlich zu reformieren und aus dem Umsturz heraus eine stabile, gerechtere neue Ordnung zu formen, weitgehend vergessen. ■

Dr. Marion Hombach, Jg. 1975, ist Autorin in Berlin.

LITERATUREMPFEHLUNGEN

Tsuyoshi Hasegawa, „The February Revolution: Petrograd, 1917“, University of Washington Press: fundierte und anschauliche Studie. Paul Miliukov (Pawel Miljukow), „Political Memoires, 1905–1917“, The University of Michigan Press: die Erinnerungen eines entscheidenden, aber letztlich tragisch erfolglosen Protagonisten des Umsturzes.

vielen als die eigentliche demokratische Regierung angesehen wird und er damit die Macht hat, die Massen zu erneuten Demonstrationen auf die Straßen zu bringen, besteht für das bürgerliche Kabinett praktisch keine Chance, sich aus der Überwachung zu lösen.

Hinzu kommt, dass Alexander Kerenskij, der ehrgeizige Justizminister, nur darauf wartet, endlich selbst Regierungschef zu werden.

Trotzdem sind die Wochen nach dem 3. März von Enthusiasmus geprägt, von Solidarität und Hoffnung. Nahezu überall in dem Riesenland geht der Machtwechsel gewaltfrei vor sich, bekennt sich die große Masse der Bevölkerung zu den Idealen der Revolution, gründen Menschen nun Vereinigungen aller Art, in denen sie sich für ihre Interessen einsetzen. In den Industriebetrieben entstehen Fabrikkomitees, in denen die Belegschaften für eine Verbesserung ihrer Arbeitsbedingungen kämpfen, aber

auch über die Belange der Produktion beraten. Selbst Waschfrauen und Kellner, Barbieri und Hausdiener organisieren sich, zeigen ein zuvor nicht gekanntes Selbstbewusstsein.

Doch die Zeit der Aufbruchstimmung ist kurz. Schon nach wenigen Wochen treten die ungelösten Probleme des Landes wieder in den Vordergrund: der Hunger, die Entbehrungen, der Krieg.

Und es kommt zur Machtprobe zwischen Provisorischer Regierung und Sowjet: Als Außenminister Miljukow am 20. April den Westmächten weitere russische Unterstützung im Weltkrieg zusagt, protestiert der Arbeiter- und Soldatenrat. Tausende gehen auf die Straße, um gegen den Minister zu demonstrieren. Miljukow tritt zurück, nach gerade einmal zwei Monaten im Amt.

Und während sein Widersacher Kerenskij seinen Platz als einflussreicher Politiker des Landes einnimmt, beginnt sich etwas zu verändern. Denn

FREIHEIT, HOFFNUNG, CHAOS, TOD

Der Sturz des Zaren wird von vielen Russen bejubelt. Doch die Revolutionäre haben eine Macht entfesselt, die sie nicht beherrschen: Plündernde Banden ziehen durch die Städte, Arbeiter weigern sich, in die Fabriken zu gehen, und Soldaten desertieren zu Zehntausenden. Stimmen aus einem anarchischen Land

Ein Uhr nachts, eine Stunde, da gewöhnlich ganz Jefremow in tiefem Schlaf lag. Auf einmal erklang ein weithin hallender kurzer Schlag der Kirchenglocke. Dann ein zweiter, ein dritter. Die Glockenschläge wurden häufiger, und bald schlossen sich die Glocken aller Kirchen in der näheren Umgebung an. In allen Fenstern flammten Lampen auf. Die Straßen füllten sich mit Einwohnern. Viele Haustüren standen weit offen. Unbekannte fielen einander weinend in die Arme. Irgendwo am Ende der Straße erklang erst leise, dann immer lauter der Gesang der „Arbeiter-Marseillaise“.

Konstantin Paustowskij (1892–1968), Schriftsteller

Der erste Tag im Neuen Russland. Gerüchten zufolge hat der Zar zugunsten seines Sohnes abgedankt. Gegen zehn ging ich nach draußen und wurde augenblicklich von der gigantischsten Menschenmenge verschluckt, die ich je sah. Ich bahnte mir den Weg zum Hügel und schaute mich um. Jede Straße, so weit das Auge reichte, war eine einzige Menschenmasse. Durch diese Masse strömten große Flüsse – ganze Regimenter, Studentenzüge, die beim Marschieren sangen. Orchester spielten, Feuerfahrzeuge und Lastwagen jagten durch die Straßen. Eine Masse von wehenden

roten Fahnen. Niemand schien in den letzten Tagen an Essen gedacht zu haben.

Nelson Fell (1895–1926), amerikanischer Rotkreuz-Mitarbeiter in Petrograd

Daher also wurden gestern rote Fahnen ausgehängt: Der Herrscher samt Thronfolger hat abgedankt zugunsten seines Bruders Michail, und der hat abgedankt zugunsten des Volkes. Es gibt keine Monarchie mehr in Russland.

Georgij Knjasew (1887–1969), Historiker

Auf der menschenleeren Straße kam uns ein Mann entgegengelaufen. Im Schein der Straßenlaterne bemerkte ich, dass er keinen Mantel über dem Blusenhemd trug und barfuß und ohne Kopfbedeckung war. In der Hand hielt er einen Schusterleisten. Der Mann rannte auf uns zu. „Liebe Leute!“, rief er und packte mich an der Hand. „Habt ihr es schon gehört? Wir haben keinen Zaren mehr! Jetzt gibt es nur noch Russland!“ Er tauschte mit uns allen Küsse, schluchzte auf, murmelte etwas und lief weiter.

Konstantin Paustowskij

Rote Flaggen wehten über dem Winterpalast – ein bemerkenswerter Anblick. Ich fuhr den Newskij entlang, riesige Menschenmengen, die Schaufenster der früheren Hoflieferanten sämtlich zerschmettert. Große Parade von Truppen, Kavallerie und Infanterie, sie marschierten hinter Orchestern, die die „Marseillaise“ spielten. Ich sah, wie eine Menge die kai-

serlichen Adler vom Dach des Arsenal riss und unter Jubel in die Newa warf.

Joshua Butler Wright (1877–1939), US-Diplomat

Am nächsten Vormittag bot die Stadt einen alarmierenden Anblick: Soldaten strömten durch die Hauptstraßen, zuerst in kleinen Gruppen, später in Massen. Bis zum Mittag wogten sie nur ziellos hin und her, aber im Lauf des Nachmittags begannen sie, alle Lastwagen und Privatfahrzeuge, deren sie habhaft werden konnten, zu beschlagnahmen, um in Privathäuser einzubrechen, Geschäfte zu plündern und, wild um sich schießend, durch die Stadt zu ziehen. Sie wurden von Frauen, Studenten und Schulkindern, aber auch von Kriminellen der schlimmsten Sorte begleitet. Sie besetzten die Peter-und-Paul-Festung und ließen die Insassen frei.

Fürstin Lidia Wassiltschikowa (1886–1948), russische Adelige

Habt ihr nicht verstanden? Was da geschieht, ist eine Rävolution! Wisst ihr nicht, was eine Rävolution ist? Das ist, wenn das Volk die ganze Macht übernimmt. Und was ist das Volk ohne uns, die Soldaten, und unsere Gewehre? Bah! Das sieht man doch – es bedeutet, dass die Macht uns gehört. Und solange wir dran sind, gehört das Land uns und der Boden uns, und ob wir kämpfen oder



nicht, geht auch nur uns was an. Versteht ihr jetzt? Das ist eine Ravalotion.

Soldat beim Treffen seines Regiments

In den Straßen wimmelte es von Menschen. Alle Geschäfte waren geschlossen. Aus mehreren Richtungen ertönten Schüsse. Lastwagen voller Soldaten und junger Männer mit Gewehren und Maschinengewehren fuhren durch die Straßen. Sie suchten nach Polizisten und Konterrevolutionären, die sich angeblich in Privathusern versteckt hielten und vorhatten, die Revolte zu unterdrücken.

*Pitirim Sorokin (1889–1968),
Sozialrevolutionär, Sekretär in der
Provisorischen Regierung*

Alle jubelten, sangen, lächelten; niemand war niedergeschlagen. Der Jubel war ein unablässiges Brausen; das Gewaltigste, das ich je hörte. Ein Vorankommen war unmöglich. Alle waren fest entschlossen, diesen Tag zu nutzen, um das neue Russland zu feiern. Keine Pässe mehr; keine Geheimpolizei mehr; endlich Redefreiheit für alle, wie die Zeitungen lauthals verkündeten. Die politischen Gefangenen wurden befreit und inmitten der

Auf diesem Plakat vom Mai 1917
erstrahlt die historische Festung von
Petrograd in der Morgenröte einer
neuen Zeit. »Es lebe das internationale
Arbeitsfest« lautet die Parole

weinenden Menschen in die Duma gebracht. Alte Männer, bleich und grau und ausgezehrt, wie es sich für revolutionäre Gefangene geziemt. Die Menschen waren ausgelassen und gesittet; die Soldaten fröhlich. Jeder ist jedermanns Freund. Es ist, als würde Russland, über viele Jahre von verräterischen Autoritäten unterdrückt, nun endlich aufleben. Die Hausmädchen und Kellner sind unbändig vor Begeisterung und Glück. »Ihr seht, wie weise wir Russen die Revolution bewältigt haben. Jetzt werden wir eine neue Nation aus uns machen.« Das alte Regime ist dahin; Gott schütze das neue.

Nelson Fell

Ich zog durch die leeren Straßen, auf dem Weg zu meinem Nachtquartier. Militär- und Zivilstreifen wärmten sich an offenen Feuern: die neuen Milizionäre sowie allerhand Freiwillige der »revolutionären« Ordnung, bewaffnet mit Gewehren und Pistolen und mit Abzeichen versehen. Sie hielten gewissenhaft alle

Autos an, verlangten die Ausweise, prüf-
ten die Dokumente.

*Nikolaj Suchanow (1882–1940),
Menschenwrik*

Ich ging mit meinem Mann zum Taurischen Palast, dem Sitz der Duma. Mit roten Fahnen geschmückte Lastwagen, überquellend mit Soldaten, Zivilisten und Frauen, fuhren mit halsbrecherischer Geschwindigkeit durch die Straßen; ihre Insassen schrien, winkten, sangen, schossen in die Luft. Von den Dächern hörte man Maschinengewehrfeuer.

Lidia Wassiltschikowa

Im Gebäude der Duma schlug das Herz der Revolution. Dort bildeten sich die ersten revolutionären Organisationen, dort bildete sich auch die erste revolutionäre Regierung. Abteilungen von Soldaten und Matrosen, die sich auf die Seite des Volkes gestellt hatten, strömten unaufhörlich auf das Gebäude zu und umringten es von allen Seiten mit dichten Massen. Hier blieb die Menge stehen, und die Soldaten schossen, und hier hielten in verschiedenen Zimmern die revolutionären Organisationen und die

Provisorische Regierung pausenlos Sitzungen ab. Auf der Erde lagen Gewehre und Munitionskisten, Munitionsgurte für die Maschinengewehre, Dynamitbarren und Handgranaten. Niemand beachtete das. Von Zeit zu Zeit wurden Verhaftete durch die Menge geführt.

Wladimir Sensinow
(1880–1953), Publizist

Im Taurischen Palast fand mein Mann die Lage unverändert vor, aber der Sowjet schien jetzt besser organisiert zu sein. Das Provisorische Komitee der Duma hatte eines seiner Mitglieder zum Kommandanten des Palastes ernannt. Seine Hauptaufgabe schien darin zu bestehen, die verhafteten Persönlichkeiten in Gewahrsam zu nehmen und sie vor sofortiger Lynchjustiz zu bewahren. Ein Sonderausschuss war gebildet worden, um jeden Fall zu untersuchen; wer sich politisch nicht betätigt hatte, wurde zum Missfallen der Schergen sofort entlassen. Unter den verhafteten Personen erkannte mein Mann zwei Generäle aus dem Gefolge des Zaren, deren Freilassung er erwirken konnte. In einem der Räume sah er, auf einem Hocker zwischen zwei Soldaten, den früheren Ministerpräsidenten Goremykin; über seinem Mantel hing die Kette des Andreasordens, der höchsten russischen Auszeichnung, die ihm die Soldaten bei seiner Verhaftung aus Spott umgehängt hatten. Er wurde freigelassen. Andere hatten nicht so viel Glück. In den Räumen saßen mehrere Minister und Würdenträger der Krone niedergeschlagen an den Wänden; die zwischen ihnen positionierten Soldaten hatten ihnen verboten, miteinander zu sprechen.

Lidia Wassiltschikowa

Mit einer gänzlich unaufgeregten Miene nahmen junge Proletarier die Wappenadler ab, die die Apotheken und Geschäfte der „Lieferanten des Allerhöchsten Hofes“ geschmückt hatten. Ein Bengel, der zersägte Teile eines Adlers von dem Aushängeschild eines Coiffeurs



»Russlands Freiheit« steht auf der Fahne über dem Taurischen Palast zu Petrograd. Dort streiten Arbeiter, Soldaten und Parlamentarier um die Zukunft des Staates

ins Feuer legte, sagte fröhlich: „Da hast du’s, Nikoläuschen! Da hast du’s!“

*Alexander Benua (1870–1960),
Maler*

Die vorherrschenden Gedanken ließen sich von den Spruchbändern ablesen. Einige waren ziemlich allgemein: „Land und Freiheit“, „Möge die Revolution gedeihen“, „Nieder mit dem Militarismus“. Andere waren deutlicher: „Wir verlangen, dass alle Polizeibeamten sofort an die Front geschickt werden“.

*James Young Simpson (1873–1934),
Brite, Professor für Naturwissenschaft*

Im Taurischen Palast erschien in voller Mannschafftsstärke, mit allen Offizieren und mit Orchester unter dem donnernden Spiel der „Marseillaise“ das Wolynskij-Regiment, eines der ersten aufständischen Regimenter der Revolution. Es war gekommen, um die Duma, die Provisorische Regierung und den Rat der Arbeiter- und Soldatendeputierten zu begrüßen. Über jeder Abteilung flatterten rote Fahnen mit Aufschriften wie „Bereitet die Granaten“, „Vergesst nicht eure Brüder in den Schützengraben!“, „Krieg bis zum vollen Siege!“ Dann erschienen das Semjonow-, das Litauische, das 3. Schützen-, das Petrograder Regiment und die Panzerabteilung. Der Vorraum zum Katharinensaal war gefüllt mit Soldaten, die in Reih und Glied standen, mit Waffen und roten Fahnen. Die große Revolution hat sich wie ein mächtiger Strom ausgebreitet und tief im

Herzen des Volkes Wohnung genommen!

Nikolaj Suchanow

Eine lange Schlange bildete sich in Erwartung der ersten Zeitungen. Als sie erschienen, nahmen die Leute welche auch immer sie kriegen konnten und trugen sie in Bündeln, wie man Weidenzweige oder Blumen trägt, nach Hause.

Michail Prischwin
(1873–1954), Schriftsteller

Es geschieht so viel, die Ereignisse sind so bedeutsam und überraschend, dass sich gar nicht alles beschreiben lässt. (Zudem kann man jetzt, da die Freiheit des Wortes gilt, die Wahrheit nicht von Erfindung unterscheiden.) Aus den Amtsstuben werden die Porträts nicht nur von Nikolaus II., sondern auch von seinen Vorfahren entfernt.

*Nikita Okunew, Vertreter einer
Schiffahrtsgesellschaft*

Es wird viel darüber geredet und erwartet, dass Russland bald den westlichen Kalender übernimmt. Das Haupthindernis waren die zahlreichen Kirchenfeiertage. Mit der Abdankung des Zaren fallen automatisch sechs oder sieben weg.

*Edward T. Heald (1885–1967),
CVJM-Mitarbeiter*

Mir scheint, als wäre eine große Last von Russland genommen. „Endlich wird sich unser Land entwickeln“, heißt es. Und wie stolz sie auf ihre Revolution sind: „Seht nur, wie klug wir es bewerkstelligt haben; kein Blutvergießen, keine Widerwärtigkeiten.“

Nelson Fell

Unter den Soldaten, die die Stadt füllen, tragen manche weiße Armbinden. Sie haben die Verantwortung der Polizei übernommen. Wo aber sind die unzähligen Polizisten? Es ist wahr, dass die Menge in Petrograd am ersten Tag der Revolution viele ermordet hat. Die anderen verstecken sich wahrscheinlich.

*Louise Patin, französische Erzieherin
im Dienst einer Fürstin*

Im Moment befindet sich Russland – sein Glück, seine Zukunft, seine Ehre – in den Händen einer Bande ungebildeter, grober Banditen, die nichts anderes im Kopf haben als das Aufhetzen einer Bevölkerungsschicht gegen die andere, die Aufteilung des Grundbesitzes, den Achtstundentag und Derartiges mehr.

Fürstin Katherina Sayn-Wittgenstein (1895–1983), russische Adelige

Die Freiheit ist wie ein neues Spielzeug, mit dem jeder spielen will. Jeder versteht unter Freiheit, dass er seinem unmittelbaren Vorgesetzten entkommt. In jedem anderen Land außer Russland wäre das Ergebnis die Aussicht auf ein hoffnungsloses Chaos. Hier jedoch wird sich der gesunde Menschenverstand, der das Volk charakterisiert, im Laufe der Zeit wieder durchsetzen. Im Augenblick streckt sich Russland und stellt fest, dass die Fesseln um seine Glieder sich gelöst haben.

Arthur Ransome (1884–1967), britischer Schriftsteller

Der politische Streit wird derzeit zwischen Befürwortern einer Republik und den Anhängern einer konstitutionellen Monarchie ausgetragen. Die Idee der Republik gewinnt mit jedem Tag an Boden. Die Arbeiter sind natürlich geschlossen für die Republik. Eine Frage ist, wie die Bauern abstimmen werden. Am Anfang schienen sich alle einig darin zu sein, dass sich die Bauern für die Monarchie aussprechen würden. Aber ein Mann, dem ihre Gewohnheiten wohlvertraut sind, sagte, sie seien für die Republik. Der Grund: „Nikolaus II. hat abgedankt und auf den Thron verzichtet; er wollte ihn nicht. Michail lehnte ihn ab; er wollte ihn nicht. Niemand will ihn. Dann ist er wohl nicht notwendig.“

Edward T. Heald

Überall geschieht das Gleiche. Auf der Sacharjewskaja brennt das Bezirksgericht; die Hauptverwaltung der Artillerie wurde zerstört; aus dem Gefängnis wurden alle Häftlinge befreit, und das Gefängnis brennt.

Katherina Sayn-Wittgenstein

Alle politischen Gefangenen sind freigelassen worden und strömen aus Sibirien

nach Hause. Sie werden von Regierungskomitees, Soldaten, Arbeitern und der Öffentlichkeit triumphal empfangen. Jede Gruppe von Ankömmlingen wird mit Musik, Flaggen und Reden begrüßt. Die Zurückgekehrten gebärden sich wie siegreiche Helden, die es verdienen, vom Volk als Befreier und Wohltäter verehrt zu werden. Amüsant daran ist, dass viele dieser Leute nie politische Delinquenten waren, sondern gewöhnliche Sträflinge, Diebe, Mörder und Betrüger.

Pitirim Sorokin

Ich erinnere mich an eine abendliche Wohltätigkeitsaufführung im Mariinskij-Theater. Eine kleine Gruppe, grauhaarig und erschöpft aussehend, saß in der Kaiserloge. Es waren politische Strafgefangene, aus Sibirien zurückbeordert; man erwies ihrem Martyrium die Ehre.

Tamara Karsawina (1885–1978), Primaballerina

Im Zuge der revolutionären Gesetzgebung sind Leibesstrafen sowie religiöse, ethnische, ständische und andere Beschränkungen abgeschafft worden; es wurde ein Straferlass verkündet. Die Revolution – freilich eine friedliche, unblutige – ist in vollem Gange.

Georgij Knjasew

Nach endlosen Diskussionen bis um drei Uhr morgens wurde ein Armeebefehl abgefasst. Anstelle des soldatischen Sa-

luts einem Offizier gegenüber wurde auf einer „beiderseitigen“ Begrüßung bestanden; das „Du“ wurde durch das „Sie“ ersetzt; die Titel „Hochwohlgeboren“ für den Offizier und „Exzellenz“ für den General wurden abgeschafft und durch die Verwendung des Dienstgrads ersetzt.

Pjotr Polowzow (1874–1964), Mitglied des Generalstabs

Eine etwas schäbige rote Flagge flatterte nun über dem Bahnhof. In den Gebäuden schwirrten Soldaten umher oder standen rauchend da. Fast jeder Soldat trug eine Rosette oder ein schlichtes Abzeichen aus rotem Tuch oder eine Schleife. Ebenso die Gepäckträger und Arbeiter – irgendetwas Rotes durch ein Knopfloch geschlungen oder vorn auf die Mütze genäht und beim Gruß der ständige Gebrauch des Wortes „Genosse“. Jeder grüßte jeden auf die gleiche freundliche Weise: Soziale Rangunterschiede schienen verschwunden zu sein.

James Young Simpson

Die Eisenbahnverwaltung hatte vergessen, die Bilder des Kaisers und der Kaiserin zu entfernen, die in der Wand des Speiseabteils festgeschraubt waren. Wir konnten uns nicht der unangenehmen Pflicht entziehen, sie zu entfernen.

Pjotr Polowzow

Auf der Zugfahrt, die mich aus dem Süden durch die weite offene Ebene Zentralrusslands führte, sah ich viele merkwürdige Bilder in den Bahnhöfen. Die matschigen Bahnsteige, auf denen der Schnee langsam schmolz, wimmelten von Soldaten, die auf einen Zug warteten, der sie in der Ecke eines offenen Güterwagens oder auf den Dächern der Waggons mitnehmen könnte. Sie schienen in alle Richtungen unterwegs zu sein. Einige kehrten zurück an die Front, die sie im Rausch der ersten Revolutionstage verlassen hatten, um das große Ereignis mit ihren Familien zu feiern. Andere hatten die ersten Tage abgewartet und führen nun nach Hause. An den Zeitungsständen standen alte Bauern, die sich eifrig nach Neuigkeiten aus Petrograd erkundigten.

Morgan Philips Price (1885–1973), britischer Korrespondent



Die neuen Herren: Arbeiter und Soldaten profitieren besonders vom Umsturz. Manche von ihnen glauben sogar, sich nun alles mit Gewalt nehmen zu dürfen

Eine Woche nach dem Ausbruch der Revolution öffnete meine Schule wieder. Aber wie anders sie jetzt war! Regeln und Vorschriften wurden nicht mehr länger erzwungen. Die Disziplin war zusammengebrochen. Niemand konnte sich auf den Lehrstoff konzentrieren. Überall herrschte eine Atmosphäre der Rebellion.

*Paul Grabbe (1902–1999),
Sohn eines russischen Grafen*

Am 7. März fuhr die Straßenbahn wieder, und alles war wieder in bester Ordnung. Früher ärgerte man sich in den Straßenbahnen immer über jemanden, jetzt nimmt man alles hin: Es gibt ja keinen, den man beschuldigen kann.

Michail Prischwin

Die Stadt und alle Menschen waren wie ausgewechselt. Russland hatte zu sprechen begonnen. In dem sonst so wenig redengewandten Jefremow tauchten auf einmal begeisterte Redner auf. Zumeist waren es Arbeiter aus dem Eisenbahndepot. Die Frauen weinten, wenn sie ihnen zuhörten. Der gedrückte Ausdruck der Einwohner von Jefremow war verschwunden. Die Gesichter waren verjüngt, aus den Augen strahlte Güte und das Licht des Denkens. Man sprach übrigens nicht mehr von Einwohnern. Es hieß jetzt „Bürger“, und diese Bezeichnung trug eine Verpflichtung in sich.

Konstantin Paustowskij

Seit dem Umsturz stellte sich mir als Oberhaupt der Diözese die Frage: Für wessen Gesundheit und wie sollte man im Gottesdienst beten? Anfangs, vor der Abdankung des Großfürsten Michail Alexandrowitsch, war das einfach zu klären. Dann kam es zu Verwicklungen. Schließlich wurde entschieden, für die Gesundheit der „gottesfürchtigen Provisorischen Regierung“ zu beten.

Jewlogij, Erzbischof von Wolhynien

In wenigen Monaten sprach Russland alles aus, worüber es ganze Jahrhunderte geschwiegen hatte. Das Land glich Tag und Nacht einer pausenlosen, chaotischen Volksversammlung. Die Menschen rotteten sich zusammen und lärmten auf den Plätzen der Städte, an Denkmälern, auf den nach Chlor riechenden Bahn-



Bäuerin mit Freiheitsbanner. Auch auf dem Land kommt es in den Wochen nach dem Umsturz immer häufiger zu Übergriffen. Ziel der Gewalt: die Großgrundbesitzer

höfen, in Fabriken und Dörfern, auf Märkten, auf jedem Hof, auf der Treppe eines jeden halbwegs bewohnten Hauses. Schwüre, Aufrufe, Enthüllungen, Ansprachen – alles ging unter in dem rasenden Schrei „Nieder!“ oder in einem begeisterten, heiseren „Hurra!“, und das rollte über alle Straßenkreuzungen wie donnernde Räder über Kopfsteinpflaster. Besonders leidenschaftlich und heftig verliefen die Moskauer Versammlungen. Hier warf die Menge gut gelaunt einen Mann in die Luft, dort zerrte sie ihn am Gurt seines Militärmantels vom Puschkin-Denkmal herab, hier küsste man sich auf stachelige Wangen, dort drückte man schwielige Hände. Einem Intellektuellen schlug man den Hut vom Kopf, doch schon eine Minute später trug man ihn im Triumph auf den Armen, und er hielt verzweifelt seinen hüpfenden Kneifer fest und schleuderte Flüche gegen irgendwelche unbekannten Feinde der russischen Freiheit. Hier und da wurde wild Beifall geklatscht, und wenn die harten Hände gegeneinanderschlugen, hörte es sich an, als ob große Hagelkörner auf das Pflaster prasselten. Niemand bat um das Wort, jeder nahm es sich selbst.

Konstantin Paustowskij

Alle Welt stellt Forderungen. Vor einigen Tagen haben die Schüler der Gymnasien ein Komitee gewählt: Es verlangt, dass der Kartoffelbrei, den sie morgens zum Frühstück bekommen, an gewöhnlichen

Tagen durch Suppe und an Donnerstagen und Sonntagen durch Kakao ersetzt wird; dass die Schüler eine Stunde später aufstehen dürfen und nicht vor zehn Uhr abends schlafen gehen müssen.

*Louis de Robien (1888–1958),
französischer Diplomat*

Vom 12. März an waren die Theater fast jeden Tag besetzt. Wenn es gerade keine Proben gab, wurden zahlreiche Räumlichkeiten für Sitzungen von Parteien und öffentlichen Organisationen abgetreten, für Fraktionskonferenzen von Mitgliedern des Arbeiter- und Soldatendeputiertenrats, für irgendwelche Kommissionen der Provisorischen Regierung.

Wassilij Bepalow, Opernsänger

Auf der Bühne des Theaters wurden Reden über Reden gehalten von Personen, die vorgaben, alle möglichen politischen Parteien und sozialen Klassen zu vertreten. Fast alle Aussagen waren in überaus nebulöse theoretische Worte gekleidet; jeder Sprecher schien Jünger eines neuen und fast heiligen Glaubens zu sein.

*Thomas Preston (1886–1976),
britischer Diplomat*

Man kann nicht einmal eine Schachtel Zigaretten kaufen oder in einem Taxi fahren, ohne in eine politische Diskussion verwickelt zu werden.

*Harold Williams (1876–1928),
britischer Korrespondent*

Am Winterpalast hing ein gewaltiges weißes Banner mit der flammendroten Aufschrift „Lasst den Internationalismus gedeihen“. Gruppen von Frauen hielten Spruchbänder hoch mit Forderungen wie „Volle Gleichberechtigung für Frauen“. Selbst die Schulkinder paradierten unter dem Schriftzug „Lasst die freie Schule gedeihen“.

James Young Simpson

Auf dem Rückweg von der Messe stieß ich auf eine Menschenkolonne. Mehrere Tausend Frauen marschierten Arm in Arm in Zehnerreihen und sangen revolutionäre Lieder. Viele hatten Kinder bei sich. Sie verlangten das Frauenstimmrecht, eine Erhöhung der Unterstützung für die Familien, deren Männer eingezo-

gen sind, vor allem aber das Ende des Krieges und die Rückkehr der Soldaten.

Louis de Robien

Ich würde mich freuen, wenn die „Frauenfrage“ sich so einfach und radikal lösen würde wie die „Judenfrage“. Denn sie ist sehr misslich. Es ist unsinnig, um die „Revolution“ zu bitten. Nein, die Frauen müssen, um gleich zu sein, gleich werden.

Sinaida Hippis (1869–1945),

Dichterin

Jetzt, denke ich, wird sich die Frau mit anderer Kleidung aufputzen. Was es für den Rock zu tun gibt, ist nicht in Sicht, mehr und mehr arbeiten die Hosen. Und um sich zu ergötzen, ist keiner da und keine Zeit. Die Locken werden sie abschneiden, die Füßchen in Stiefelchen, ein Zigarettchen zwischen die Zähne – gehe los durch die ganze Welt, wirst dich nicht verirren.

Ein Soldat an der Front

Heute fand eine Trauerfeier für all jene statt, die für die Revolution gestorben waren. Hunderttausende folgten einem Meer von roten und schwarzen Bannern mit den Worten: „Ruhm sei denen, die für die Freiheit starben“. Herrliche Musik, Gesänge und Orchester stimmten in die Trauerhymne mit ein. Während sich die endlose Prozession stundenlang durch die Straßen schlängelte, herrschte absolute Ordnung und Disziplin. Die Gesichter der Demonstranten waren feierlich und erhaben.

Pitirim Sorokin

Hunderte Orchester spielten immer wieder die Melodie von Chopins Trauermarsch. Manchmal verfielen sie in Kirchenmusik, ein Gebet oder einen Gesang, und dann stimmten die Zuschauer mit geneigten Köpfen und gezogenen Hüten mit ein. Die „Marseillaise“ wurde ebenfalls gesungen. Der ganze Newskij-Prospekt war ein Meer aus Flaggen und Spruchbändern, auf

denen stand: „Ewiges Gedenken an unsere gefallenen Brüder.“ In den Reihen wurden die Särge mit den Opfern der Revolution getragen, eingehüllt in rotes Fahmentuch. Die Demonstranten waren Soldaten, Arbeiter, Studenten, Frauen, Matrosen und einige Kinder. Die Atmosphäre des Ganzen war feierlich, spirituell. Die Ordnung war mustergültig, und das ohne einen Polizisten in der Stadt. Es hatte Gerüchte gegeben, dass dieser Tag das Signal für die Konterrevolution sein sollte, dass man versuchen würde, Unruhen zu verbreiten, und dass es auf den Straßen nicht sicher wäre. Doch es war ruhig wie am Palmsonntag.

Edward T. Heald

In einer kleinen Straße sah ich eine Gruppe von ungefähr 1000 Demonstranten darauf warten, in einen der Trauerzüge eingegliedert zu werden. Von zehn Uhr morgens bis zehn Uhr abends blieb jeder an seinem Platz, ohne ein Zeichen von Ungeduld, im Schnee herumstapfend, ohne zu essen, ohne zu trinken, ohne in den benachbarten Häusern um etwas zu bitten. Die Träger hatten ihre fünf oder sechs Särge auf den Boden gestellt, und die Menge wartete geduldig. Trotzdem standen auf ihren Spruchbändern und Fahnen die radikalsten und härtesten Forderungen. Von Zeit zu Zeit hob einer der Anführer seinen Stab und gab das Zeichen zum Einsatz, woraufhin alle zu singen begannen „Plündern wir, töten wir, morden wir“ – „An den Galgen mit dem Zaren“ – „Die Bürger sind

Blutsauger“ und so weiter. Die Tenöre forderten die Köpfe der Adeligen, die Soprane den des Zaren, die Bässe wollten überhaupt niemanden verschonen. Wenn sie ihr Liedchen zu Ende gesungen hatten, ruhten sie ungefähr zehn Minuten lang aus und fingen dann auf ein Zeichen hin von Neuem an. Die Gruppe in der kleinen Straße konnte erst am Abend losmarschieren, die Träger luden die Särge auf ihre Schultern. Die Menge zog in Reih und Glied ab und sang dabei: „Plündern wir, töten wir, morden wir.“

Louis de Robien

Ein amüsantes Detail in dem Restaurant war, dass die Kellner darauf bestanden, mit „Sie“ statt „Du“ angesprochen zu werden, wie es in Russland immer Praxis gewesen ist. Sprach man sie mit „Du“ an, taten sie, als hörten sie einen nicht. Einige Offiziere konterten mit übertriebener Höflichkeit und beharrten nach dem Essen darauf, dem Kellner die Hand zu schütteln, um ihm für seine Dienste zu danken – ihm aber kein Trinkgeld zu geben. Sie erklärten, wenn ein Kellner als Gleichgestellter behandelt werden wolle, könne man ihm kein Trinkgeld geben, denn das sei nie ein Ausdruck von Dankbarkeit unter Gleichgestellten gewesen.

Pjotr Polowzow

Die Arbeit in den Fabriken ist noch nicht wieder ernsthaft aufgenommen worden. In den Putilow-Werken mit 35 000 Beschäftigten liegt der Betrieb still. Die Arbeiter haben mehrere Maschinen zerstört. Sie wollen nicht nur den Achtstudentag – den man ihnen gewährt hat –, sondern auch das Recht, ihre Vorarbeiter, Ingenieure und die Direktoren selbst zu bestimmen. In Wirklichkeit haben sie keine Lust zu arbeiten. Das Arbeiter- und Soldatenkomitee gewinnt zunehmend an Macht. Es ist sich seiner Stärke bewusst: der Stärke der Bajonette.

*Claude Anet (1868–1931),
französischer Korrespondent*



Endlich hinter Gittern! Zar Nikolaus (im linken Fenster) stellen die Revolutionäre unter Hausarrest. Doch binnen Kurzem fordern manche die Hinrichtung des abgedankten Herrschers

Ich ging zu Fuß nach Hause. Bei Nacht sind die Straßen nicht so überfüllt, und die Veränderungen, die in diesem Revolutionsmonat in Petrograd stattgefunden haben, lassen sich leichter beobachten. Das Bild ist nicht sehr angenehm. Die Straßen sind von Zeitungen, Staub, Dung und Sonnenblumenkernen übersät. In vielen Häusern sind die von Gewehrkugeln zerborstenen Fensterscheiben mit Papier zugeklebt. In ausgebrannten Räumen sind die Spuren der Geschosse deutlich zu erkennen. Im Park sind Bäume und Büsche rücksichtslos beschädigt worden, und jede freie Mauer ist mit Aushängen, Bekanntmachungen und politischen Aufrufen zugespacht. In jeder Seitenstraße benehmen sich Soldaten und Prostituierte mit empörender Schamlosigkeit. Überall sieht man Paare, die sich umarmen und küssen, während sie spazieren gehen oder auf den Dächern von Häusern sitzen. Manche tanzen ausgelassen in den Straßen.

Pitirim Sorokin

Man kann aus dem neuen Leben nicht klug werden – man weiß nicht, was sich zum Besseren gewendet hat und was zum Schlechteren. Leider gibt es an dem Neuen sogar viel Übles. Die Überfälle werden mit jedem Tag häufiger, und alles geschieht meistens straffrei: Die Räuber schießen auf die, die sich wehren, oder stechen auf sie ein und laufen davon, ohne gefasst zu werden. Wegen der Abwesenheit der Polizei und der schwachen Miliz wird nach nichts gefahndet – weder nach Geld noch nach irgendwelchen Waren, auch nicht nach ganzen Fuhren. Geraubt wird nicht nur nachts, sondern auch tagsüber. Man macht auch keinen Unterschied, was den Ort angeht. All diese himmelschreienden Untaten geschehen sowohl an abgelegenen Orten als auch in zentralen Straßen.

Nikita Okunew

Es herrscht hier ein Gefühl des Unwohlseins. Die Soldaten sind äußerst aufsä-



Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit: Die Hoffnung, dass alle Rangunterschiede nach der Revolution verschwinden, erweist sich schon bald als falsch

sig. Die Menschen arbeiten nicht. Die Vorgesetzten kriegen ihre Leute nicht dazu, für sie zu arbeiten. Zwei Offiziere haben ein paar Soldaten am Roten Platz erschossen, die sich weigerten, zu salutieren. Die Arbeiter arbeiten, wie es ihnen gefällt. Im Stadtrat herrscht Chaos. Die Brotschlangen sind länger denn je. Soldaten brechen in Läden ein und nehmen sich das Brot, auf das die Menschen gewartet haben. Tatsächlich reißen Soldaten und Arbeiter den Leuten das Brot sogar aus der Hand, und wer soll sie aufhalten? Die Zentralregierung ist stark und gut, aber ist sie auch in der Lage, das Rowdytum zu kontrollieren, das in ganz Russland auszubrechen droht?

Nelson Fell

Als ich an einem Haus nahe der Universität vorbeiging, sah ich mehrere Männer, die lachten und wie wild gestikulierten. Im Schatten der Pforte, vor aller Augen, benahmen sich ein Mann und eine Frau auf die unanständigste Weise. „Ha, ha!“, lachte die Menge, „seit der Freiheit ist alles erlaubt!“

Pitirim Sorokin

Wir erlebten eine hektische Zeit. Immer wieder drangen Gruppen von Soldaten und Matrosen in unser Haus ein. Man brauchte diese Leute nur flüchtig anzusehen, um zu wissen, dass kaum 50 Prozent von ihnen wirklich Soldaten oder Matrosen waren; der Großteil bestand aus Zuchthäuslern, die von den Aufständischen kurz zuvor aus den Haftanstal-

ten befreit worden waren. Offizieller Grund für die Durchsuchung von Privathäusern war die Suche nach den Maschinengewehren, die angeblich auf Befehl der Regierung auf den Hausdächern in Stellung gebracht worden waren; aber die eigentliche Absicht dieser Männer bestand ganz offensichtlich darin, sich die Taschen mit allem zu füllen, dessen sie habhaft werden konnten. Am Ende dieser drei Tage waren wir erschöpft, denn

fast alle unsere Hausangestellten hatten sich die Brust mit roten Schleifen dekoriert und waren auf die Straße gegangen, um erst gegen Abend wieder zurückzukehren.

Lidia Wassiltschikowa

Die Lage wird zunehmend unübersichtlich, und der Sonntag ist zum Feiertag erklärt worden, damit alle Arbeiter an einer Parade teilnehmen können. Soldaten lungern herum und tragen Hüte von Generälen. Auf die Frage „Warum?“ antworten sie: „Warum nicht?“ Niemand scheint einen Finger gegen sie zu erheben. Wenn man sie nicht bald zur Ordnung ruft, ist es zu spät.

Nelson Fell

Die Anarchie greift täglich weiter um sich, und Petrograd ist nur noch ein Unruheherd unter vielen. In Moskau, in Kiew – überall das gleiche Bild: Auflösung und Verwirrung. Jeder macht, was er will. Von nun an braucht niemand mehr auf ein gemeinsames allrussisches Bestreben zu hoffen.

Louis de Robien

In der Bassejnaja-Straße wollte heute eine Gruppe von Banditen einen Weinladen plündern. „Wir leben jetzt in Freiheit, deshalb mischt euch nicht ein“, protestierten sie gegen Bürger, die sie versuchten aufzuhalten. Solche Vorfälle, und es gibt derer viele, verheißen nichts Gutes. Aber Geduld. Vielleicht sind meine Befürchtungen verfrüht.

Pitirim Sorokin

Auf dem Land kommt es allmählich zu Unruhen. Die Fürstin Obolenskij hat von ihren Bauern ein Telegramm erhalten, das sie dazu auffordert, sich „an diesem Tag und zu dieser Zeit“ auf ihr Gut zu begeben, „um über die Frage der Güterverteilung zu sprechen“.

Louis de Robien

In diesen Tagen haben wir gehört, dass Bauern Güter beschlagnahmen, plündern und niederbrennen. In den Straßen habe ich viele betrunkene Männer gesehen, die obszönes Zeug grölen und rufen: „Lang lebe die Freiheit! Da wir frei sind, ist alles erlaubt.“

Pitirim Sorokin

Sie wollten nur das eine: Frieden, damit sie nach Hause gehen, die Gutsbesitzer ausrauben und frei leben konnten, ohne Steuern oder Abgaben zu zahlen oder irgendeine Autorität anzuerkennen. Sie hatten nicht die leiseste Ahnung von der Partei der Bolschewiki noch von irgendeinem Kommunismus oder der Internationalen oder der Unterteilung in Arbeiter und Bauern, aber sie träumten davon, zu Hause ohne Gesetz oder Gutsbesitzer zu leben. Diese anarchische Freiheit nannten sie Bolschewismus.

*Alexej Brussilow (1853–1926),
russischer General*

Natürlich wirken sich die inneren Unruhen auch auf die Armee aus. Der Soldat denkt an die Landverteilung und kann dem Wunsch nicht widerstehen, in sein Dorf zurückzukehren, um sich zu vergewissern, was dort vor sich geht, und um sich seinen Anteil zu sichern. Während des letzten Monats ist die Zahl der Deserteure auf über 700 000 gestiegen. Viele nehmen ihre Gewehre oder gar Maschinengewehre mit, die ihnen in ihrem Dorf vielleicht von Nutzen sein können. Die Offiziere sind ebenfalls nicht mehr bei der Sache. Sie sind durch das, was sie ständig vor Augen haben, entmutigt und von dem Gedanken an die Ihrigen besessen, die auf dem Lande leben, wo sie den Racheakten und der Gewalt der Bauern ausgeliefert sind. Für alle, ja sogar für die Männer an der Front, ist der Krieg nebensächlich geworden.

Louis de Robien

Um 15.30 Uhr schaute ich aus dem Hotel „Europa“. Ungefähr 3000 Arbeiter der übelsten Sorte zogen, zum Äußersten entschlossen, vorbei, viele waren bewaffnet, schwenkten schwarze Fahnen und marschierten zum Mariinskij-Theater. Auf den schwarzen Flaggen waren Totenköpfe mit gekreuzten Knochen usw. Die Menge sah schweigend zu. Ein Stück dahinter marschierten rund 100 Soldaten, die riefen „Gesundheit der Provisorischen Regierung“. Die Menschen auf den Bürgersteigen jubelten laut, doch niemand wagte es, sich einzureihen. Plötzlich schien die Menge, obwohl ich keine Schüsse hörte, von einem Wirbelwind erfasst zu werden und zerstreute sich wie hochgewehtes Laub; die Kutscher galoppierten wie wild durch die Straße. Die Lenin-Anhänger hatten auf die Menge gefeuert und mehrere Soldaten getötet. Ich eilte nach unten und ging auf die Straße. Einige Männer scharten die Menge um sich und sagten, solche Panikmache dürfe nicht stattfinden. Die Menge kochte vor Wut. Niemand hatte Waffen bei sich, sonst hätte es ein furchtbares Massaker unter den Lenin-Anhängern und auch anderen gegeben. Sie bissen wütend die Zähne zusammen. Schon bald sammelten sich 200 bis 300 Menschen und marschierten, angeführt von Frauen, auf dem Newskij-Prospekt den noch rauchenden Gewehrläufen der übelsten Männerhorde entgegen, die ich je sah. Diese zog weiter. Vor

dem Singer-Gebäude hielt ein Soldat der Menge eine Strafpredigt. Dann ertönten drei Schüsse, und er sank zu Boden. Ich sah das Chaos, aber ich sah ihn nicht fallen.

Nelson Fell

Am Freitag tauchten die schwarzen Flaggen der Anarchisten auf dem Newskij-Prospekt auf. Diese Fahnen jagten einem einen Schauer über den Rücken. Die Anarchisten nutzen die Lage aus, um alles ins Chaos zu stürzen. Gerüchte machen die Runde, dass Funktionäre der alten zaristischen Ordnung, die „Schwarzen Hundert“, hinter diesem anarchischen Chaos ständen und alles täten, um so viel Gewalt und Unruhe zu stiften, dass die Menschen es leid wären und sich wieder erleichtert der Monarchie zuwenden würden. Eine Frau und ein General wurden an dem Tag während der Unruhen getötet.

Edward T. Heald

Die Lage wird nicht besser. Die Stimme eines Mannes namens Lenin hallt durch das Land. Er ist in einem plombierten Wagen aus der Schweiz über Deutschland hierhergebracht worden. Er gilt als ein gewalttätiger Anarchist, und es heißt, er sei ein Provokateur, der für einen Separatfrieden arbeitet.

Nelson Fell

Die Provisorische Regierung hat keine wirkliche Macht, und ihre Befehle werden nur so weit ausgeführt, wie es vom Sowjet, dem Rat der Arbeiter- und Soldatendeputierten, gestattet wird. Der Rat kontrolliert die wichtigsten Schaltstellen der Macht, denn die Truppen, die Eisenbahnen und der Post- und Telegraphendienst sind in seiner Hand. Man kann es offen sagen: Die Provisorische Regierung wird nur so lange existieren, wie es ihr vom Rat gestattet wird.

*Alexander Gutschkow (1862–1936),
Kriegsminister der Provisorischen
Regierung* ■

*Isabelle Berens und Anastasia Mattern
haben die Beiträge recherchiert, Michael
Schaper hat die Collage zusammengestellt.
Übersetzung: Brigitte Jakobeit und
Anastasia Mattern.*



Inmitten der revolutionären Wirren verabschiedet die Regierung einige bahnbrechende Beschlüsse – etwa die Einführung des Frauenwahlrechts

DER RADIKALSTE DER RADIKALEN

Nach dem Sturz des Zaren kehrt Wladimir Iljitsch Uljanow, genannt Lenin, im April 1917 aus dem Exil nach Russland zurück.

Das Ende der Monarchie genügt dem Berufsrevolutionär und langjährigen Führer der kommunistischen Bolschewiki nicht, er fordert die sofortige Umverteilung von Macht und Besitz. Und an demokratischen Prozessen ist er schon gar nicht interessiert.

Er will die Diktatur des Proletariats, genauer: seiner Partei

—— Text: JÖRG-UWE ALBIG



Lenin arbeitet nie auf einem Bauernhof oder schuftet jemals in einer Fabrik. Doch seit der Sohn eines Schulinspektors die Werke von Karl Marx gelesen hat, fühlt er sich dazu berufen, Arbeiter und Landwirte aus ihrer Ausbeutung durch Unternehmer und Großgrundbesitzer zu befreien. Nach seiner Rückkehr aus dem Exil stellt er derart radikale Forderungen auf, dass selbst Mitstreiter entsetzt sind



Lange ist Leo Trotzki ein innerparteilicher Gegner Lenins, 1917 aber unterstützt er dessen Aufstandspläne. Trotzki vertritt die These von der »permanenten Revolution«: Eine Massenrebellion in dem feudalistisch geprägten Russland werde – anders als einst von Marx vorhergesagt – das Proletariat an die Macht bringen und dann überall in Europa eine sozialistische Revolution entfachen

E

Er kleidet sich wie ein Beamter aus der Provinz. Er pocht auf Sparsamkeit, Selbstkontrolle, regelmäßige Gymnastik. Wenn die Bleistifte, Marke Hardmuth Nr. 6, nicht angespitzt und stramm ausgerichtet auf dem makellosen Schreibtisch liegen, kann er nicht arbeiten. Jede Störung ist ihm Bedrohung: Er selbst schleicht nur auf Zehenspitzen durchs Arbeitszimmer, um mit den Schritten nicht die Gedanken zu verschleichen.

Er raucht nicht. Er trinkt kaum. Akribisch führt er Buch über all seine Ausgaben. Von Briefen, die er erhält, schneidet er die Ränder ab, um sie neu zu beschreiben. Seine Tage hat er am liebsten als Wiederkehr des Immergleichen, mit festen Zeiten für Arbeit, Essen, Schlaf und Muße.

Und wie sein Alltag ist auch sein Denken: eine feste Burg, die er schon mit Mitte 20 gegen alles Neue abdichtet. Er ist ein „Mensch im Futteral“, so wie der Gymnasiallehrer Belikow aus einer Erzählung seines Zeitgenossen Anton Tschechow: Jede kleinste Abweichung vom Kurs wird ihm zur Katastrophe.

„Ein schrecklich konservativer Mensch“, urteilt der Schriftsteller Maxim Gorkij, ein langjähriger Weggefährte.

Doch dieser Konservative wird die Welt umkrempeln. Dieser Verehrer der Ordnung wird seinem Land Jahre des Chaos bescheren, der Unruhe und des Bürgerkriegs. Dieser Pedant und Erbsenzähler wird den Weg bereiten für die zügellose Willkürherrschaft eines georgischen Banditen namens Stalin, der sich dereinst seine Nachfolge erkämpfen wird.

Jetzt, am 27. März 1917 (nach dem gregorianischen Kalender der 9. April), fährt Wladimir Iljitsch Uljanow, genannt Lenin, im Schnellzug 263 von Zürich

Richtung deutsche Grenze. Sein Ziel ist Russlands Hauptstadt Petrograd, die vor dem Krieg Sankt Petersburg hieß.

Dort ist vor 32 Tagen ein Aufstand ausgebrochen, vor 25 Tagen hat der Zar abgedankt. Eine Provisorische Regierung sowie ein *sowjet*, ein Rat der Arbeiter- und Soldatendeputierten, haben das Ruder übernommen. Jetzt sieht Lenin die Chance, diese Revolution zu der seinen zu machen. Er ist 46 Jahre alt.

Lenin ist kein Mann, der auf Anhieb beeindruckt. Er ist untersetzt und kaum mittelgroß, der Bart dünn und rot, das Gesicht früh verwelkt. Schon mit Anfang 20 fielen ihm die Haare aus, und mit 25 erhielt er den Spitznamen *starik*, „der Alte“. Bei seinen Ansprachen verhakt er die Daumen im Ärmelausschnitt seiner Weste. Und wenn er das „r“ ausspricht, dringt ein hässliches Schnarren aus seiner Kehle.

„Der ganze Mensch ist zu einfach“, wundert sich Maxim Gorkij, „man fühlt nichts von einem ‚Führer‘.“

Doch Lenin hat diesen Tunnelblick, der ihn auf ein Ziel justiert; der keine Abschweifung duldet und keinen Zweifel. Gerade die spröde Sprache gefällt

Wahrheit“, wie sich Gorkij erinnern wird. „Und obwohl diese Wahrheit für mich oft nicht annehmbar war“, resümiert der Autor, „konnte ich mich doch dem Einfluss ihrer Wucht nicht entziehen.“

Denn Lenin tritt auf wie einer, der im Besitz des *Gesetzes* ist. Dieses Gesetz ist in Stein gehauen wie jedes der Gebote, die Moses auf dem Berg Sinai empfing. Es fügt nicht nur Wirtschaft und Gesellschaft in ewige Regeln, sondern den ganzen Lauf der Geschichte: Auf die Feudalgesellschaft folgt der Kapitalismus, auf den Kapitalismus der Sozialismus.

Der Mensch kann nur tun, was dieses Gesetz ihm aufträgt. Und so vollzieht Lenin die Revolution wie eine Pflicht.

Schon die Kindheit des Wladimir Iljitsch Uljanow steht im Zeichen von Regel und Zucht. Simbirska an der Wolga, wo der kleine Wladimir am 10. April (22. April) 1870 geboren wird, 1500 Kilometer südöstlich der Hauptstadt Sankt Petersburg, ist ein Provinznest aus kargen Holzhäusern, bevölkert von Bauern, Störfischern, Kahnschleppern und Arbeitern, die in kleinen Fabriken Schnaps brennen und Kleider nähen.

Wladimirs Vater aber, Lehrer und Inspektor der Volksschulen des Gouvernements, ist ein Aufsteiger. Seinen Platz in der Gesellschaft hat er sich hart erarbeitet, ist dafür vom Zaren geadelt worden – und ist nun fest entschlossen, nicht nur den Titel an die Kinder weiterzureichen, sondern auch seinen Ehrgeiz.

Ilja Uljanow gilt als Musterbeispiel für Pflichter und Disziplin. Er ist ein schweigsamer Perfektionist, der nicht nur Schüler und Kollegen kontrolliert, sondern auch das Wetter: Regelmäßig notiert er Windstärke, Niederschlag, Sonnenstunden und Luftfeuchtigkeit.

In seinem Haus duldet der Lehrer weder Schmutz noch überflüssige Emotionen. Von den Kindern verlangt er, wie sich seine Tochter Anna später erinnert, „Pünktlichkeit und Folgsamkeit bis zur Pedanterie“. Und auch die Mutter impft, statt übermäßige Wärme zu zeigen, den Kindern ihren fast zwanghaften Ordnungssinn ein: Sein Leben lang wird Wladimir sie verehren, in einem Brief sogar eine Heilige nennen.

Ausgerechnet die Deutschen helfen LENIN

jenen Verzweiferten unter seinen Anhängern, die der schönen Worte müde sind.

Wenn er redet, spricht aus ihm die Gewissheit, zu hundert Prozent im Recht zu sein, im Gleichschritt zu marschieren mit dem Gang der Welt – die geradezu hypnotische Suggestion „unwiderlegbarer

So rechtschaffen sind diese Uljanows, dass, wer sie kennt, sie nur die „schöne Familie“ nennt. Der junge Wladimir ist ein Glanz dieser Sippe: ein Streber mit großem Schädel; Primus seines Jahrgangs, der in fast jedem Fach mit Bestnote brilliert.

Wladimirs Vorbild ist sein vier Jahre älterer Bruder Alexander, Student der Naturwissenschaften in Sankt Petersburg. Doch der erforscht nicht nur eifrig die Biologie der Ringelwürmer, sondern knüpft auch Verbindungen zu Revolutionären, die nicht mehr an einen friedlichen Umbau des Landes glauben.

Mit 20 Jahren schließt er sich einer Verschwörergruppe an, die für den 1. März 1887 einen Bombenanschlag auf die Kutsche des Zaren Alexander III. vorbereitet. Doch die Geheimpolizei erfährt von den Plänen und nimmt 72 Aufhänger fest. Fünf von ihnen, darunter Alexander Uljanow, werden am 8. Mai in der Festung Schlüsselburg gehängt.

Unwahrscheinlich, dass Wladimir der Tod des Bruders kaltlässt. Doch er reißt sich, wie es in der Familie üblich ist, zusammen. Der Sohn und Bruder wird nicht offen betrauert, sondern beschwiegen. Und so legt, während Alexander in Petersburg gehängt wird, der junge Wladimir in Simbirsk als Bester seines Jahrgangs das Abitur mit Goldmedaille ab. In allen zehn Fächern erzielt er die Höchstnote. „Ständig eifrig und akkurat“, schreibt der Rektor ins Abschlusszeugnis.

Jetzt, im Frühjahr 1917, sitzt Lenin im Zug nach Russland. Nach Wochen der Geheimdiplomatie hat die deutsche Heeresleitung eingewilligt, den Revolutionär aus dem Schweizer Exil durch ihr Land zu eskortieren. Der Kurswagen, in dem er seit der deutschen Grenze fährt, ist Niemandsland, exterritoriales Gebiet; hier verzichtet der Kaiser auf seine Hoheitsrechte.

Drei Türen sind zugesperrt, nur der hintere Ausgang ist unverschlossen: Dort sitzen, durch einen Kreidestrich auf dem Waggonboden von den übrigen Reisenden abgetrennt, die zwei deutschen Offiziere, die den Transfer bewachen.

Es ist, als wäre dieser Waggon ein Modell für Lenins Kopf. Denn auch er

hat sich früh versiegelt gegen die lebende, wimmelnde Welt. Wie Tschschows Gymnasiallehrer ist er bestrebt, „sich mit einer Hülle zu umgeben, sich ein Futteral zu schaffen, das ihn abschließen, ihn vor äußeren Einflüssen schützen“ soll.

Sein Reich ist geronnene Theorie: Was in Fabriken, auf Feldern und in Büros geschieht, bleibt ihm zeitlebens

ELEND
ist nur ein
»Faktor
des
Fortschritts«

fremd. Bis zum Tod der Mutter lebt er vor allem von den Erträgen des elterlichen Guts, später auch von den Zinsen aus dessen Verkauf. „Die Kompliziertheit des Lebens“, attestiert ihm Maxim Gorkij, „ist Lenin unbekannt.“

Die Lektüre ersetzt ihm die Welt. Statt länger einen Beruf auszuüben, brütet er über Statistiken; statt Bauern in der Nachbarschaft bei der Arbeit zuzusehen, liest er über sie; statt sich dem Unwägbar auszusetzen, panzert er sich mit Theorie. Sein Leben lang wird er Bibliotheken lieben, bisweilen 15 Stunden am Tag dort verbringen, Schriften verschlingen, verdauen und ausstoßen.

Frühmorgens begibt er sich in die Lesesäle, setzt sich an den immer gleichen Platz, nimmt das Buch vom vorigen Tag zur Hand. Mit der gewohnten Geste streicht er sich über das Resthaar, tritt ab und zu ans Regal, um im Wörterbuch eine unbekannte technische Vokabel nachzuschlagen. Dann setzt er sich wieder an den Tisch und füllt methodisch Schreibhefte mit seinen raschen, kleinen Buchstaben.

Im Winter 1888/89 findet er – wie Tschschows Gymnasiallehrer – sein „Futteral“: die Lehre des Karl Marx.

Der Deutsche ist der Modeautor unter den russischen Intellektuellen. Obwohl die Werke von Freigeistern wie Voltaire, Spinoza und Hobbes im Reich des Zaren verboten sind, hat das „Kapital“ von Marx 1872 die Zensur passiert, eher aus Versehen: Der Text sei viel zu schwierig, urteilten seinerzeit die Beamten, um gelesen und somit gefährlich zu werden.

Doch das Buch wurde ein Erfolg. Die erste Auflage von 3000 Exemplaren war binnen eines Jahres vergriffen (in Deutschland dauerte es fünf Jahre, die ersten 1000 zu verkaufen). Und inzwischen ist es an russischen Universitäten, wie ein Zeitgenosse spottet, „geradezu unanständig“, kein Marxist zu sein.

Es ist das Versprechen der Zukunft, das die jungen Kopfmenschen lockt. Es ist der Duft nach Westen und Fortschritt, „neu, frisch und aufregend“, wie sich ein Genosse erinnern wird. Und es ist der strenge Nimbus von Wissenschaft und Objektivität, der auch Wladimir Uljanows reinliches Hirn erfrischt.

Er liest das „Kapital“ und alles, was er sonst noch finden kann. Das „Kommunistische Manifest“ studiert er sogar auf Deutsch und beginnt, es ins Russische zu übersetzen. In Marx ist er, wie er bekennt, geradezu „vernarrt“ – und diese systematische Liebe gibt ihm Halt.

Dabei ist es wohl kaum die Utopie des Deutschen, der Traum von der Freiheit, die Idee eines Glücks für alle, die seine trockene Seele berührt. Was Lenin am Marxismus schätzt, ist gerade der Verzicht auf jede „Gefühlsduselei“. Beim Lauf der Geschichte geht es um Gesetzmäßigkeiten, nicht um Moral. In dieser Entwicklung gibt es kein Gut und kein Böse – es kann nur darum gehen, ihr nicht im Weg zu stehen.

Zwar ist im rückständigen Russland, da sind sich die meisten Marxisten einig, die Zeit für eine sozialistische Revolution noch längst nicht reif. Der Kapitalismus, nach Karl Marx das Stadium vor dem Sozialismus (und dessen Voraussetzung), ist im Reich des Zaren noch kaum entwickelt. Erst müssen Arbeiter



Lenin

Der Georgier Iossif Dschugaschwili, genannt Stalin (etwa: »der Stählerne«), ist militant, gewalttätig und rücksichtslos. Um die Kassen der Bolschewiki zu füllen, verübt er mit einer Verbrecherbande ab 1905 Raubüberfälle und andere Delikte, lässt sogar Kinder entführen und Lösegeld erpressen. Dank Lenins Unterstützung steigt er schon bald in der Hierarchie der Bolschewiki auf



Wie viele seiner Genossen wird Lew Kamenew unter dem Zarenregime nach Sibirien verbannt. Im März 1917 kehrt er nach Petrograd zurück, führt dort mit Stalin die Bolschewiki, leitet die Parteizeitung »Prawda« und arbeitet mit der Provisorischen Regierung zusammen, etwa in der Kriegsfrage. Damit steht er gegen Lenin, der bald eintrifft und jede Kooperation mit der Regierung ablehnt

und Bürger gemeinsam die Monarchie überwinden sowie anschließend die Industrialisierung und eine Demokratie mit Rede- und Versammlungsfreiheit vorantreiben, ehe in einem weiteren Schritt das Proletariat nach einer Revolution die Macht übernehmen kann. Doch das ist alles eine Frage der Zeit. Das Marx'sche Gesetz bleibt davon unberührt.

Dieses Gesetz bestimmt jetzt Lenins Trachten. Gefühle hingegen, wie sie andere Menschen für die Tat entflammen, bleiben ihm unheimlich. Literatur, die keinen praktischen Nutzen hat, ist für ihn „Müll“. Seine Frau Nadeschda Krupskaja, die er vor allem als Mitarbeiterin schätzt, redet er mit „Genossin“ an: In der Arbeit duldet er, wie sie notiert, „kein persönliches Element“.

Denn Gefühle schwächen die Disziplin. Dieser Disziplin zuliebe entsagt er immer wieder dem, was ihm am Herzen liegt – sei es eine Geliebte namens Inessa Armand, das Schachspiel, das Schlittschuhlaufen. Oder Beethovens Musik: Wenn man die höre, wolle man nur noch „liebe Dummheiten reden und Menschen den Kopf streicheln“. Dabei gelte es doch, auf alle Köpfe, die nicht folgen, „unbarmherzig“ einzuschlagen.

Und so bleibt Wladimir Uljanow auch seltsam kühl, als 1891 eine Hungersnot die Wolgaregion heimsucht; als die Bauern Spreu, Moos und Baumrinde essen und die Dächer abdecken, um an Stroh für die Pferde zu kommen; als Cholera und Fleckfieber eine halbe Million Menschen dahinraffen.

Dass Tausende von Helfern auf die Dörfer ziehen, Lebensmittel und Medikamente verteilen und den Ärzten zur Hand gehen, tut er als „sacharinsüße Sentimentalität“ ab.

Das Elend ist ihm nicht Anlass zur Solidarität, sondern „Faktor des Fortschritts“ – ein Bankrott des Regimes, der dessen Ende nur beschleunigen kann.

Denn das *Gesetz* muss erfüllt werden, ohne Rücksicht auf menschliches Leid. Während Gesinnungsfreunde den Marxismus als Werkzeug nutzen, als Instrument zur Untersuchung sozialer Wirklichkeiten, ist er für Lenin ein Katechismus, der Frömmigkeit fordert. Und wo Marx „De omnibus dubitandum“ („An allem ist zu zweifeln“) zu seinem

Lebensmotto erklärt, ist dessen Lehre für den Mann aus Simbirsk ein starres, unfehlbares System.

Es ist ein „sozialistischer Endzeitglaube“, wie sein Freund Nikolaj Walentinow spottet: die „rein religiöse Überzeugung“, das Ende des Kapitalismus sei nah. Und ein Standpunkt, der Lenin „von allen anderen russischen Marxisten unterscheidet“.



Ein anderer Heiliger Uljanows ist der Schriftsteller Nikolaj Tschernyschewskij. Dessen Roman „Was tun?“ ist schon bald nach seinem Erscheinen 1862 zur Pflichtlektüre der Revolutionäre geworden und hat dem Autor 25 Jahre Zwangsarbeit in Sibirien eingebracht.

Der Held Rachmetjew, der in „Was tun?“ gegen die Macht des Zarenreiches aufbegehrt, ist ein Asket nach Uljanows Gusto. Er isst nur rohes Fleisch, kasteit den Leib mit Gymnastik und Gewichtheben, schläft bisweilen sogar auf einem Nagelbett. Auch er zwingt seine Tage in ein strenges Regime, mit festen Zeiten für körperliche Ertüchtigung – und für die Lektüre, mit der er sich „das Wesentliche“ einverleibt, nämlich Politik und Naturwissenschaften. Und auch er streift alles ab, was ihn von der Sache ablenkt – sogar die Liebe einer jungen, schönen Witwe, die sich um ihn bemüht.

In dem Protagonisten des Romans findet der junge Uljanow sein Vorbild: und in Tschernyschewskij ein Idol, dessen Foto er in seiner Brieftasche ständig bei sich trägt. In einem Sommer liest er das Buch fünf Mal und fühlt sich „vollständig umgewandelt“. Er macht Notizen

und exzerpiert die Aufsätze des Meisters, versucht sogar, mit ihm zu korrespondieren, und ist „zutiefst schmerz erfüllt“, als keine Antwort kommt.

Doch von Tschernyschewskij bezieht er die Ideen, die sich bei Marx nicht finden: dass die Revolution nur gelingen kann, wenn eine entschlossene, disziplinierte Elite sie führt. Dass im Kampf alle Methoden erlaubt sind. Und dass jeder Kompromiss von Übel ist.

Im Januar 1886 stirbt Lenins Vater mit nur 54 Jahren, im August 1887 zieht seine Mutter mit der Familie nach Kasan, wo Wladimir nun Jura studiert.

Keine vier Monate später wird er von der Universität verbannt: wegen Beteiligung an Studentenprotesten. Er setzt seine Studien in Samara fort, legt 1891 als Externer das Examen an der Petersburger Universität ab; im folgenden Januar erhält er das Diplom.

Im September 1893 lässt er sich pro forma als Gehilfe eines Petersburger Rechtsanwalts registrieren – auch wenn er dort kaum arbeitet und kein einziges Mal vor Gericht auftritt.

Sankt Petersburg ist nicht nur die Hauptstadt, sondern auch der Vorposten des russischen Kapitalismus. Nirgendwo im Land stehen so viele Schlote, ist das Leben so ungesund und die Kluft zwischen Arm und Reich so breit. Doch in die Fabriken und Handelskontore setzt Lenin keinen Fuß. Lieber schließt er sich marxistischen Agitatoren an, zankt mit anderen Linken, streitet gegen „Volks-tümler“ und „Legale“. Und so dauert es nicht lange, bis sein Dogmatismus vielen Genossen auf die Nerven geht.

1895 gründet er mit einer Handvoll Gleichgesinnter einen „Kampfbund zur Befreiung der Arbeit“ – und wird kurz darauf verhaftet. Der Staat verbannt ihn für drei Jahre in das ostsibirische Dorf Schuschenskoje: eine Strafe, doch auch ein Segen für den Büchernarr; nun findet er die Muße, sich durch eine Vierteltonne Literatur zu ackern.

Es ist keine besonders harte Fron, die den Delinquenten erwartet. Anstatt, wie weniger wohlhabende Sträflinge, den Weg nach Sibirien im offiziellen Gefangenentransport oder gar zu Fuß anzutreten (unter Strapazen, die manche nicht überleben), erhält er die Genehmigung,

auf eigene Kosten mit der Eisenbahn zu reisen. Weil ein Arzt ihm ein Magenleiden bescheinigt, bringt man ihn in einer Gegend mit mildem Klima unter.

Und während sein „Kampfbund“-Genosse Julij Martow in einem Verbannungsort nahe dem Polarkreis friert und unter bitterer Isolation leidet, kann Uljanow seine Frau Nadeschda Krupskaja nachkommen lassen, mit Gleichgesinnten in ganz Russland korrespondieren und bald nach der Ankunft der Mutter melden, er sei „braun gebrannt“ und habe sogar „zugenommen“.

Doch als er im Februar 1900 aus der Verbannung zurückkehrt, erscheint ihm die Situation in Russland als zu gefährlich. Die Beamten des Zaren sind froh, den Störenfried loszuwerden, und stellen ihm einen Reisepass aus. Im August mietet er eine Wohnung bei Genf, wo eine Schar russischer Marxisten die Gruppe „Befreiung der Arbeit“ gegründet hat.

März (April) 1917: Lenin schaut während seiner Reise durch Deutschland nur selten aus dem Fenster seines Abteils. Draußen zieht im Schnellzugtempo die Landschaft vorbei. Bahnhöfe schieben sich heran, fallen zurück; Karlsruhe, Frankfurt, Berlin. Doch er bleibt unbewegt, eingekapselt in seinem Abteil. Ununterbrochen liest er, macht Notizen, bekritzelt die Enge seiner Welt.

Dieser rasende Stillstand ist ein Bild für sein Leben. Nach seiner Rückkehr aus der Verbannung im Februar 1900 wechselt er pausenlos die Orte und verbringt so 17 Jahre, nur unterbrochen von wenigen Monaten, im Ausland – ernährt von den Pachteinnahmen der Familie, gelegentlichen Veröffentlichungen und Referaten sowie den Scherflein, die Genossen für ihn aus dem Parteivermögen zusammenkratzen.

In der Schweiz gründet er mit anderen Emigranten die Zeitung „Iskra“ („Funke“), die als erstes Blatt ganz Russland agitieren soll, besorgt in München und Leipzig Redaktion und Druck.

Er hält Reden in Paris und Kopenhagen, stellt in London ein Organisationskomitee zusammen, wechselt ständig die Pseudonyme: In Prag nutzt er die Adresse eines Druckereiarbeiters

namens Modráček, in London nennt er sich „Dr. Richter“, in München „Meyer“ und „Dr. jur. Jourdan Jourdanoff“. Und schließlich, ab 1901, auch „Lenin“ – ein Kampfname, über dessen Bedeutung sich Exegeten den Kopf zerbrechen werden.

Manche deuten ihn als „Mann von der Lena“ und meinen, der sibirische Strom habe als Inspiration gedient. Andere vermuten hinter dem Namen eine Freundin mit dem Namen Lena. Vielleicht aber ist es auch einfach nur Zufall, dass Lenin gerade unter diesem Namen berühmt wird und nicht unter einem seiner früheren, ähnlich klingenden Pseudonyme, etwa „Tulin“ oder „Iljin“.

Doch inmitten dieser transkontinentalen Bewegung bleibt sein eigener Horizont seltsam eng. Seine Welt ist die Routine der Parteitage und Konferenzen jener Mittelstandssöhne, die sich 1898 in Minsk zur Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Russlands (SDAPR) zusammengeschlossen haben: Ihr Vorbild ist die deutsche SPD, die bereits eine stän-

auch Marxisten, die meinen, die Mittelschicht solle die Aufgabe in die Hand nehmen. Und jeder glaubt, die einzig wahre Methode zu vertreten.

So beginnt die Zeit der Debatten. Sie entspinnen sich um Fragen der Parteiorganisation, um die personelle Besetzung von Redaktionen, um die Zusammenarbeit mit liberalen Kräften, um die Teilnahme an Wahlen und öffentlicher Diskussion. Sie erfüllen die stickige Luft der Sitzungssäle: ein Mehlspeicher in Brüssel, die Fenster mit roten Stoffbahnen verhängt; die Kirche eines sozialistischen Pfarrers in London; ein früheres Palais in Prag.

Oft ziehen sich die Palaver über Wochen hin – mit täglichen Plenarsitzungen und nächtlichen Fraktionstreffen; mit Beißereien über Verfahrensfragen und Kungeleien vor der Tür; mit Tagesordnungspunkten, die in Dutzende Änderungsanträge zerfasern; mit endlosen Reden, in denen umständlich wiederholt wird, was andere längst gesagt haben.

Lenin genießt diese staubigen Tage. Und wenn ein Genosse über die „drückende Atmosphäre“ klagt, kann er nur freudig kontern: „Das ist Leben!“

Sein Leben: Das sind die Stimmen, die immer lauter und schriller, die Gesichter, die täglich grauer und verdrossener werden. Die Überhitzung der Nerven, die immer wieder Sitzungspausen erzwingt. Die Teppiche aus Zigarettenskippen und zerknülltem Papier, die nach den Debatten den Boden bedecken. Einmal findet sich sogar ein Gebiss, das wohl einem der Revolutionäre im Überschwang aus dem Mund gefallen ist.

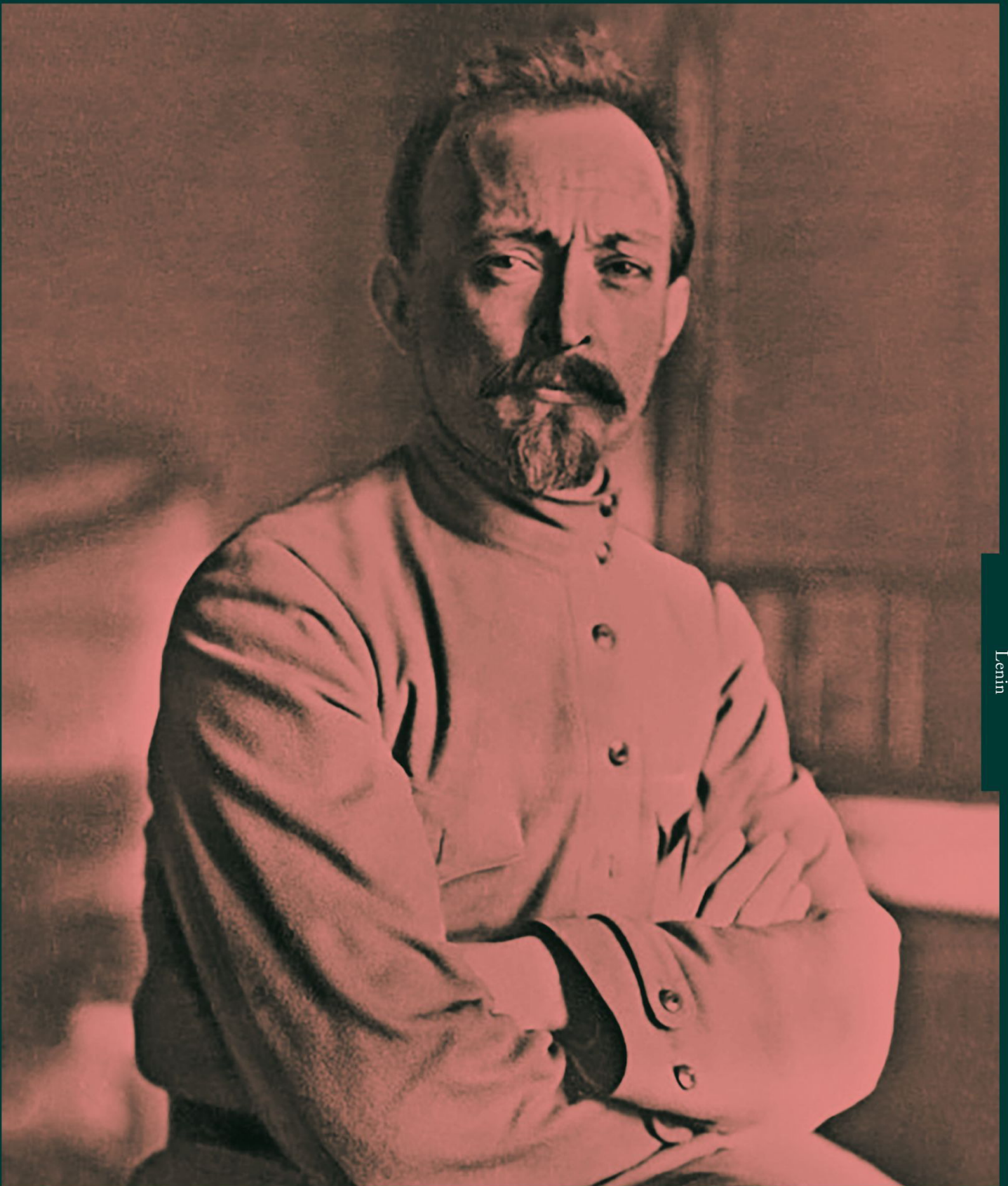
In dieser Welt ist Lenin zu Hause. Er ist pünktlicher und eifriger als alle anderen, weist seinen Gefolgsleuten Rollen zu, bestimmt Redner und Redethemen, orchestriert Zwischenrufe, die den Gegner aus der Balance bringen sollen. Und wie ein Gerichtsschreiber protokolliert er den Ablauf, notiert jedes einzelne Wort, jede Geste.

Zwar beschäftigt er sich auf dem Papier bisweilen mit der Bewaffnung von Kampfabteilungen, mit „Gewehr, Revolver, Bombe, Messer, Schlagring, Knüppel“. In der Wirklichkeit aber flößt ihm

Die
FREIHEIT
der Kritik
lehnt
Lenin ab

dig wachsende Zahl von Abgeordneten in den Reichstag schickt. Und ihr Gründungsmanifest verlangt eine Revolution unter Führung der Arbeiterklasse gegen die Romanow-Monarchie – zur Errichtung einer demokratischen Republik.

Doch der Weg dorthin ist alles andere als klar. Es gibt Radikale, die den Umsturz mit Terror herbeibomben wollen, und Gemäßigte, die auf gewerkschaftliche Kleinarbeit setzen. Es gibt



»Terror ist eine absolute Notwendigkeit in Zeiten der Revolution«, sagt Felix Dserschinskij, bereits seit 1896 sozialistischer Agitator. Lenin hält ihn zwar für wenig interessiert an marxistischer Theorie, doch der gebürtige Pole ist ein begabter Organisator – und Massenmörder: In den Jahren nach der Oktoberrevolution befiehlt er als Kopf der Geheimpolizei Tscheka Tausende Erschießungen



»Goldkind der Partei« wird Nikolaj Bucharin von Lenin genannt. Er gilt als brilliantester Theoretiker der Bolschewiki, denen er seit 1906 angehört, sowie als enger politischer Freund Stalins. Nach der Machtübernahme der Kommunisten zählt Bucharin in den 1920er Jahren zu den Befürwortern einer quasikapitalistischen Wirtschaftspolitik, die Bauern den freien Verkauf eines Teils der Ernte erlaubt

direkte Gewalt Angst ein: Vor Streitigkeiten, bei denen es handgreiflich zu werden droht, flüchtet er. Aufrufe der Partei an die Exilanten, aus dem sicheren Westen ins aufgewühlte Russland zurückzukehren, wehrt er ab. Denn, rechtfertigt er sich, was würde aus der Revolution, sollte ihm etwas zustoßen? Der Kopf eines Umsturzes habe geradezu die Pflicht, an seine Sicherheit zu denken.

„Obwohl Lenin andere zum tödlichen Kampf aufrief“, wird sich Nikolaj Walentinow erinnern, „hätte er sich nie in die Schlacht gestürzt und wäre bewaffnet auf die Barrikaden gegangen.“

Nun fährt er mit dem Zug zurück in ein Land, in dem Chaos herrscht. Er weiß, dass die Unruhe nötig ist, damit die Ordnung kommen kann, die ihm teuer ist. In seinem Waggon hat er bereits das Rauchen verboten. Doch dafür blockieren die Tabakfreunde jetzt die Toiletten.

Lenin weiß Rat. Er nimmt Schreibpapier zur Hand, schneidet die Bögen in Streifen. Dann bekommt jeder nicht rauchende Passagier einen Ausweis erster Klasse, der ihm Vortritt zum Klo bescheinigt. Raucher erhalten dagegen einen Ausweis zweiter Klasse – wohl schon ein Vorgeschmack auf Lenins Regierungsstil, witzelt ein Genosse.

Tatsächlich: Der Sozialismus, den Lenin im Sinn hat, ist ein Sozialismus der Ordnung. An die Stelle jener „Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist“, wie sie Marx vorschwebte, setzt er die Anstalt. Aus dem „Verein freier Menschen“, den das „Kapital“ an den Horizont malte, macht er eine Behörde. 1902 veröffentlicht er den Entwurf für eine Partei, die zu dieser Art Sozialismus passt.

Und es ist kein Zufall, dass er ihn mit dem Titel jenes von der Disziplin besessenen Romans überschreibt, der einst geholfen hat, ihn zum Revolutionär zu machen: „Was tun?“

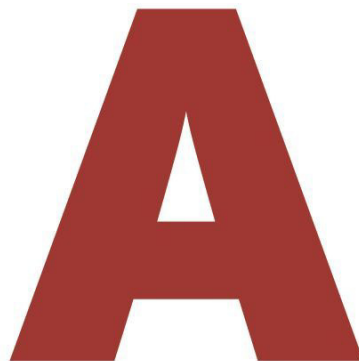
Auch Lenins „Was tun?“ feiert die Kontrolle. Die Partei, heißt es dort, solle einer zentralen Leitung gehorchen, diszipliniert, ideologisch einheitlich und konspirativ sein. Ihre Politik müsse dabei in den Händen der intellektuellen Avantgarde bleiben – eine „spontane Entwicklung der Arbeiterbewegung“ hätte un-

weigerlich „ihre Unterordnung unter die bürgerliche Ideologie“ zur Folge.

Lenins Partei ist ein Panzer; Vehikel für „einen einzigen Willen“. In ihrer Organisation soll sie ein Abbild des Zarenstaats sein: Bei einem Gegner, der sie in die Illegalität zwingt, müssten die Revolutionäre zentralisiert und diszipliniert aufgestellt sein. Für „Freiheit der Kritik und Konfrontationen der Ideen“ sei in dieser Partei kein Platz, stellt er klar.

Viele seiner Genossen sind alarmiert von Lenins strenger Vision. Sie gruseln sich vor einer Organisation, deren einfache Mitglieder, so ein Mitstreiter, nichts weiter sein sollen als „Zahnräder, Muttern und Schrauben“.

Im Sommer 1903 aber, beim zweiten Parteitag der SDAPR, sieht Lenin seine Chance. Er und seine Anhänger, die sich gern „die Harten“ nennen lassen, wollen die Partei zur militärisch organisierten Streitkraft trimmen.



Auf einer Sitzung entladen sich die Spannungen – ausgerechnet an einem banalen Artikel des Parteistatuts. Die „Harten“ um Lenin wollen eine eng begrenzte Parteimitgliedschaft unter strenger Führung. Ihre Gegner um Lenins alten Kampfgefährten Julij Martow fordern dagegen eine breitere Partei, deren Mitglieder der Freiheit haben, sich unabhängig von der Parteiführung zu äußern.

Für Lenin aber ist das eine Frage des Prinzips: Die Revolution ist ein Beruf. Lenin graut es vor einer „losen und diffusen Partei“, der jeder Faulpelz beitreten kann: Hierarchien sind nötig, Anordnungen „von oben nach unten“.

Zunächst kann er sich nicht durchsetzen: Er verliert die Abstimmung mit 22 zu 28 Stimmen. Auf einer späteren Sitzung aber verlassen die Delegierten des jüdischen „Bundes“, deren Anspruch auf parteiinterne Autonomie die Genossen abgeschmettert haben, unter Protest den Kongress – und nun hat Lenin für einen Augenblick die Überzahl.

Rasch ergreift er die Gelegenheit, seine „Harten“ fortan als „Mehrheitler“ (Bolschewiki), die Gegner aber als „Minderheitler“ (Menschewiki) zu etikettieren. Ein folgenschwerer Coup: Denn auch wenn sich die Stimmenverhältnisse von Treffen zu Treffen immer wieder verändern, haftet an Lenins Fraktion nunmehr der Nimbus der Sieger.

Bei der Wahl des Zentralkomitees gelingt es ihm, seine Anhänger an die entscheidenden Stellen zu setzen. Seine „Bolschewiki“ aber werden mehr und mehr zur Partei in der Partei – und Lenin wird ihr unangefochtener Chef.

Auf der Zugfahrt durch Deutschland versucht Lenin zu arbeiten. Es ist Nacht, doch es gibt keine Ruhe. Gelächter dröhnt von nebenan durch die Holzwand. Vielstimmiger Gesang zermalmte seine Konzentration.

Er hört Karl Radek heraus. Mit dröhnender Stimme reißt der Genosse einen Witz; wieder braust Gelächter auf. Schließlich kann Lenin es nicht mehr ertragen. Er steht auf, stürzt auf den Gang, reißt die Tür zum Nachbarabteil auf und hält sich nicht lange mit der Suche nach den Schuldigen auf. Er packt die Frau eines Genossen, macht Anstalten, sie aus dem Abteil zu zerren. Mit vereinten Kräften gelingt es den Mitreisenden, ihn zu beruhigen. Grollend verzieht sich Lenin zu seinen Notizen.

Seit er als junger Mann sein Weltbild komplettiert hat, bemüht er sich, störende Elemente zu eliminieren. Er sieht sich als Politiker, der lieber die Größe der Organisation opfert als die Reinheit der Doktrin: Eher nimmt er eine Teilung der Bewegung in Kauf, als ihre Kontaminierung zu dulden. Wenn es sein muss, heißt es eben „spalten, spalten und nochmals spalten“.

Kein Wunder, dass die Ochrana, die Geheimpolizei des Zaren, ein Interesse daran hat, Lenins Mission zu befördern.

Um ihn zu stärken, schleust sie einen Agenten in die Organisation ein, der Lenins Haltung bedingungslos unterstützt – und schließlich sogar ins Zentralkomitee gewählt wird. Und um jeden Widerspruch gegen Lenin auszuschalten, zögern die Schergen nicht, dessen Konkurrenten bei der Rückkehr nach Russland Mann für Mann zu verhaften.

Noch scheint es Lenin bei seinem Säuberungseifer kaum um die eigene Macht zu gehen. Es ist die Unversehrtheit der Orthodoxie, die ihm am Herzen liegt; das *Gesetz*, dem er sich ergeben hat.

Derart verbissen bewacht er die Unbeflecktheit der Lehre, dass er die Umwälzungen in der Wirklichkeit nur am Rand wahrnimmt. Und so bricht im Januar 1905, während er emsig beschäftigt ist, Geld für den 3. Parteitag einzutreiben, der die Trennung von Bolschewiki und Menschewiki endgültig besiegelt, in seiner Heimat ganz ohne sein Zutun eine Revolution aus.

Überrascht wenden sich die Köpfe der Emigranten für einen Moment nach Osten. Doch während in der Heimat Bauern die Gutsbesitzer vertreiben, stürzen sich Europas Exilrussen schon wieder in den doktrinären Bruderkampf. Während sich der Ausstand Moskauer Drucker zum Generalstreik gegen das Zarenregime ausweitete, ist Lenins Hauptgegner die von Menschewiki beherrschte Zeitschrift „Iskra“, die er von „buntscheckigen Elementen“ verseucht wähnt. Und während im Fernen Osten Hunderttausende Russen und Japaner im Krieg fallen, ganze Einheiten der Armee meutern und selbst die treuen Kosaken Befehle verweigern, fahndet Lenin nach Feinden vor allem in der eigenen bolschewistischen Fraktion.

Denn was sind die Untaten der Gegner gegen die Fehler der Genossen? Lenin ereifert sich über „Opportunisten“ und „Versöhnler“, prangert „Liquidatoren“ an, die den illegalen Kampf ablehnen – und ebenso die „Ultimatisten“ und „Otsowisten“, die den legalen verachten.

Und wo er an der politischen Linientreue nichts auszusetzen findet, fühlt er der philosophischen auf den Zahn: Der Flirt mit aktuellen geistigen Strö-

mungen, dem sich Genossen wie Nikolaj Bucharin hingeben, erweckt sein Misstrauen. Und als der einflussreiche Bolschewik Alexander Bogdanow den dritten Band seines erkenntnistheoretischen Buches vorlegt, das den Marxismus mit Erkenntnissen zeitgenössischer Wissenschaftler auffrischen will, wird Lenin „fuchswild“.

Für ihn ist Bogdanows Schrift ein Angriff auf die unverbrüchlichen Gesetze, die er von den Klassikern Marx und Engels empfangen zu haben glaubt. Er kontert den komplexen Exkurs des Genossen 1909 mit einer eher schlichten, aber dafür entschiedenen Gegenschrift.

Maxim Gorkij feuert das Buch nach wenigen Seiten in die Ecke. Lenin gehe es gar nicht um die Wahrheit, mutmaßt der Schriftsteller, sondern um einen Wettbewerb, wer der treueste Hüter der Lehre sei. Und Bogdanow wundert sich: Gerade der Marxismus habe doch dargelegt, dass Ideen historisch gewachsen seien. Wie könne er dann sich selbst für objektiv und ewig erklären?

Doch für Lenin ist das Denken der Klassiker kein Organismus, sondern eine Maschine. Ein Räderwerk aus „Folgerichtigkeit und Geschlossenheit“. Eine

Die WUT der Arbeiter überrollt die Zauderer

„Totalität des modernen Materialismus“, gegossen „aus einem einzigen Stahlblock“ – wer auch nur ein Gramm davon abträgt, verrät die „objektive Wahrheit“.

Im Februar 1909 bricht er die Beziehungen zu Bogdanow ab. Bald darauf

verstoßen die Bolschewiki den unbotmäßigen Denker wegen „Abweichungen vom Weg des revolutionären Marxismus“ aus der Fraktion.

„Völliger Bruch und Krieg“, donnert Lenin kurz darauf, „stärker als gegen die Menschewiki.“ Die stehen bald vollends auf der Gegenseite. Auf ihrer Prager Konferenz bilden die Bolschewiki im Januar 1912 endgültig eine eigene Partei; jetzt verbindet die beiden Lager auch organisatorisch nichts mehr.

Nun, da Lenins Zug durch Deutschland rollt, blutet Europa in einem Krieg. Manchmal wirft er durch das Waggonfenster einen Blick auf die Menschen: abgemagerte, müde Gestalten mit matten Augen, meist Frauen, Jugendliche und Kinder. Männer sind kaum zu sehen. Die Zugführung bemüht sich, den Passagieren Friedenskost vorzusetzen: Zu Mittag gibt es Koteletts mit grünen Erbsen.

Der 19. Juli (1. August) 1914, an dem Deutschland Russland den Krieg erklärte, hat Lenin kalt erwischt: Noch Ende April 1914 zog er für den Sommer ins galizische Poronin, nicht weit von der Grenze zwischen Österreich-Ungarn und Russland – die jetzt Feinde sind: Gleich nach Kriegsausbruch erhielt er Besuch von einem österreichischen Polizisten, der ihn der Spionage für Russland verdächtigte und zum Verhör vorlud. Am folgenden Tag warf ihn die Staatsmacht ins Gefängnis.

Nur dank der Fürsprache österreichischer Genossen, die seine Feindschaft zum Zaren bezeugten, ließen ihn die Behörden nach zwölf Tagen frei. Zwei Wochen später gingen Lenin und Nadeschda Krupskaja zurück in die Schweiz, beliebte Zuflucht russischer Revolutionäre.

Dort streifte der Exilant durch die Wälder um Bern, schöpfte neuen Atem in einem Bergdorf, sprach auf Konferenzen. Besessen las er, schrieb, agitierte gegen diesen Weltkrieg, in dem auf allen Seiten die Arbeiter für die Interessen der Machthaber in die Schlachten zogen – anstatt sich gemeinsam gegen ihre Ausbeuter zu erheben.

Für Lenin ist klar: „Die proletarische Losung muss lauten: Bürgerkrieg!“



Grigorij Sinowjew trifft Lenin erstmals 1903 im Schweizer Exil und gehört bald zu seinen engsten Vertrauten. 1917 reist er mit ihm zurück nach Russland, lehnt jedoch – wie auch Lew Kamenew – dessen Umsturzpläne ab: Die Bolschewiki seien zu schwach, um die Provisorische Regierung zu beseitigen, selbst die Macht zu erringen und sie zu verteidigen

Er ist kein Pazifist. An dem Völkergemetzel stört ihn vor allem dessen „Charakter eines bürgerlichen, imperialistischen, dynastischen Krieges“.

Bald erkennt er zudem, dass der Kriegausbruch die Mehrheit der europäischen Sozialdemokraten und Sozialisten, die die militärischen Anstrengungen ihrer jeweiligen Regierungen unterstützen, von den wenigen bedingungslosen Kriegsgegnern trennt.

Selbst bei Bolschewiki und Menschewiki gibt es Köpfe, die bei allem Hass auf die Romanows den Sieg über Deutschland als vorrangiges Ziel betrachten. Hunderte linker russischer Emigranten melden sich sogar freiwillig, um gegen den Kaiser zu kämpfen.

Und so bietet dieser Krieg „einen großartigen Anstoß“, so Lenin, „die Arbeiterbewegung von dem in der jahrelangen friedlichen Epoche angesammelten Unrat zu reinigen“.

Doch der Exilant hat bei den Bolschewiki keine breite Machtbasis mehr. Unter den Emigranten hält nur ein kleines Häuflein noch zu ihm, darunter sein treuester Mitstreiter Grigorij Sinowjew. Und auch in der Heimat schrumpft die Zahl der Unterstützer, seit die russischen Staatsorgane bolschewistische Zeitungen verbieten und Aktivisten einsperren. Nur noch wenige Aufrechte bleiben übrig, um in Russland die Fahne hochzuhalten – und von denen teilt nur eine Minderheit Lenins kompromisslose Haltung.

Kurz: Seine Partei ist eine einflusslose Sekte geworden. Und kaum ein russischer Arbeiter kennt seinen Namen.

Auch finanziell geht Lenin härteren Zeiten entgegen. Er versucht, Geld mit Artikeln zu verdienen, isst Pferdefleisch, trägt abgewetzte Kleider. 1916 zieht er von Bern nach Zürich, in ein billiges Zimmer. Nach dem Tod seiner Mutter im Sommer bleibt auch die Unterstützung aus ihrer Witwenrente aus.

Einen Trumpf aber halten Lenin und seine Leute noch in der Hand: ihre Ablehnung des Krieges. Und so nimmt, je länger das Gemetzel und je kriegsmüder die Massen, allmählich auch das Ansehen der Bolschewiki zu.

Bisweilen wagt Lenin schon wilde Hoffnungen: Bringt dieser Krieg womöglich die proletarische Revolution?

Doch dem „Zwei-Stufen-Modell“ von Marx zufolge muss ja erst eine bürgerlich-demokratische Revolution die Gesellschaft modernisieren, ehe die Arbeiter den Kapitalismus beseitigen können.

Schließlich findet Lenin eine Lösung, ohne das *Gesetz* zu verwerfen: Selbstverständlich gelte die Lehre der „zwei Stufen“ noch, räumt er ein. Doch

Lenin will
POLIZEI
und Armee
sofort
abschaffen

vielleicht könnten diese beiden Stufen rascher aufeinanderfolgen als gedacht.

Manchmal verlässt ihn dennoch der Mut. So vermutet er im Januar 1917, seine Generation werde „die entscheidenden Kämpfe“ wohl nicht mehr erleben.

Doch eines Mittags Anfang März stürmt der polnische Genosse Mieczysław Broński ins Haus: „In Russland ist die Revolution ausgebrochen!“

Lenin eilt zu den ausgehängten Schweizer Zeitungen am Zürichsee: Kein Zweifel, die Nachricht ist wahr. Für den Rest des Tages fallen die Emigranten der Stadt in seligen Taumel. Trinksprüche steigen auf, auch Revolutionsgesänge. Lenin stimmt inbrünstig ein. „Es ist so unglaublich unerwartet!“, freut er sich.

Doch er ist vom Geschehen abgeschnitten, hat keine Kontrolle über die Ereignisse, kaum Kontakte: In seinem Adressbuch stehen gerade noch zehn Namen verbündeter Aktivisten.

Über eine Genossin, die von Norwegen aus die Verbindung nach Petrograd hält, versucht er Anweisungen zu geben („Natürlich werden wir auch wei-

terhin gegen das imperialistische Gemetzel sein!“) und warnt in einem Brief an einen Kombattanten schon einmal vor ideologischer Unkeuschheit: „Keine Annäherung an andere Parteien.“

Doch die Mitkämpfer schlagen bereits eigene Wege ein. Die meisten führenden Bolschewiki sind bereit, die Provisorische Regierung zu unterstützen, die nach der Abdankung des Zaren unter Führung der Liberalen zusammengetreten ist. Und sie schrecken nicht einmal davor zurück, die Wiedervereinigung mit den Menschewiki zu erwägen.

Schon bald nach dem Umsturz aber liegen Industrie und Handel am Boden, Lebensmittel werden in den Städten knapp. Die Verwaltung taumelt dem Chaos entgegen. Und ein Ende des Krieges ist nicht in Sicht.

Vor allem die Ärmsten leiden unter der Situation. Und je prekärer die Lage, desto bitterer ihre Wut. Die einzige Autorität, der die städtischen Massen noch folgen, ist der Arbeiter- und Soldatenrat, der zusammen mit der Provisorischen Regierung die Macht übernommen hat.

Die sozialistischen Parteien stolpern der Radikalität der Massen nur noch hinterher. Die bewaffneten Arbeiterbrigaden, die während der Februartage die besetzten Fabriken verteidigt haben, weigern sich, die Waffen abzugeben. Und Lenin wittert die Chance, sich an die Spitze dieser Militanz zu setzen.

Er kann es kaum erwarten, zurück nach Russland zu reisen. Aber wie – durch Deutschland? Lenin ist Angehöriger einer feindlichen Nation. Mit einem gecharterten Flugzeug? Zu gefährlich. Im Zug durch Deutschland und Dänemark, als taubstummer Schwede getarnt? Womöglich verriet er sich dann, wie Nadeschda Krupskaja spöttisch einwendet, im Schlaf durch russische Flüche gegen die Menschewiki.

Vielleicht kann doch Deutschland helfen: Da die Regierung in Berlin erkannt hat, dass Unruhen in Russland ihren Kriegszielen nützen könnten, müsste sie ein Interesse daran haben, die Bolschewiki zu unterstützen.

Lenin überredet den Schweizer Sozialisten Fritz Platten, den deutschen Botschafter in Bern um Hilfe zu bitten. Tatsächlich sagt das Berliner Außen-

ministerium zu, russische Emigranten per Zug das Land durchqueren zu lassen. Sofort stellt Lenin eine Reisegruppe aus 32 Teilnehmern zusammen.

Am 27. März besteigen die Revolutionäre in Zürich einen Schnellzug Richtung deutsche Grenze.

Wie Lenin sich ausbedungen hat, prüft niemand die Pässe. Die deutschen Grenzer in Gottmadingen notieren nicht einmal die Namen. Dann besteigen die Emigranten einen Kurswagen, der auf der Reise durch Deutschland an verschiedene Züge angehängt wird. Er hat acht Abteile zweiter und dritter Klasse und zwei Toiletten. Nur Lenin und seine Frau sowie zwei deutsche Begleitoffiziere haben jeweils ein Coupé für sich allein.

Am Abend des 29. März fährt der Zug in den Bahnhof von Sassnitz auf Rügen ein. Die Revolutionäre übernachten im Wagen; anderntags reisen sie mit einem schwedischen Frachter nach Trelleborg, besteigen dort wieder die Bahn.

Am 31. März um 10.00 Uhr erreicht der Zug Stockholm. Dort nutzen die Genossen die Gelegenheit, Lenin zu überreden, sich für die Heimkehr anständig einzukleiden. In einem Kaufhaus kaufen sie ihm anstelle seiner genagelten Bergstiefel ein Paar Straßenschuhe, besorgen auch neue Hosen, bevor er am Abend die Fahrt über Finnland fortsetzt.

Alles geht nach Plan: Auch die russischen Grenzposten lassen die Heimkehrer passieren – obwohl die Provisorische Regierung gedroht hat, sie als deutsche Kollaborateure des Hochverrats anzuklagen.

Am 3. April, kurz vor Mitternacht, rollt der Zug zischend auf dem Finnischen Bahnhof von Petrograd ein. Rauch erfüllt die eisige Luft. Führer der Bolschewiki haben sich auf dem Bahnsteig versammelt, doch auch Menschewiki und Sozialrevolutionäre aus dem Arbeiter- und Soldatenrat. Die Menge schwenkt rote Fahnen und Spruchbänder; eine Militärkapelle steht bereit.

Dass viele der Versammelten den Mann je gesehen haben, den sie da begrüßen, ist kaum wahrscheinlich. Solche Empfänge für heimgekehrte Exilanten sind seit der Revolution ein beliebtes Unterhaltungsprogramm. Und weil sich diese Willkommensfeiern oft zu Stra-

ßenfesten ausweiten und Lenins Ankunft zudem mit den Osterfeiertagen zusammenfällt, spekulieren wohl viele der Arbeiter vor allem auf Freibier.

Lenin aber, Wollmantel am Leib, steigt aus dem Waggon – und lässt keinen Zweifel mehr an seiner Mission. Vor dem Bahnhof steigt er auf einen gepanzerten Wagen und hält eine Rede an die mittlerweile tausendköpfige Menge: Der Kapitalismus müsse beseitigt werden, in Russland wie in Europa. Jede Unterstützung der Provisorischen Regierung habe zu unterbleiben.

Gleich am Tag nach seiner Ankunft stellt Lenin seine Marschrichtung auf einer gemeinsamen Versammlung der Bolschewiki und Menschewiki im Taurischen Palast vor. In diesen „Aprilthesen“ geht er so weit, wie noch keiner seiner Genossen gegangen ist: Er fordert die sofortige Übergabe der Macht „in die Hände des Proletariats und der ärmsten Schichten der Bauernschaft“ sowie die „Nationalisierung des gesamten Bodens im Lande“. „Alle Macht den Sowjets!“, ruft er. „Alles Land den Bauern! Frieden um jeden Preis!“

Und: die „Abschaffung der Polizei, der Armee, der Beamtschaft“.

Buhrufe und Pfiffe aus den Reihen der Menschewiki. Auch jene Bolschewiki, die sich darauf eingelassen haben, die Provisorische Regierung zu unterstützen, sind entsetzt. Will Lenin die Einheit der Linken zugunsten eines Dogmas aufs Spiel setzen?

Selbst die engsten Verbündeten in seiner Fraktion wenden sich gegen ihn. Lew Kamenew, gemeinsam mit Josef Stalin Chefredakteur der „Prawda“, distanziert sich in seiner Zeitung strikt von Lenins Thesen. Und Iossif Goldenberg, einstiger Bolschewik, bemerkt höhnisch: „Lenin, der Marxist, Lenin, der Führer der militanten sozialdemokratischen Partei, ist nicht mehr. Ein neuer Lenin ist erstanden: Lenin, der Anarchist.“

Doch mit antiautoritären Schwärmern hat dieser „neue Lenin“ nichts gemein. Stattdessen ist jetzt, da er die Schubkraft der Massen im Rücken ahnt, in dem Oberlehrer Lenin der Politiker erwacht. Jetzt will er die Macht – sofort.

Und die Unterstützung für diesen Griff nach der Herrschaft wächst. Der wirtschaftliche Zusammenbruch und die neuen politischen Freiheiten treiben Massen neuer Aktivisten, meist Arbeiter, in die Partei – deren Basis für das Zaudern der „alten“ Bolschewiki, wie Lenin sie nennt, immer weniger Verständnis aufbringt. Von 23 000 Mitgliedern im Februar wird die Organisation bis zum Oktober auf eine Viertelmillion wachsen.

Auch verdiente Revolutionäre, die bisher den Bolschewiki mitunter ablehnend gegenübergestanden haben, schließen sich ihnen bald an – so der polnische Parteiaktivist Felix Dserschinskij. Auch ein langjähriger Gegner Lenins wird sich auf dessen Seite schlagen: Leo Trotzki.

Doch vor allem die Basis lässt sich jetzt nicht mehr mit Kompromissen abspesen: Am 21. April versuchen Petrograder Bolschewiki sogar, eine Demonstration in einen Putsch gegen die Provisorische Regierung umzuwandeln.

Den regierenden Politikern gelingt es zwar noch einmal, die Lage zu beruhigen. Doch mit seinen radikalen Thesen trifft Lenin jetzt die Stimmung vieler Arbeiter – und passt sich äußerlich an diese wachsende Mehrheit an. Bisher hat er den kahlen Schädel meist mit einem bürgerlichen Homburger-Filzhut bedeckt – nun trägt er mit Vorliebe die proletarische Schirmmütze. Und auch das Gesetz der „zwei Stufen“, wie es Marx einst vorgegeben hat, hat er jetzt ausgetauscht – gegen ein neues, einfaches, klares Gesetz.

Das Gesetz der Macht. ■

Jörg-Uwe Albig, Jg. 1960, ist Autor im Team von GEOEPOCHÉ – und Schriftsteller. Im Sommer 2017 erscheint bei Klett-Cotta seine neue Novelle „Eine Liebe in der Steppe“.

LITERATUREMPFEHLUNGEN

Robert Service, „Lenin. Eine Biographie“, dtv: lebendige Beschreibung des Revolutionärs, die auf neue, erst seit dem Ende der Sowjetunion zugängliche Dokumente zurückgreift und sich ausführlich mit Lenins Kindheit befasst. Nikolai Valentinov (Nikolaj Walentinow), „Encounters with Lenin“, Oxford University Press: Erinnerungen des zeitweiligen Freundes an die Genfer Zeit.



Wladimir Iljitsch Lenin (auf der Rednertrüne) führt die Bolschewiki an, als sie im Oktober 1917 nach der Macht in Russland greifen. Doch die konkrete Organisation des Aufstandes obliegt Leo Trotzki (auf der Treppe stehend)

DER ROTE PUTSCH

Russland scheint im Juli 1917 reif für eine zweite Revolution. Zehntausende protestieren gegen die Provisorische Regierung, die sie für das Hungern der Arbeiter und das Sterben russischer Soldaten an der Weltkriegsfront verantwortlich machen. Doch der Kommunistenführer Wladimir Iljitsch Lenin verweigert seine Unterstützung, er wartet ab, monatelang – und greift dann unerbittlich nach der Macht — Text: CAY RADEMACHER



P

Petrograd, 3. April 1917. Die Stadt gleicht im dritten Jahr des Weltkriegs einer Bombe, in die man nur noch den Zünder hineinschrauben muss. Die einstige Zarenkapitale mit ihren Palästen und Kirchen, ihren Theatern und Boulevards ist zugleich der Werkhof des Riesenreiches. In Vierteln wie der Wyborger Seite qualmen die Waffen- und Automobilfabriken Russlands, hier schufteten 390 000 Arbeiter, fast ein Fünftel der Bevölkerung. In keiner anderen Stadt des ansonsten bäuerlich geprägten Landes sind die Proletarier so stark.

Petrograd ist überdies eine monströse Kaserne. Etwa eine Viertelmillion Soldaten bemannen die Peter-und-Paul-Festung oder sind anderswo in der Stadt untergebracht; in der nahen Marinebasis Kronstadt sind weitere 30 000 Soldaten und Matrosen stationiert.

Die Arbeiter sind nun noch ärmer und hungriger als vor der Februarrevolution. Die Inflation hat die Kaufkraft ihrer Löhne auf etwa ein Drittel des Niveaus von 1914 zusammenschmelzen lassen. Zudem gibt es kaum etwas zu kaufen. Mangel allerorten, selbst für einen Laib Brot muss man stundenlang anstehen.

Und die Soldaten? Die Garderegimenter der Petrograder Garnison gehörten einst zur Elite des Reiches, doch die ist längst in den Schützengräben verblutet. Jetzt stehen in der Hauptstadt vor allem undisziplinierte Bauernburschen unter Waffen, die alles wollen, nur nicht an die Front abkommandiert werden, um sich in diesem schier endlosen Krieg verheizen zu lassen.

Hunderttausende hungrige Arbeiter, Hunderttausende rebellische Soldaten, alle nur wenige Straßen entfernt: Man sollte glauben, dass sich jeder Machthaber in Petrograd bewusst ist,

eine Geisel dieser bedrohlichen Masse zu sein. Tatsächlich aber wird Russland seit der Februarrevolution von gleich zwei Regierungen, nun ja: fast blind und taub und vertrauensselig verwaltet.

Da ist zum einen die Provisorische Regierung im Winterpalast, mit ihren Ministern, mit ihrer Bürokratie und dem traditionellen Gehabe. Hier arbeiten liberale „Kadetten“-Politiker mit einem gemäßigten Linken zusammen: dem jungen Sozialrevolutionär Alexander Kerenskij.

Da sind zum anderen die *sowjety*, die Räte, die sich spontan während und nach der Revolution gebildet haben. In vielen Fabriken, Kasernen, Dörfern haben Arbeiter, Soldaten und Bauern Selbstverwaltungsorgane geschaffen.

Über diesen lokalen Sowjets werden schon bald zwei Institutionen stehen, die das ganze Land repräsentieren sollen: Das „Gesamtrussische Zentrale Exekutivkomitee der Sowjets der Arbeiter- und Soldatendeputierten“ sowie das „Gesamtrussische Exekutivkomitee der Sowjets der Bauerndeputierten“.

Doch solch pompöse Titel aus dem Wahntraum eines Politfunktionärs verbergen nicht den blinden Punkt in Russlands neuer Macht: Was haben die Sowjets zu entscheiden? Welche Macht haben sie? Wen repräsentieren sie? Bestimmen Fabrik Sowjets nun Produktion und Preise und nicht mehr die Fabrikanten? Erteilen Soldatensowjets fortan Befehle und nicht mehr Offiziere? Verteilen Bauern Sowjets das alte Adelsland?

Welche Macht hat demgegenüber die Provisorische Regierung? Sie ist ja ihrerseits bloß eine Institution auf Abruf, denn eigentlich soll sie eine konstituierende Versammlung vorbereiten, auf der letztlich über Russlands neue Verfassung und Regierungsform entschieden wird.



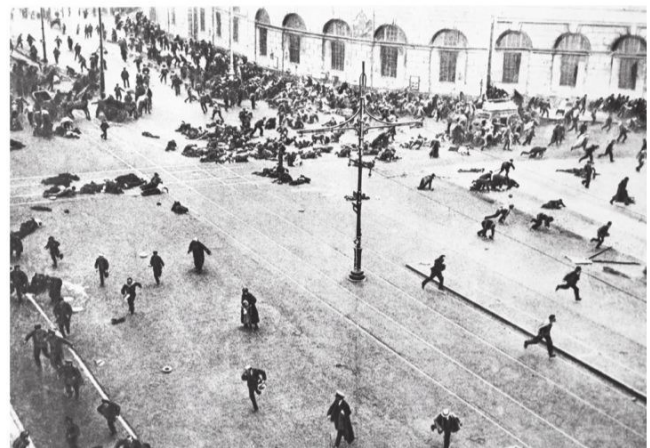
Premier Alexander Kerenskij
(oben rechts): Seit der Februarrevolution bilden Liberale und gemäßigte Linke die Provisorische Regierung

Kompetenzgewirr, widersprechende Anweisungen, Chaos: Dass überhaupt noch Entscheidungen umgesetzt werden, liegt vor allem an den Menschewiki und Sozialrevolutionären, die in den Sowjets die Mehrheit stellen und die Politik der Regierung zumeist mittragen.

Das wichtigste Zugeständnis machen sie den Liberalen zuliebe: Russland wird weiterkämpfen! Der verhasste Krieg, der Arbeitern das Brot nimmt und Soldaten das Leben kostet, soll fortgeführt werden. Kein Separatfrieden mit Deutschland, sondern Sieg, koste es, was es wolle!

So ist Petrograd an diesem Aprilmontag 1917 eine triste, missgelaunte, vom Krieg gezeichnete Stadt, in die Wladimir Iljitsch Lenin nun nach Jahren des Exils zurückkehrt. Er zieht in die Wohnung seiner älteren Schwester Anna Jelisarowa, aber richtig willkommen kann er

Tote in den Straßen Petrograds:
Bereits im Juli 1917 versuchen Arbeiter und Soldaten, die Regierung zu stürzen. Doch mangels Führung scheitert der Aufstand





Während Tausende Petrograder die Leichenwagen mit den Opfern der Kämpfe vom Juli 1917 begleiten, geht die Regierung gegen die vermeintlich Verantwortlichen des Aufstands vor. Führende Bolschewiki werden verhaftet, Lenin aber glückt die Flucht. Weitere Unruhen folgen: Im August scheitert etwa der Putschversuch eines rechten Generals

sich nicht fühlen. Zwar ist die Zahl seiner Parteigenossen, der Bolschewiki, in Petrograd hochgeschwollen – im Februar waren es 2000, Ende April werden es 16 000 sein –, doch ist die Partei immer noch klein. Und schlimmer, so Lenin: Die Genossen sind zahm geworden!

Viele Bolschewiki denken wie einer der prominentesten Parteiführer, der sanfte, redegewandte, 34 Jahre alte Lew Kamenew: Man muss sich arrangieren. Die Bolschewiki sind zu unbedeutend, um die Macht an sich zu reißen. Mehr noch, selbst alle Arbeiter Russlands vereint wären zu wenige, um sich gegen die Bauern oder gegen ausländische Mächte zu behaupten. Daher müsse man, irgendwie, mit den anderen linken Parteien in der Regierung, den Sowjets und in der noch zu bestimmenden Konstituierenden Versammlung zusammenarbeiten.

Lenin sieht das ganz anders. Vier Tage nach seiner Ankunft hämmert er in der Zeitung „Prawda“ („Wahrheit“) den Genossen Ideen ein, die als „Aprilthesen“ berühmt werden. Er fordert, neben anderen Punkten, ein sofortiges Kriegsende.

Und dann: „Keine Unterstützung für die Provisorische Regierung“, die eine „Regierung der Kapitalisten“ sei. „Keine parlamentarische Republik“, sondern eine „Republik der Sowjets“.

Das ist der Aufruf zum Klassenkampf. Zwar fordert er nicht die Einparteiendiktatur, aber jedem Leser wird auch so klar, dass dieser Mann keine Meinung neben der seinen duldet. Linke, die nicht auf seiner Linie liegen, schmäht er als „arme russische Sozialchauvinisten“.

Selbst anderen Führern der Bolschewiki erscheinen Lenins Aprilthesen derart radikal und ohne Aussicht auf Erfolg, dass die Zentralkomitees der Partei in Petrograd und Moskau sie offiziell ablehnen. Am Tag nach dem Abdruck in

der „Prawda“ veröffentlicht Kamenew, einer der leitenden Redakteure der Parteizeitung, an gleicher Stelle einen beschwichtigenden Essay, in dem er deutlich macht, dass der Text lediglich die „persönliche Meinung“ des Genossen Lenin zum Ausdruck bringe.

Lenin, so scheint es, ist völlig isoliert. Sowohl die bürgerlichen Politiker der Regierung als auch die führenden Menschewiki, Sozialrevolutionäre und Bolschewiki, die alle den Zorn der unzufriedenen Arbeiter und Bauern fürchten, machen Politik auf Zehenspitzen: Bloß keine Provokationen! Bloß keine Unruhe! Versuchen wir, irgendwie den Zünder aus der Bombe Petrograd behutsam herauszudrehen.

Nur Lenin, so scheint es, wartet auf den Augenblick, um mit dem Hammer auf diesen Zünder einzuschlagen.

Er muss nicht lange warten.



Lemberg, 18. Juni. Angriff! Die Provisorische Regierung lässt Hunderttausende Soldaten gegen die deutschen Stellungen nahe der Stadt in der Ukraine los. Diese große Sommeroffensive hat ein *militärisches* und ein *politisches* Ziel. Militärisch will die Regierung den äußeren Feind schwächen, der bei einer Offensive an der Ostfront Truppen von der Westfront abziehen muss. Und politisch will sie den inneren Feind auflösen.

„Je rascher wir unsere Truppen in Aktion versetzen, desto schneller wird sich ihre Leidenschaft für Politik abkühlen“, hofft einer der höchsten Generäle des Landes. Und selbst der bedachtsame



Lenin hat viele Gegner, besonders in Bürgertum und Adel – und unter diesen versehrten Soldaten, die den Krieg für patriotische Pflicht halten

WIEDER EINMAL

KOMMT LENIN

ZU SPÄT

Schriftsteller Maxim Gorkij, ein kritischer Freund Lenins, baut darauf, dass der Angriff „etwas Ordnung in das Land bringt“.

Wohl niemand setzt so sehr auf diese Offensive wie Kriegsminister Alexander Kerenskij. Der junge Rechtsanwalt – schwächling, hohe Stimme – sieht sich, in grotesker Selbstüberschätzung, als



Staatsreich der Bolschewiki

Russlands Napoleon, als Militärführer und Retter der Nation. Der Minister einer Revolutionsregierung, die den Zaren gestürzt hat, stellt sich ausgerechnet eine Büste des Franzosenkaisers, der einst Moskau niederbrannte, auf den Schreibtisch. Kerenskij, der niemals Soldat gewesen ist, wirft sich in eine Pseudo-Uniform: Schaftstiefel, Offiziersreithose, khakifarbene Jacke.

Vor der Offensive bereist er militärische Stellungen und feuert die Soldaten in leidenschaftlichen, ins Hysterische kippenden Reden an. Viele Zuhörer sind begeistert, jubeln, überhäufen ihn mit

Blumen. Was der Minister nicht merkt, wohl auch nicht merken will: Ihm lauschen hauptsächlich Offiziere, kriegswillige Intellektuelle – aber nur wenige einfache Soldaten. Die haben zumeist genug von Reden und Versprechungen.

Nun rollt Russlands Armee los, ihr Hauptstoß richtet sich gegen Lemberg. Und tatsächlich: An den ersten zwei Tagen überrennt sie deutsche Stellungen (obwohl manche Einheiten ohne Maschinengewehre ins Feuer geschickt werden und anderswo Soldaten so schlecht ausgebildet sind, dass sie ihre Handgranaten schleudern, ohne zuvor den Sicherungsstift gezogen zu haben).

Sieg! Petrograds Presse feiert den Triumph in großen Überschriften.

Kaum jemand aber erfährt, dass da bloß ein Mob aus den Schützengräben losläuft: Viele Soldaten stoppen nach wenigen Kilometern ihren Vormarsch, weil sie keine Lust haben, weiterzugehen. Sie vergewaltigen Bäuerinnen, massakrieren Juden. Sie plündern Schnapsvorräte und betrinken sich bis zur Bewusstlosigkeit. Oder sie machen sich einfach davon. An einem Frontabschnitt werden in einer Nacht 12 000 Deserteure gestellt.

Und dann beginnt der deutsche Gegenangriff.

Nach nur drei Tagen verwandelt sich die russische Offensive in ein Deba-

kel. Mit 6000 eigenen Toten hat ein General gerechnet. Es werden 400 000. Und wohl noch mehr Soldaten fliehen in die Weiten des Landes; die Armee scheint sich regelrecht aufzulösen.

Jeden Tag rücken die Deutschen nun weiter vor, bis das Undenkbare möglich erscheint: Petrograd könnte fallen.

Das katastrophale Scheitern von Kerenskis Offensive beschädigt das Ansehen der ohnehin schwachen Koalitionsregierung aus Kadetten, Menschewiki und Sozialrevolutionären – einer Regierung ohne klare Strategie, wie Russland aus der Krise zu führen wäre.

Wenn es einen idealen Moment für Lenin gibt, um zuzuschlagen, dann in diesem mörderischen Sommer.

Allein: Lenin macht Urlaub.

N

Neivola, Finnland, 3. Juli. Erschöpfung, Kopfschmerzen: Lenin fühlt sich ausgelaugt. Mit seiner Schwester Maria hat er den Zug von Petrograd nach Finnland bestiegen, um sich in der Datscha eines Genossen zu erholen. Spaziergänge, Schwimmen: Es ist, als gäbe es keinen Krieg, keine Revolution, keine Partei.

Manchmal verabschiedet sich dieser Mann, der die Macht und ihre Optionen so kühl und klar analysiert, aus der Wirklichkeit. Lenin, Russlands Politiker mit dem brutalsten Willen zur Macht, ist ausgerechnet nun, da diese Macht quasi zum Aufammeln auf Petrograds Straßen liegt, der einzige wichtige Politiker, der nicht in der Hauptstadt weilt.

Tags darauf aber, am 4. Juli, erreicht ein Genosse die finnische Einöde, das Zentralkomitee hat ihn eilig geschickt. Petrograd brennt! Die verheerende Offensive hat Tausende zornige Arbeiter

und Soldaten zu Demonstrationen auf die Straßen getrieben. Sie sind bewaffnet. Und bereit, die Regierung zu stürzen.

Bolschewiki – nicht die führenden Genossen, sondern Funktionäre aus der zweiten Reihe, Hitzköpfe, Agitatoren – machen bereits mit! Wo ist Lenin? Der nimmt den nächsten Zug. Doch wie schon im Fall der Februarrevolution scheint er auch beim Sommeraufstand zu spät zu kommen.

Gewitterwolken über Petrograd. Die Läden geschlossen. Nahe der Nikolaj-Brücke sind mehrere kleine Kähne und Kanonenboote der Kronstädter Marinebasis vertäut. 20 000 Matrosen gehen von Bord, stürmen durch die Straßen, Gewehre und Pistolen in den Fäusten, ruhelos – aber ohne Führer.

Niemand könnte diese Bewaffneten jetzt stoppen, aber es gibt auch niemanden, der ihnen ein Ziel vorgibt.

Die Matrosen rotten sich vor der Villa der Kschessinskaja zusammen, einer Tänzerin, die nach der Februarrevolution verjagt worden ist. Jetzt hat sich dort die bolschewistische Partei eingerichtet. Lenin ist inzwischen im Anwesen angekommen, und er fürchtet sich.



Der Mann, der Russland sein Regime aufzwingen und seine Feinde zerschmettern will, ist persönlich nicht gerade ein Draufgänger. Jetzt könnte er den Aufstand haben, er muss ihn nur noch befehlen: Der Mob draußen fordert, dass Lenin zu ihm spricht.

Er könnte die Matrosen losschicken, um die Regierung zu verhaften, er könnte die Sowjetmacht proklamieren. Allein: Ist die Partei bereits gut genug organisiert? Und was geschieht jenseits von Petrograds Grenzen?

Würden die Bauern im Riesenreich ein rotes Regiment akzeptieren, das durch einen solchen Putsch die Macht an sich gerissen hat? Lenin, der gnadenlose, zynische, eisenharte Lenin, schwankt auf einmal und zaudert, er weigert sich gar, vor die Matrosen zu treten.

Schließlich schieben ihn doch ein paar Genossen nach draußen. Lenin spricht, wenige Sekunden nur, der genaue Wortlaut dieser, seiner letzten öffentlichen Rede vor der Oktoberrevolution ist nicht wichtig: Denn er drischt nur ein



Arbeiter der Putilow-Werke posieren mit Gewehren. Der Panzer, den sie erbeutet haben, ist nach einem Helden der Revolution von 1905 benannt

paar Phrasen über die kommende Sowjetmacht, dann verschwindet er wieder.

Kein Befehl, kein Aufstandsauftrag, ja nicht einmal ein eindeutiges Wort von ihm dazu, ob die Matrosen ihre Demonstration fortsetzen oder einfach nach Hause zurückkehren sollen.

Ratlosigkeit. Schließlich ziehen die Matrosen in Richtung Taurischer Palast, dem Sitz des Petrograder Sowjets. Arbeiter schließen sich ihnen an. Plötzlich Schüsse: Marinekadetten feuern aus Fenstern auf die Demonstranten. Chaos.

Die Menge, die eben noch wie eine erobernde Armee durch Petrograds Boulevards gezogen ist, zerstreut sich in den nächsten Stunden, zieht vorüber wie das Gewitter am Himmel.

Die Bolschewiki, so scheint es, haben eine einmalige Chance vertan.

Petrograd, 18. Juli. Alexander Kerenskij schläft im Bett Alexanders III. im Winterpalast, der jetzt als Regierungssitz dient. Wenige Tage zuvor ist er zum Premier erhoben worden, nachdem sein Vorgänger zurückgetreten war. Er könnte nun die Macht aufsammeln, die Lenin liegen gelassen hat.

Denn der Juli-Aufstand, der so schmachvoll endete, hat die Bolschewiki Prestige und Anhänger gekostet. Mühe los ist es Regierungssoldaten gelungen, die Villa der Kschessinskaja zu stürmen und alle Funktionäre dort zu verhaften. Lenin konnte zwar entkommen, musste aber zurück nach Finnland fliehen.

Insgesamt hat das Regime mehrere Hundert Anhänger der Bolschewiki eingekerkert, darunter Leo Trotzki, den wohl begabtesten Redner der Linken, der zuvor eine kleine Fraktion der Sozialdemokraten geführt hat.

Lenin im Exil, Trotzki verhaftet: Wer soll Kerenskij jetzt noch daran hindern, die Bolschewiki endgültig auszuschalten?

Allein: Der neue Premier ist eben doch kein Napoleon. Keiner der verhafteten Bolschewiki wird verurteilt, die Masse der Mitglieder bleibt unbehelligt, die Partei wird nicht wirklich zerschlagen. Und von den neun Männern des Zentralkomitees, des obersten Führungsorgans, ist nur einer verhaftet worden.

Für die untergetauchten Genossen übernehmen neue Männer Aufgaben: Dieser Sommer spült Josef Stalin und Felix Dserschinskij nach oben in der Parteihierarchie – beides fanatische Politiker aus dem Randsaum des Riesenreiches.

Stalin ist ein klein gewachsener, pockennarbiger Georgier, der Russisch mit dem gutturalen Akzent seiner georgischen Heimat spricht und fast sein ganzes Erwachsenenleben als politischer Untergrundkämpfer verbracht hat.

Dserschinskij, der in diesem Sommer 40 Jahre alt wird, stammt aus einer polnischen Adelsfamilie, schloss sich früh

der linken Bewegung an und wurde zur Zarenzeit mehrfach verhaftet und nach Sibirien deportiert.

In den folgenden Wochen versucht die Regierung nicht ernsthaft, die Arbeiter zu entwaffnen, obwohl die seit der Februarrevolution zahllose Gewehre und Pistolen in Händen halten. Wer sollte es auch organisieren? Kerenskij gelingt es erst Ende Juli, ein Koalitionskabinett zu bilden, und danach wechselt das Personal ständig. Gerade die wichtigen Ministerien für Inneres und Justiz werden alle paar Wochen neu besetzt.

Zudem sind Menschewiki und Sozialrevolutionäre ebenso zerrissen wie die Regierung: Sie sind Teil von Kerenskij's Kabinett, doch für viele bleiben die Bolschewiki ihre „Genossen“; diese beiden Gruppen vor allem verhindern eine ernsthafte Verfolgung von Lenins Partei.

Kerenskij's fatalster Irrtum aber ist der Krieg: Geradezu selbstmörderisch setzt er ihn fort, obwohl die Deutschen nun schon Richtung Riga vorrücken. Um die Disziplin zu festigen, fällt ihm nichts anderes ein, als für Frontsoldaten die nach der Februarrevolution abgeschaffte Todesstrafe wieder einzuführen – was ihn nur noch verhasster macht.

Der Premier stellt sich damit gegen die Bolschewiki, die als einzige Partei den Krieg konsequent ablehnen – und macht sich dafür abhängig von rechten, noch vom Zaren ernannten Generälen, um ebenjenen Krieg fortzuführen.

Petrograd, 27. August. Mitternachts-sitzung des Kabinetts im Winterpalast. Kerenskij eröffnet den Ministern, dass General Lawr Kornilow, der Oberbefehlshaber der Armee, soeben putscht!

Tatsächlich träumt der von vielen als Russlands neuer starker Mann gefeierte Feldherr wohl von einer Militär-

TAUSENDE

PROTESTIEREN AUF

DEN STRASSEN

diktatur, drängen seine Anhänger ihn seit Längerem zum Sturz der Regierung. Doch bis in die Nachtstunden war Kornilow zu diesem Schritt noch nicht bereit. Zwar hat er von seinem Hauptquartier im Süden Truppen Richtung Hauptstadt entsandt, doch nur, weil er einen Aufstand der Linken befürchtet. Es ist Kerenskij, der nun missverständliche Botschaften des Kornilow-Lagers nutzt, um den General loszuwerden.

In den dunklen Stunden im Winterpalast fühlen sich die überrumpelten Minister bedroht – und treten zurück. Kerenskij bleibt als Einziger im Amt und ist damit de facto Russlands Diktator.

Napoleon, endlich! Kerenskij erklärt Kornilow für abgesetzt, zieht sich gegen 4.00 Uhr morgens auf sein Zimmer zurück und trällert Opernarien. Er muss glauben, dass er die Generäle unter seine Kontrolle gezwungen hat.

Nichts könnte falscher sein.

Petrograd, 28. August. Die Kurse der Börse schießen nach oben – weil der düpierte General Kornilow nun tatsächlich das tut, was Kerenskij ihm zuvor bloß angedichtet hat: Er putscht.

Kornilow, der den Premier für einen Schwächling hält, will sich nicht beiseiteschieben lassen. Und so sollen die Truppen, die er gesandt hatte, um Kerenskij's Regierung zu schützen, sie nun stürzen.

In der Kapitale jubeln Bankiers, Unternehmer, Bürger. Sie sehen, ebenso wie viele Offiziere, in Kornilow den zukünftigen Führer Russlands, nicht in dem irrlichternden Kerenskij. Kornilow war der erste General, der Deserteure an der Front hat niederschießen lassen. Das Volk, so vermutet ein Beamter der bedrängten Regierung, „wird sich jedem Peitschenknall beugen“, und Kornilow könnte diese Peitsche schwingen.

Da ist sie, die Konterrevolution! Was viele Bürger erhoffen, ist genau das, was die Arbeiter fürchten: das Regiment eines rechten Generals. Was aber tun? Soll man sich für so eine Gestalt wie Kerenskij in die Bresche werfen?

Ja, antworten Menschewiki und Sozialrevolutionäre, und ja, entscheiden auch die Bolschewiki in der Stadt. Linke Funktionäre holen bewaffnete Arbeiter

nach Petrograd. Zudem eilen Tausende Matrosen aus Kronstadt herbei; viele von ihnen sind noch sechs Wochen zuvor als Kerenskij's Todfeinde herumgezogen, nun sind sie seine Verteidiger.

Lenin harrt derweil in Helsinki aus. Am Abend erreichen ihn erste Nachrichten der Krise. Er empfiehlt den Genossen in einem Brief, sich dem Kampf gegen Kornilow anzuschließen. Doch als die Zeilen in der Hauptstadt eintreffen, haben die Ereignisse sie längst überholt.

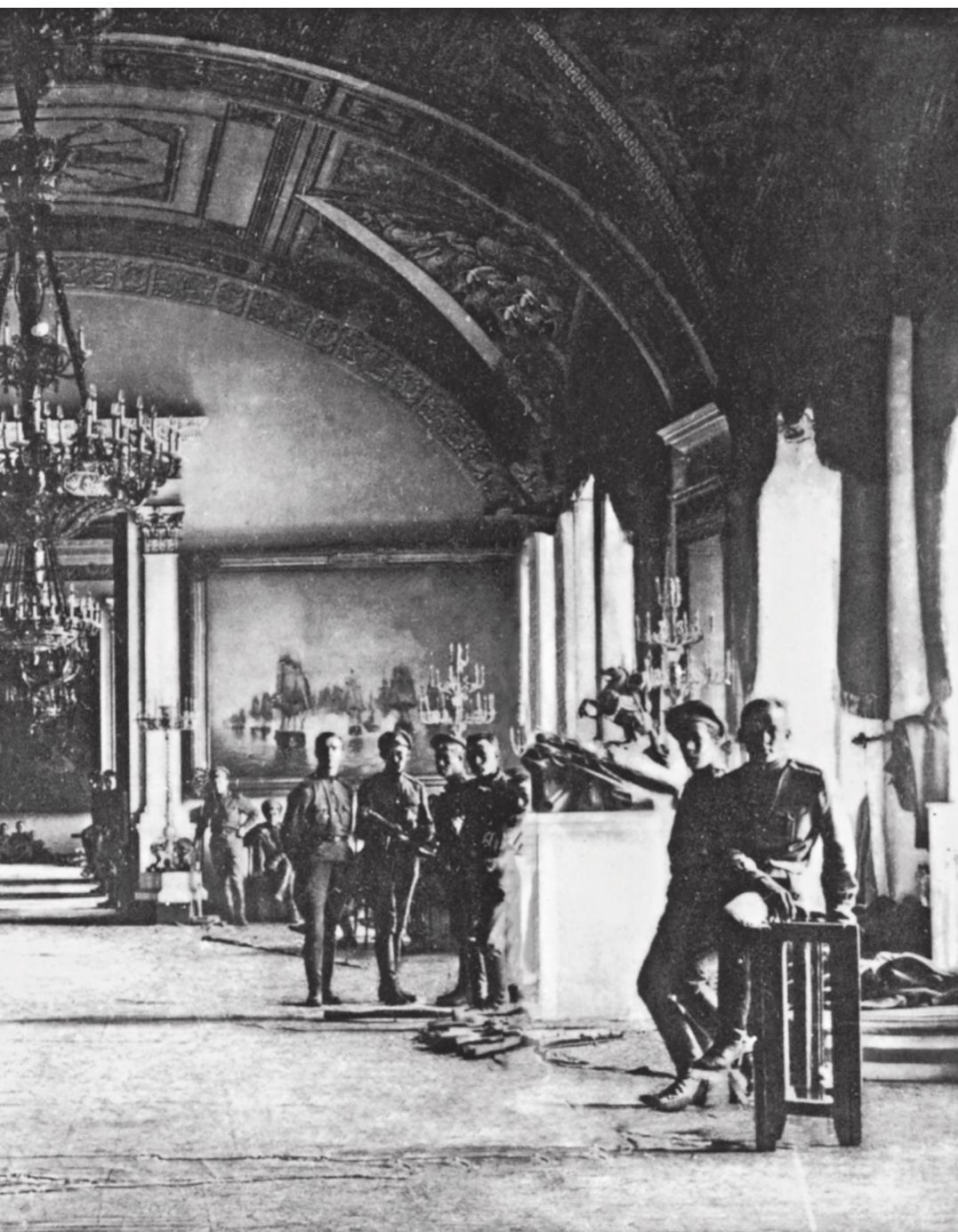
In den Petrograder Fabriken formen sich bewaffnete Arbeiter zu „Roten Garden“, wohl 15 000 Mann stark. Sie werden zum Teil mit neuesten Waffen aus den Rüstungsfabriken versorgt. Sie errichten Barrikaden, überwachen Tele-

graphenleitungen, bestreiken die Druckereien aller Pro-Kornilow-Zeitungen. Soldaten der Garnison helfen bei der Befestigung von Verteidigungsstellungen. 3000 Kronstädter Matrosen besetzen wichtige Positionen – unter anderem schützen sie Kerenskij im Winterpalast.

Am Ende schafft es Kornilow nicht einmal bis nach Petrograd. Eisenbahn-



Offizierschüler im Winterpalast. Sie sollen die Provisorische Regierung schützen, die kurz vor dem Sturm der Bolschewiki in dem ehemaligen Palais tagt



Staatsstreich der Bolschewiki

arbeiter sabotieren den Vormarsch seiner Truppen. Als Kämpfer eines Regiments 25 Kilometer vor der Hauptstadt gestoppt werden, strömen aus den Garnisonen und Fabriken linke Agitatoren zu Kornilows Soldaten – und am 30. August schwenken die ebenfalls rote Fahnen.

Kornilows Putsch kollabiert. Der Feldherr steht in einem Kloster unter Arrest. Offiziere, die der Zusammenarbeit mit ihm verdächtig sind, werden verhaftet und manche gleich gelyncht.

Kerenskij, so darf man annehmen, träumt weiterhin von Napoleon. Wieder ist ein Rivale beseitigt! Tatsächlich aber ist er nun zur Geisel geworden.

Es sind ja die Arbeiter und Soldaten, die ihn vor Kornilow gerettet haben, und es sind linke Parteien, die ebenjene Arbeiter und Soldaten organisieren. Doch nicht die Menschewiki und Sozialrevolutionäre – die sich ja an Kerenskij gekettet haben – gewinnen nun an Ansehen, sondern die Bolschewiki.

Sie übernehmen nach und nach die Mehrheiten in den Sowjets, in den Fabriken, in den Kasernen. Wer sonst kämpft so wie sie gegen die Konterrevolution und zugleich gegen den Krieg? Wer sonst würde hart gegen die Offiziere, die Unternehmer, die ganzen alten Eliten vorgehen? Wer sonst steht noch für das Neue, für Hoffnung, für Sowjetmacht?

Nichts symbolisiert diese neue Macht wohl mehr als die Freilassung von Trotzki und anderen Genossen am 4. September; die Bolschewiki haben wieder freie Hand. (Drei Wochen später wird Trotzki sogar zum Vorsitzenden des Petrograder Sowjets gewählt.)

Und Kerenskij ist nur noch ein Möchtegern-Napoleon ohne Armee, der sein Verhängnis nicht sehen will.

Helsinki, Mitte September. Lenin, der sich anders als Trotzki und weitere Spitzengenossen – aus, sagen wir: Vorsicht –



Das schwer bewachte Smolny-Institut: Die einstige Petrograder Mädchenschule wird zur Kommandozentrale der Bolschewiki



26. Oktober 1917: Bolschewiki stürmen den Winterpalast (hier nachgestellt). Premier Kerenskij ist bereits geflüchtet, seine Minister werden verhaftet

noch immer in Finnland versteckt hält, schreibt zwei Briefe an das Zentralkomitee der Partei. Im ersten fordert er, „den Widerstand des Gegners zu brechen, ihn zu zerschlagen, die Macht zu erobern und zu behaupten“. Gegner ist für ihn letztlich jeder, der kein Bolschewik ist.

Im zweiten Brief plädiert er dafür, „den Aufstand als eine Kunst zu betrachten“ – und für diese Kunst gebe es einen richtigen Zeitpunkt. Jetzt!

Nikolaj Bucharin, Mitglied im Zentralkomitee, wird später gestehen: „Wir waren alle fassungslos.“ Umsturz? Nach dem Juli-Debakel? Jetzt?

Beide Briefe werden, obwohl Lenin das gefordert hat, nicht an andere führende Petrograder und Moskauer Genossen weitergeleitet und auch nicht veröffentlicht – aus Angst, einen Aufstand auszulösen, für den die Führer die Partei als noch nicht stark genug empfinden.

Dennoch zeigen Lenins drängende Appelle Wirkung: Trotzki etwa fordert nun die komplette Macht für eine „wirklich revolutionäre Regierung“, auch wenn er noch vor dem sofortigen Umsturz zu-

rückzuckt. Und Stalin plädiert dafür, Lenins Thesen zumindest in der Parteihierarchie zu verbreiten. Langsam, durch seine Beharrlichkeit, seinen Zorn, seine Kompromisslosigkeit, zermürbt Lenin innerparteiliche Gegner und zwingt den Bolschewiki seine Vorstellungen von einer gewaltsamen Machtübernahme auf.

Kurz darauf bricht er aus Finnland auf. Es ist Zeit, zurückzukehren.

P

Petrograd, 25. September. Kerenskij formt, mal wieder, eine neue Regierung. Menschewiki und Sozialrevolutionäre stellen noch immer mehr als die Hälfte der Minister, doch die Schlüsselpositionen wie etwa das Außenministerium halten nun Kadetten oder Günstlinge des Premiers. Kerenskij selbst ist Regierungschef und Oberbefehlshaber der Armee.

Die blinde Loyalität zu einem bankrotten Regime bedeutet den politischen Selbstmord beider Linksparteien.

Die Menschewiki, noch Monate zuvor die Herren der Sowjets, verlieren derart dramatisch an Anhängern, dass sie die für Ende September angesetzte Parteikonferenz der Petrograder Mitglieder ausfallen lassen, weil sie keine Mindestzahl an Teilnehmern mehr aufbringen.

Von den Sozialrevolutionären spaltet sich ein linker Flügel ab, bündelt sich den Bolschewiki an und stimmt in den Sowjets fortan mit Lenin und Trotzki.

Ende September 1917 hat sich praktisch das gesamte politische Russland selbst aufgelöst oder diskreditiert: der Zar vertrieben; die extreme Rechte nach Kornilows Putsch gescheitert; das Bürgertum und die Kadetten verhasst durch ihr stures Festhalten am Krieg; Kerenskij allgemein verachtet. Und die moderaten Linksparteien haben zwar immer noch Deputierte in den Sowjets, oft sogar dort die Mehrheit, aber als Organisationen sind sie zerstritten, kompromittiert und praktisch handlungsunfähig.

Es bleiben nur die Bolschewiki.

Und bislang haben sie dafür nicht einmal einen Schuss abgeben müssen.

Dienstag, 10. Oktober. Später Abend, Kälte, Regen. Etwa ein Dutzend Gestalten eilen am Stadtrand Petrograds in eine Luxuswohnung. Sie sind nicht allein wegen des Wetters tief verhüllt. Lenin tarnt sich aus Angst vor Verhaftung: „Glatt rasiert, mit Perücke, einem Pastor wie aus dem Gesicht geschnitten“, erinnert sich eine Teilnehmerin.

Lenin trifft hier zum ersten Mal seit seiner Rückkehr aus Finnland mit dem Zentralkomitee der Bolschewiki zusammen. Wahrscheinlich zwölf der mittlerweile 21 Mitglieder versammeln sich gegen 22.00 Uhr in einer konspirativen Wohnung – die ausgerechnet einem führenden Menschewiken gehört. Dessen Frau jedoch ist Bolschewikin und hat ihren Mann für den Abend unter einem Vorwand vom Haus ferngehalten.

An einem großen Tisch sitzt Lenin seinen wichtigsten Anhängern und Gegnern in der Partei gegenüber: Trotzki etwa, dem gewaltigen Organisator, der Lenin persönlich nicht gerade schätzt, aber wie er dem Aufstand zuneigt.

Anwesend sind auch Stalin und Dserschinskij, zwei skrupellose Gewaltmenschen, die nur noch auf den Befehl

Mit Pistolen und Gewehren präsentieren sich Arbeiter und Soldaten, die für die Bolschewiki zu kämpfen bereit sind. Sie nennen sich »Rote Garden«



zum Losschlagen warten, sowie Kamenew und Sinowjew, die Gemäßigten, die Lenin am liebsten Zügel anlegen würden, um weiter mit Verbündeten zusammenzuarbeiten, anstatt alleine eine Erhebung zu riskieren.

Lenin spricht als Erster, fast eine Stunde lang. Der Aufstand, fordert er, müsse jetzt organisiert werden. Sofort.

Sein Argument: Kerenskij lasse die Deutschen mit Absicht einmarschieren, damit sie Petrograd erobern und als Handlanger der Bürgerlichen die Bolschewiki unterdrücken könnten.

Ob Lenin selbst an diese absurde Behauptung glaubt? Immer wieder hat er seine Genossen ja mit der Warnung vor einem mächtigen, kompromisslosen Feind auf eine kompromisslose, brutale Politik eingeschworen: Erst drohte die zaristische Geheimpolizei, dann die Konterrevolution ...

Aber Kerenskij ist so lächerlich schwach, dass dieses Argument nicht länger verfängt. Die Bolschewiki könnten sich, wie Kamenew und Sinowjew fordern, politischen Partnern öffnen, ohne dabei irgendein Risiko einzugehen.

Also führt Lenin einen neuen Feind an: Wenn die Deutschen an der Nawa stehen, ist die Partei erledigt. Daher muss man sofort die Macht ergreifen, um den Krieg rechtzeitig zu beenden!

Schwer zu sagen, ob dieses Argument verfängt. Offenbar diskutiert das ZK stundenlang, hitzig und kontrovers. Am Ende steht eine Abstimmung – und Lenin setzt sich mit zehn zu zwei durch: Die Partei wagt den Aufstand. Nur Kamenew und Sinowjew sind dagegen.

Lenin reißt aus einem Block ein Blatt Papier und schreibt darauf eine Resolution: „Der bewaffnete Aufstand ist unvermeidlich und die Zeit dafür reif.“

Das soll als „Tagesbefehl“ an alle bedeutenden Parteikomitees gehen. Das genaue Datum lässt Lenin noch offen.

Die vielleicht wichtigste Sitzung der bolschewistischen Parteiführung endet am frühen Morgen mit Tee und Wurstbrot zum Frühstück.



Die Putschisten besetzen Straßen, Telegraphenamt, Staatsbank und weitere strategische Orte, ohne auf großen Widerstand zu stoßen

Lenin hat zwischen April und Oktober allein durch die Kraft seiner fanatischen Persönlichkeit wichtige Genossen überzeugt oder niedergezwungen. Aus dem kaum geschätzten Rückkehrer, dessen schockierende Thesen man gerade als „persönliche Meinung“ im Parteiorgan gedruckt hat, ist der Zuchtmeister einer Kampforganisation geworden, dessen „Tagesbefehl“ den Aufstand anordnet. Er bringt die Partei auf den Kurs der Gewalt, und er bringt sie ausschließlich dadurch auf diesen Kurs, dass er die Gewalt wieder und wieder fordert.

Und die Genossen unterwerfen sich am Ende diesem stärkeren Willen. Lenin hätte ja gar keine Möglichkeit, sie mit Gewalt zu zwingen. Noch nicht.

Samstag, 14. Oktober. Jeder Petrograder, der des Lesens mächtig ist, kann

vermuten, dass die Bolschewiki putschen wollen. Denn mag das Treffen der Führer auch konspirativ gewesen sein, die Vorbereitung in einer inzwischen auf wohl mehr als 200 000 Mitglieder angewachsenen Partei ist es nicht. Ein Journalist der Zeitung „Gaseta-Kopejka“ spekuliert, dass die Bolschewiki ihre „Erhebung für den 20. Oktober vorbereiten“.

Maxim Gorkijs „Neues Leben“ warnt, rechtsgerichtete Zeitungen warnen, jedermann warnt – und wartet.

Trotzki richtet im Petrograder Sowjet ein „Militärisches Revolutionskomitee“ ein, dem bald auch Stalin und Dserschinskij angehören. Es wird das militärische Hauptquartier des kommenden Aufstandes, hier werden alle Befehlsstränge zusammenlaufen, von hier aus soll der Schlag organisiert werden – und auch das ist nicht gerade geheim.

Fjodor Dan, ein Menschewik, fordert in einer Rede: „Wir müssen die Genossen Bolschewiki fragen: Was bezweckt ihre Politik? Sie müssen erklären, ob sie das revolutionäre Proletariat zur Erhebung aufrufen oder nicht. Ich möchte ein klares Ja oder Nein.“ Die geforderte Antwort bekommt er nicht.

Sonntag, 15. Oktober. Treffen der Parteifunktionäre aus den Petrograder Stadtbezirken. Alle Genossen gehen davon aus, dass die Partei bei Arbeitern und

Soldaten populär ist. Aber ob die Arbeiter und Soldaten auch für die Partei kämpfen werden? Von 19 Bezirksabgeordneten schätzen bloß acht die Stimmung als reif für den Aufstand ein.

Die anderen berichten von Apathie und mangelnder Disziplin. Einer gesteht gar die „vollständige Auflösung“ seiner Roten Garden ein. Und ein Funktionär glaubt, dass die Partei „vielleicht in einem Jahr“ kampfbereit sein werde.

Und ist selbst das nicht zu optimistisch? Denn sogar in der Spitze herrscht Uneinigkeit. Kamenew verdammt einen sofortigen Aufstand öffentlich als „unzulässig, ja fatal“. Als die „Prawda“ seinen Artikel nicht drucken will, bringt er ihn in Gorkijs „Neues Leben“ unter.

Lenin ist, mal wieder, außer sich. „Verrat“, schimpft er in Gegenartikeln, „verlogene Denunziation“ und „Gauerei“. Kamenew und Sinowjew schmährt er als „diese beiden Personen“ und fordert ihren Parteiausschluss – aber das wird vom Zentralkomitee dann doch abgelehnt.

Den Bolschewiki, scheint es, fehlt in den entscheidenden Tagen die Disziplin. Und es ist letztlich Kerenskij, der Lenins Aufstandsplan rettet.

Dienstag, 17. Oktober. Kabinettsitzung im Winterpalast. Der Innenminister berichtet, dass er über Informationen – woher auch immer – verfüge, die Bolschewiki würden für den 23. Oktober einen Aufstand planen. Leider sei man zu schwach, um präventiv vorzugehen. Aber wenn sie erst einmal zugeschlagen hätten, *dann* könne man sich legitim verteidigen und werde siegen.

Welche Verblendung. Denn zugleich bereitet Kerenskij wieder einmal Verlegungen der für ihn gefährlichen Truppen der Petrograder Garnison an die immer näher rückende Front vor. Es ist

dieses Vorhaben, das die Soldaten endgültig in die offene Meuterei treibt. In einem Regiment veröffentlichen empörte Soldaten eine Resolution, die den Befehl „als Mittel der privilegierten Bourgeoisie, um die Revolution zu ersticken“ denunziert. Kerenskij's Kabinett sei bloß eine Ansammlung von „Konterrevolutionären“, man werde sich „weigern, Petrograd zu verlassen“, und allein auf die „wahren Führer der Arbeiter und der armen Bauernschaft hören“, also auf die gewählten Deputierten im Sowjet.

Geht es noch deutlicher? Doch Kerenskij fühlt sich in Petrograd nach wie vor absolut sicher. (Jahre später wird er eingestehen, „naiv“ gewesen zu sein.)

Kriegsminister General Werchow-skij erklärt drei Tage nach der Kabinettsitzung, die Armee sei nicht länger kampfbereit gegen die Deutschen. Man müsse den Bolschewiki „den Boden entziehen, mit anderen Worten, sofort die Frage eines Friedensschlusses aufwerfen“.

Kerenskij lehnt ab. Da ist es schon der 20. Oktober. Er hat noch fünf Tage.

S

Samstag, 21. Oktober. Trotzki beginnt, Kommissare des Militärischen Revolutionskomitees in etliche Einheiten der Garnison zu entsenden. Niemand hindert ihn – und so übernehmen die Bolschewiki nach und nach die militärische Macht in der Hauptstadt.

Letztlich ist es einfach: Die Soldaten der Petrograder Garnison hassen den Krieg der Regierung. Die wahren Führer sehen sie nicht in Kerenskij's Kabinett,



Nach dem Putsch seiner Partei lässt Lenin (hier mit seiner Frau) seine Herrschaft von dem bolschewistisch dominierten Kongress der Arbeiter- und Soldatenräte offiziell anerkennen

sondern im Sowjet. Und das Revolutionskomitee, das zwar von den Bolschewiki dominiert wird, in dem aber auch Sozialrevolutionäre sitzen, gibt vor, für die Sache des Sowjets zu kämpfen. Darum laufen ihm die Soldaten zu. (Die Offiziere hingegen bleiben zumeist Kerenskij gegenüber loyal.)

Kurz vor Mitternacht tauchen drei von Trotzki's Emissären sogar im Hauptquartier des Generalstabs auf. Einer erklärt: „Alle Anordnungen des Befehlshabenden müssen durch die Unterschrift eines Kommissars bestätigt werden.“

Höchster Offizier im Hauptquartier ist General Polkownikow, und der denkt nicht daran, sich dem Komitee zu unterwerfen: „Wir werden eure Kommissare nicht anerkennen. Wenn sie das Gesetz brechen, werden wir sie verhaften.“

Dies ist eine Geste des Widerstands, aber auch nicht mehr. Denn Pol-

Kaum ist die Regierung gestürzt, gründen die Bolschewiki rasch eine neue: Lenin selbst (Mitte) führt diesen zunächst 15-köpfigen »Rat der Volkskommissare«





Mit der Kraft seiner Rhetorik überredet Leo Trotzki viele Soldaten zur Meuterei. In der neuen Regierung wird er »Volkskommissar für Auswärtiges«

kownikow hat nicht einmal mehr die Macht, seine Drohung wahrzumachen und die drei Abgesandten zu verhaften.

Die gehen einfach zurück ins Smolnyj-Institut, einen prachtvollen Schulbau, in dem einst die Mädchen der feinen Gesellschaft geschliffen wurden und in dem nun die Bolschewiki ihre Zentrale eingerichtet haben – während Lenin, der seine Verhaftung fürchtet, sich in der Wohnung einer Genossin versteckt.

In aller Eile verfasst Trotzki eine Erklärung: „Das Hauptquartier wird zu einer direkten Waffe konterrevolutionärer Kräfte. Der Schutz der revolutionären Ordnung vor konterrevolutionären Angriffen liegt jetzt in der Hand der revolutionären Soldaten, die vom Militärischen Revolutionskomitee angeführt werden.“

Klingt spröde, ist aber genial: Trotzki erklärt mehr oder weniger offen, dass die Militärmacht nun in der Hand des von den Bolschewiki dominierten Sowjets liegt. Das ist der Beginn eines Staatsstreichs – jenes Putsches, den Lenin seit Monaten gefordert hat; eines Umsturzes, den viele Genossen eher zaudernd fürchten und der in einer einzigen Nacht und geradezu unglaublich einfach

und unblutig seinen Anfang nimmt. Zugleich erklärt Trotzki die Regierung auch noch indirekt zum „konterrevolutionären Angreifer“, gegen den man sich schützen müsse. So verwandelt er Kerenskis legitime Februarrevolutionsregierung in eine illegitime Konterrevolutionsregierung, und die putschenden Bolschewiki werden zu angeblichen Verteidigern ebenjener Revolution, die sie soeben beseitigen.

Trotzkis Aufruf wird massenhaft gedruckt und in Petrograd verteilt. Inzwischen ist der neue Tag heraufgedämert. Eigentlich gehört die Stadt schon jetzt weitgehend Lenin und Genossen.

Montag, 23. Oktober. Gegen Mittag strömen Soldaten auf dem Hauptplatz der Peter-und-Paul-Festung zusammen. Offiziere sind auch darunter, aber auf die hört kaum jemand mehr. Vertreter der Menschewiki und der rechten Sozialrevolutionäre fordern die Kämpfer in der strategisch wichtigen Bastion angesichts des Staatsstreichs dazu auf, loyal zur Regierung zu stehen. Ein verzweifelter Akt des Widerstands. Denn Agitatoren der Bolschewiki rufen zur „Verteidigung“ gegen die „Konterrevolutionäre“ auf. Stunde um Stunde wogt die Diskussion.

Irgendwann erscheint Trotzki. Plötzlich Stille. Was genau er sagt, ist gar nicht überliefert, aber wie er es sagt. Es sei „weniger eine Rede als ein mitreißender Gesang“ gewesen, wird später ein hingerissener Zeuge rühmen. Gegen 20.00 Uhr stimmen die Soldaten ab –

und außer wenigen Offizieren und, wie ein Bolschewik verächtlich schreibt, einigen „Intellektuellen“ geht die gesamte Garnison der Peter-und-Paul-Festung zum Revolutionskomitee über.

Jedoch: Noch immer zaudern die Bolschewiki. Auch im Smolnyj wogt die Diskussion hin und her. Was werden die Frontsoldaten tun, wenn man jetzt Kerenskij beseitigt? Was werden die Bauern unternehmen, was wird im Rest des Riesenreiches geschehen?

Keinesfalls will Trotzki den Eindruck erwecken, die Bolschewiki würden sich allein an die Spitze des Staates setzen. Daher will er den endgültigen Schlag gegen Kerenskij hinauszögern, bis am 25. Oktober der Zweite Gesamtrussische Sowjetkongress – eine Art Ober-Sowjet, in den die zahllosen Sowjets des Landes Delegierte entsandt haben – in Petrograd zusammentritt. In dessen Namen wollen sie dann die Macht ergreifen.

Lenin aber will den Aufstand sofort, bevor der Sowjetkongress sich einmischen kann.

Und kaum glaublich: Kerenskij liefert ihm dafür auch noch den Vorwand.

Denn zu der Stunde, in der die Genossen im Smolnyj vor dem letzten Schritt zurückzucken, fordert der Premier die sofortige Verhaftung aller Mitglieder des Militärischen Revolutionskomitees. Er erkennt nicht, dass ihm dafür schon der Rückhalt fehlt. Einige Anwesende können ihn gerade eben noch von diesem wahnwitzigen Plan abbringen.

Kerenskij, der darauf setzt, dass heranrückende Frontsoldaten in wenigen Stunden Petrograd erreichen und seine Regierung retten werden, sammelt unbeirrt seine letzten Truppen: Offizierschüler mehrerer Militärschulen, ein Regiment von Kriegsversehrten aus Zarskoje Selo, ein Frauenbataillon.

Einige Kadetten ziehen noch in der Nacht los, besetzen den linken Verlag „Trud“ („Arbeit“), zerstören die Druckmatrizen und vernichten einige Tausend Ausgaben der Zeitung „Arbeiterweg“.

Da ist er, der Angriff der Konterrevolution! Nun muss Trotzki handeln. Es ist der frühe Morgen des 24. Oktober.

Dienstag, 24. Oktober. Trotzki harrt im Smolnyj-Institut aus. Wirre Berichte treffen ein. Schließlich erreichen einige



Wahlplakate in Petrograd: Ab dem 12. November 1917 sollen die Russen in einer freien und gleichen Abstimmung über die Zukunft ihres Landes entscheiden

Drucker von „Trud“ das Hauptquartier der Bolschewiki, erzählen von der Besetzung.

Trotski greift zum Telefon und beordert Spitzenfunktionäre herbei. Noch in den Morgenstunden werden viele da sein, selbst der sanfte Kamenew – nur Lenin, der immer noch seine Verhaftung fürchtet (durch wen eigentlich noch?), versteckt sich weiterhin in der Wohnung einer Genossin. Auch die entscheidende Phase der Oktoberrevolution beginnt daher ohne ihn.

So sind es die Führer des Militärischen Revolutionskomitees, darunter Trotski, die eine Order herausgeben, die sie „Befehl Nummer eins“ nennen – so als wüssten sie genau, dass hiermit eine neue Ordnung in die Welt kommt: „Der Petrograder Sowjet befindet sich in höchster Gefahr. Ihr seid hiermit angewiesen, euer Regiment gefechtsbereit zu machen und weitere Anweisungen abzuwarten.“ Eine Kompanie erobert das Gebäude von „Trud“ zurück. Stalin macht

sich daran, einen kämpferischen Aufruf im „Arbeiterweg“ zu veröffentlichen. Es ist 9.00 Uhr.

Um die Mittagszeit erreichen knapp 200 Soldatinnen eines Frauen-Angriffsbataillons den Winterpalast, um Kerenskis Regierung zu verteidigen.

Nach und nach rücken auch 134 Offiziere und etwa 2000 Offiziersanwärter diverser Militärschulen durch die Straßen bis zur Regierungszentrale vor.

Von diesen bescheidenen Kräften lässt Kerenskij Regierungsgebäude, Bahnhöfe und Newa-Brücken besetzen. Doch die von ihm erwarteten Frontsoldaten stecken weit außerhalb Petrograds fest – oder sie stellen sich gegen ihn.

Im Westen der Stadt liegt der Kreuzer „Aurora“, der zu Reparaturarbeiten lange in einer Werft war. Das Marinekommando, das die revolutionäre Gesinnung der 500 Matrosen auf dem Kriegsschiff nur zu gut kennt, beordert den Kreuzer nun zur „Überprüfung der Maschinenanlage“ aufs Meer, um die Männer aus Petrograd herauszulocken – doch die Seeleute meutern gegen ihre regierungstreuen Offiziere und lassen das schwer bewaffnete Schiff in der Hauptstadt.

„Ein bewaffneter Konflikt am Vorabend des Rätekongresses zählt nicht zu unseren Plänen“, versichert Trotski derweil vor dem Petrograder Sowjet (in dem

ja auch Abgeordnete anderer Parteien vertreten sind). Das ist wohl nicht einmal gelogen. Trotski hofft ja noch immer, den endgültigen Sturz Kerenskis bis zum Kongress hinauszögern zu können.

16.00 Uhr. Eine Truppe mit Fahrrädern ausgerüsteter Soldaten – eine der wenigen anwesenden Fronteinheiten – zieht aus dem Winterpalast ab. Eine Stunde später wird einer ihrer Kommissare die Führung des Telegraphenamts übernehmen, nun auf Befehl des Militärischen Revolutionskomitees.

Das Komitee telegraphiert eine kodierte Nachricht nach Helsinki, wo russische Marineeinheiten stationiert sind: „Schickt die Verordnungen!“

Gemeint ist: Setzt die Torpedoboote in Marsch. Zugleich werden aus Kronstadt Tausende kampfbereite Matrosen nach Petrograd gerufen.

Kerenskij, so ein Augenzeuge, wirkt am späten Abend „bis zum Äußersten erschöpft“, versichert aber in einem Wutanfall, die Regierung werde „mit der Rebellion fertigwerden“. Dabei verliert er gerade die Kontrolle über wichtige Newa-Brücken. Die haben seine Leute besetzt und hochgeklappt – doch gerade diese hochgeklappten Brücken werden von Arbeitern und Soldaten als Bestäti-

DIE BOLSCHEWIKI

VERSPRECHEN DEMOKRATIE

– UND SCHAFFEN SIE AB

gung von Trotzki's Propaganda gewertet: Das ist ein Zeichen der beginnenden Konterrevolution!

Eine bewaffnete (und offenbar nicht vom Militärischen Revolutionskomitee geleitete) Menge drängt Offiziersschüler von der Litejnij-Brücke zurück in ihre Akademie. Die Soldatinnen – die auf der Dreifaltigkeitsbrücke stehen – erkennen vermutlich, dass sie im Schussfeld der an den Mauern der Peter-und-Paul-Festung postierten Maschinengewehre stehen – und räumen ihre Position.

Abends. Gut gekleidete Bürger flanieren an Restaurants und Casinos entlang, an Kinos und Theatern. Im Alexandrinskij-Theater wird eine Neuinszenierung von Alexej Tolstoj's „Der Tod Iwans des Schrecklichen“ gegeben – und das feinsinnige Publikum weiß nicht einmal, dass nur ein paar Straßen weiter ihr eigenes Regime in den Tod sinkt.

Etwa um diese Zeit hält es Lenin endlich nicht mehr in der konspirativen Wohnung aus. Begleitet nur von einem Genossen, macht er sich auf den Weg ins Smolnyj: getarnt mit Perücke, zerschlossener Mütze und einem Verband im Gesicht. Er fährt Straßenbahn – nur die letzten Kilometer geht er zu Fuß.

Das Smolnyj-Institut ist hell erleuchtet, Maschinengewehrstellungen

sichern die Zugänge, Lagerfeuer flackern, überall Lastwagen, Autos, Motorräder, Soldaten. Lenin wird kontrolliert – und abgewiesen. Er hat keine Papiere, sein Gesicht ist selbst in den Rängen der Partei noch so unbekannt, dass ihn niemand identifiziert. Lenin und sein Begleiter schlüpfen schließlich inmitten einer Menge heimlich in das Hauptquartier der Revolution. Es ist Mitternacht.

M

Mittwoch, 25. Oktober. Alle Augenzeugen bestätigen später, dass mit Lenins Ankunft die Stimmung im Smolnyj entschlossener wird: Putsch! Sofort!

Lenin eilt in den Raum Nummer 36, wo er Spitzengenosse trifft. Kerenskij? Den hält er schon für erledigt. Er sichtet Namen für ein neues Regime.

Eine Regierung mit Ministern? Klingt zu bürgerlich, zu alt, zu sehr von gestern. Trotzki schlägt vor, die Minister, nach dem Vorbild der Französischen Revolution, „Volkskommissare“ zu nennen.

„Ja, das ist sehr gut“, antwortet Lenin, „das riecht nach Revolution. Und die Regierung selbst können wir ‚Rat der Volkskommissare‘ nennen.“

Trotzki wird später schätzen, dass an diesem Tag „höchstens“ 25 000 bis 30 000 Menschen den Umsturz aktiv unterstützen, vielleicht fünf Prozent aller in Petrograd versammelten Arbeiter und Soldaten. Aber das reicht.

Lenins Truppen errichten nun Barrikaden an wichtigen Verkehrspunkten und beginnen mit Straßenkontrollen. Sie

übernehmen die Leitung der Elektrizitätswerke, schalten fast allen Regierungsgebäuden den Strom ab. Zudem kontrollieren sie die wichtigsten Telefon- und Telegrammleitungen und die wichtigsten Bahnhöfe. Die Regierung ist vom Rest des Landes weitgehend abgeschnitten.

3.30 Uhr. Die Matrosen der „Aurora“ haben den Kreuzer unter Dampf gesetzt. Mit Hilfe des Kapitäns, der Schaden von seinem Schiff abwenden will und deshalb bei der Navigation hilft, manövrieren sie den Giganten bis zur Nikolaj-Brücke, auf die sie ihre Suchscheinwerfer richten.

Kerenskij's Soldaten fliehen. Alle Übergänge der Newa gehören nun den Bolschewiki.

Kerenskij erfährt im Winterpalast davon. Die Offiziersschüler und Soldatinnen werden nervös, er beruhigt sie mit der Versicherung, Verstärkung sei nahe.

Zur gleichen Zeit versammeln sich Menschewiki und Sozialrevolutionäre auf mehreren Treffen und verabschieden dort etliche Resolutionen und Thesen: In ihnen ist von einer „homogenen“ und „demokratischen“ Regierung die Rede, aber auch das Vorgehen Kerenskij's wird „scharf zurückgewiesen“. Doch niemand kümmert sich mehr darum.

6.00 Uhr. Die Bolschewiki kontrollieren die Staatsbank. Dafür sind bloß 40 Matrosen abkommandiert worden, die das Gebäude besetzten, ohne auf Widerstand zu stoßen. Einige Zeit später erobern Trupps auch den Warschauer Bahnhof, den letzten wichtigen bis dahin freien Eisenbahnknotenpunkt.

Nun ist die Regierung von Strom, Telefon, Telegrammen, Geld und Zugverbindungen fast völlig abgekappt.

General Polkownikow vom Hauptquartier des Generalstabs gesteht, in grotesker Untertreibung, Kerenskij gegenüber ein, die Situation sei „kritisch“.

Ein anderer General, immerhin, beschreibt die Lage, „als befinde sich die



Als die Bolschewiki die Abstimmung zur Verfassungsgebenden Versammlung im November (hier ein Wahllokal) verlieren, lösen sie das Gremium kurzerhand auf

Während die Oktoberrevolution
in Petrograd fast unblutig verläuft,
kommt es in Moskau (hier im
Kreml) zu heftigen Kämpfen mit
Regierungstruppen

Provisorische Regierung in der Hauptstadt eines feindlichen Landes“.

Kerenskij kommt offenbar erst jetzt der Gedanke, zu fliehen. Seine letzte Hoffnung sind die Fronttruppen, doch die sind noch immer nicht eingetroffen. Er beschließt, nach ihnen zu suchen.

10.00 Uhr. Lenin erwartet den Sieg für die Mittagszeit und entwirft im Smolnyj schon einmal ein Manifest: „An die Bürger Russlands! Die Provisorische Regierung ist gestürzt. Die Staatsmacht ist in die Hände des Organs des Petrograder Sowjets der Arbeiter- und Soldatendeputierten, des Revolutionären Militärkomitees übergegangen, das an der Spitze des Petrograder Proletariats und der Petrograder Garnison steht.“

K

Kerenskij will Hilfe von außen holen. Aber wie? Er hat nicht einmal mehr ein Auto. Also schickt er Militärbeamte los, die vor der US-Botschaft gegen den Willen der Diplomaten deren Renault requirieren. Einen zweiten Wagen treibt man im Kriegsministerium auf, doch dessen Tank ist leer. Benzin besorgen sich seine Leute im Anglo-Russischen Hospital.

11.00 Uhr. Kerenskij verlässt in dem zweiten Wagen die Stadt, davor der mit dem Sternenbanner beflaggte Renault. Der Premier wird erst Stunden später das militärische Hauptquartier in Pskow, 280 Kilometer südwestlich von Petrograd, erreichen. Seine Minister lässt er im Winterpalast zurück – viele wissen anfangs nicht einmal, dass er abgereist ist.

Erst später werden die Minister im Malachitsaal zusammengerufen und über Kerenskij's Abreise informiert. Was tun?

Niemand hat Militärerfahrung. Niemand kennt den Winterpalast genau,

sie haben keinen Plan vom Gebäude. Durch einen unbewachten Seiteneingang schlüpfen Späher der Bolschewiki hinein – auch Journalisten gelangen in den Palast. Der Amerikaner John Reed beschreibt das letzte Aufgebot der Verteidiger: „Am Ende des Korridors war ein großer, prunkvoller Saal mit goldenen Verzierungen und Lüstern. Auf dem Parkettboden lagen zu beiden Seiten lange Reihen schmutziger Matratzen und Decken, auf denen sich Soldaten ausgestreckt hatten. Überall waren Abfälle verstreut, Zigarettentummel, Brotreste, Lumpen und leere Flaschen teurer französischer Marken. Immer mehr Soldaten bewegten sich durch die muffige Atmosphäre von Tabakrauch und ungewaschenen Menschenmassen.“

Noch sind es etwa 3000 Kämpfer. Sie errichten aus Holz und Maschinengewehren Verteidigungsstellungen.

14.00 Uhr. Schiffe aus Kronstadt bringen 3000 Matrosen in die Stadt. Ge-

meinsam mit anderen Truppen umzingeln viele von ihnen die Regierungszentrale. Professoren und Studenten der Petrograder Universität sehen ihnen dabei von ihren Institutsgebäuden aus zu.

18.00 Uhr. Nieselregen, Dunkelheit, Kälte. Wann fällt der Winterpalast mit der dort versammelten Regierung? Von der Peter-und-Paul-Festung aus sollen Putschisten mit 15-cm-Kanonen das Feuer auf das Gebäude eröffnen.

Die Geschütze sind aber seit Monaten nicht mehr gewartet worden, und niemand weiß, ob sie noch funktionieren. Also müssen Soldaten andere Kanonen herbeischleppen. Allein: Keine ist einsatzbereit. Und dann fehlt auch noch die Munition. Also will man doch die 15-cm-Geschütze einsetzen.

Eine rote Laterne an einem Flaggenmast soll das Angriffssignal sein.



KEINE REVOLUTION

OHNE ERSCHIESSUNGEN,

ERKLÄRT LENIN

Aber wo ist eine rote Laterne? Als man endlich eine aufgetrieben hat, weiß niemand, wie man die am Flaggenmast befestigen könnte ...

Lenin tobt. Im Smolnyj, so erinnert sich ein eingeschüchterter Genosse, ist er bereit, „auf uns zu schießen“.

18.15 Uhr. Kadetten der Michajlow-skij-Artillerieschule halten es im Winterpalast nicht länger aus – sie gehen zurück in ihre Schule und nehmen vier der sechs den Verteidigern noch verbliebenen Kanonen mit. Ihnen folgen weitere Truppen, die in ihre Kasernen zurückkehren oder in Restaurants verschwinden, weil sie hungrig sind. Es bleiben noch 300 Bewaffnete im Winterpalast; 90 Prozent der Verteidiger haben sich inzwischen also davongemacht.

18.30 Uhr. Die Minister senden Hilfsappelle ans Volk, sie haben noch eine Leitung nach draußen und erreichen das Kriegsministerium. Dieses Gebäude ist zwar bereits von den Bolschewiki besetzt, doch ein loyaler Telegraphist hat sich auf dem Dachboden versteckt und tickert über eine Geheimleitung die Appelle der Regierung an verschiedene staatliche Stellen überall im Land.

Was können die Minister sonst noch tun? Sie versammeln sich im Speisesaal und lassen sich Eintopf, Fisch und Artischocken auftragen.

18.40 Uhr. Die Minister erreicht ein Ultimatum: „Im Namen des Militärischen Revolutionskomitees fordern wir die Provisorische Regierung und die ihr gegenüber loyalen Truppen auf, zu kapitulieren. Sie haben 20 Minuten Zeit, um zu antworten. Dieses Ultimatum läuft um 19.10 Uhr ab. Danach werden wir umgehend das Feuer eröffnen.“

Die Minister eilen in den Malachitsaal zurück. Von dessen Fenstern aus haben sie die Peter-und-Paul-Festung und die Kriegsschiffe auf der Newa im Blick. „Was wird passieren, wenn die ‚Aurora‘ das Feuer auf den Palast eröffnet?“, fragt ein Minister.

„Er wird in einen Ruinenhaufen verwandelt“, antwortet ein Admiral. Trotzdem beschließen die Minister, auf ihrem Posten auszuharren und das Ultimatum zu ignorieren.

21.40 Uhr. Der erste Schuss der „Aurora“. Ein Knall, der durch ganz Pe-

trograd rollt. Kein Schaden. Im Winterpalast aber verlassen weitere Soldaten ihre Stellungen. Die Bolschewiki lassen sie ungehindert abziehen.

22.40 Uhr. Im Versammlungssaal des Smolnyj beginnt die Sitzung des Sowjetkongresses. Diese Räteversammlungen sind ja seit der Februarrevolution quasi Russlands zweite Regierung. Lenin putscht in ihrem Namen – vorgeblich „schützt“ er die Sowjetherrschaft vor der Konterrevolution.

Sein Dilemma: Die offizielle Regierung im Winterpalast hat er immer noch nicht beseitigt – vor allem deshalb, weil seine Truppen zu schlecht organisiert sind, um das Riesengebäude endlich zu stürmen. Und im Sowjetkongress stellen die Bolschewiki zwar mit etwa 300 De-

legierten die größte Gruppe – es reicht aber nicht zur Mehrheit, denn es drängen sich 670 Deputierte in dem Saal.

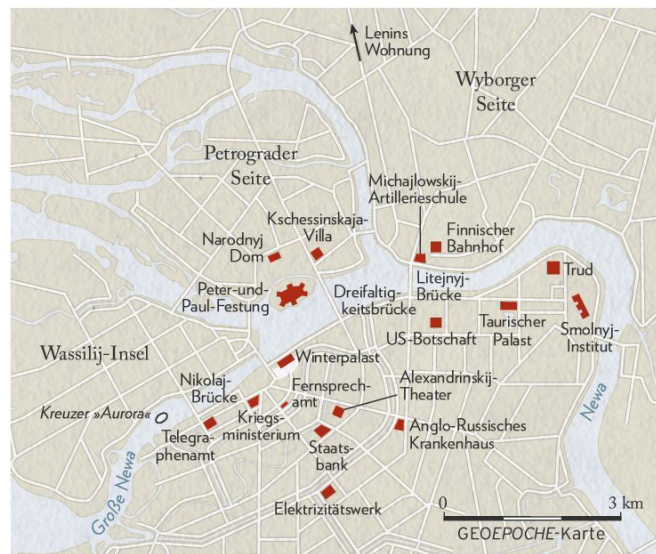
Stickige Luft, Tabakdunst, laute Stimmen. Lenin hätte den Sowjetkongress am liebsten noch gar nicht zusammentreten lassen, doch die Erregung ist einfach zu groß. Man kann nicht Hunderte Delegierte Stunde um Stunde im Smolnyj untätig herumlaufen lassen.

Doch schon bald nach Beginn des Kongresses, so muss man annehmen, kann Lenin sein Glück kaum fassen: Die meisten Menschewiki und Sozialrevolutionäre verschwinden aus dem Saal!

„Wir müssen die Revolution vor diesem Irrsinn retten“, erklärt einer von ihnen. „Wir lehnen jede Verantwortung für die Folgen dieses Wagnisses ab und

Lesen sie weiter auf Seite 100

DAS RINGEN UM PETROGRAD



Vom Smolnyj-Institut im Osten des Petrograder Zentrums aus steuern die Bolschewiki ihren Putsch: Übergelaufene Soldaten und bewaffnete Arbeiter besetzen Brücken über die Newa, Elektrizitätswerke, Fernsprechamt, Staatsbank – und kontrollieren so die Stadt. Die Regierung im Winterpalast wird eingeschlossen, beschossen und schließlich verhaftet

Aus der Geschichte lernen.

Spannende Reisen durch die Geschichte: Jetzt GEO EPOCHE lesen oder verschenken!

”

GEO EPOCHE lädt Sie alle zwei Monate auf eine Zeitreise in die Geschichte ein: mit gründlich recherchierten Texten und grandiosen Bildern.

Herzlichst
Ihr



“



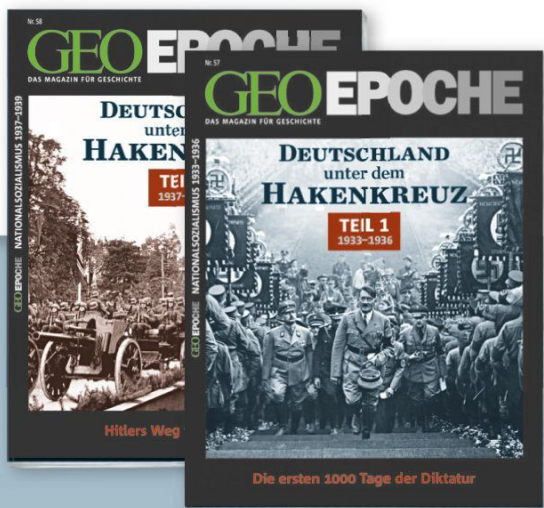
Michael Schaper,
Chefredakteur GEO EPOCHE



IHRE Abovorteile

- 1. Wunsch-Prämie**
Zur Begrüßung als Dankeschön.
- 2. Jederzeit kündbar**
Nach Ablauf des 1. Jahres.
- 3. Bequem**
Portofreie Lieferung nach Hause.
- 4. Wahlweise mit DVD**
Auf Wunsch mit passender DVD zum Heftthema.





2. GEO EPOCHE-Bestseller

Deutschland unter dem Hakenkreuz.

- Teil 1: Hitlers Weg in den Krieg
- Teil 2: Die ersten 1000 Tage der Diktatur

Ohne Zuzahlung

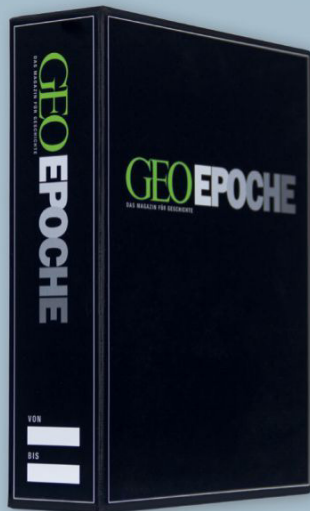


3. ABUS Kettenschloss „Tresor“

Superstark und supersicher.

- Vierkantkette mit Textilschlauch
- Zahlenschloss mit individuell einstellbarem Zahlencode

Zuzahlung: nur 1,- €



**PRÄMIE
zur Wahl**

4. GEO EPOCHE-Sammelschuber

Perfekt für Ihr Archiv zu Hause. Schützt und bringt Ordnung in die Sammlung.

- Schuber aus robustem Hartkarton
- Fasst bis zu 8 Ausgaben

Zuzahlung: nur 1,- €



5. Amazon.de-Gutschein

Für die nächste Online-Shopping-Tour.

- Individuelle Wünsche erfüllen
- Technik, Bücher, DVDs, CDs u. v. m.
- Wert: 10,- €

Ohne Zuzahlung

1 Jahr GEO EPOCHE für nur 60,- € bestellen – Karte abschicken oder

per Telefon (bitte die gewünschte Bestell-Nr. von der Kartenrückseite angeben):

+49 (0)40/55 55 89 90

online mit noch mehr Angeboten:

www.geo-epoche.de/abo

verlassen den Kongress.“ Lenins Putsch ist im Namen der Sowjets verübt worden – und ganz sicher glauben viele jener Soldaten und Arbeiter, die diesen Putsch gerade in den Straßen durchfechten, dass sie für die Sowjets kämpfen und nicht für Lenins Partei.

Wenn sich der Sowjetkongress nun mit der Mehrheit der Menschewiki und Sozialrevolutionäre zur einzigen legitimen Regierung erklären und die Macht übernehmen würde – was könnte Lenin dann tun? Er vermag Soldaten und seine eigenen Genossen gegen Kerenskij aufzuhetzen – aber könnte er sie in ein Blutbad gegen andere Linke schicken?

Doch mit ihrem Auszug enthaupen sich die Menschewiki und Sozialrevolutionäre quasi selbst. Indem sie verschwinden (und andernorts Resolutionen verabschieden, die kaum jemanden interessieren), überlassen sie den Bolschewiki die Mehrheit im Sowjetkongress.

Die haben nun freie Hand.

Es ist Trotzki, der zur Bühne stürmt, um in einer der berühmtesten Reden des 20. Jahrhunderts den anderen Linksparteien eine Kriegserklärung hinterherzuschleudern: „Was sich ereignet hat, ist ein Aufstand, keine Verschwörung. Jenen, die weggegangen sind, müssen wir antworten: Ihr seid armselige Einzelkämpfer, ihr seid Bankrotteure, eure Rolle ist ausgespielt; geht dorthin, wohin ihr von nun an gehört: auf den Kechrichthaufen der Geschichte!“

23.00 Uhr. Die Besatzung der Peter-und-Paul-Festung nimmt den Winterpalast nun ernsthaft unter Beschuss. Granaten explodieren (zumeist allerdings über der Nawa), MG-Feuer hackt durch die Nacht – eine Nacht, in der nach wie vor hell erleuchtete Straßenbahnen durch die Viertel rumpeln, Flaneure über die Straßen ziehen und im Narodnyj Dom die Oper „Don Carlos“ gegeben wird. Im „Hotel de France“ bitten Kellner die Gäste lediglich, in einem der hinteren Räume zu speisen – man wolle in dem nach vorn gehenden Café die Lichter ausschalten, da man die Schießerei fürchte.

Die Oktoberrevolution wäre eine einzige Groteske, wenn nicht nun im Winterpalast eine Granate genau in der Etage über dem Saal, in den sich die erschöpften Minister zurückgezogen ha-

ben, explodieren würde. Wenn nicht – endlich, endlich – der Widerstand dort zusammenbräche und eine Gruppe des Revolutionskomitees bis zu den Ministern vordringen könnte.

Niemand hindert sie mehr. Petrograds Bürgermeister, der loyal zur Regierung steht, ruft über eine noch freie Leitung in diesen Minuten im Winterpalast an. Statt eines Ministers erreicht er einen Putschisten, der ihm barsch bescheidet: „Hier ist gar nichts los.“

A

An einem Tisch im Palast sitzen die Minister. Plötzlich Lärm. Die Tür wird aufgerissen, und (wie es einer beschreibt) „ein kleiner Mann stürzte in den Raum, der von einer Welle hereingespült wurde, unter dem Druck des Pöbels, der hereinströmte und sich wie Wasser verteilte und alle Ecken des Raumes füllte“.

Jener Mann, der Kommandeur Wladimir Antonow-Owsejenko, verkündet den Mitgliedern der Provisorischen Regierung: „Sie sind alle festgenommen.“

Ein paar Augenblicke später stellen die Angreifer fest, dass Kerenskij verschwunden ist. In ihrer Wut wollen manche die Minister hinrichten, doch Anto-

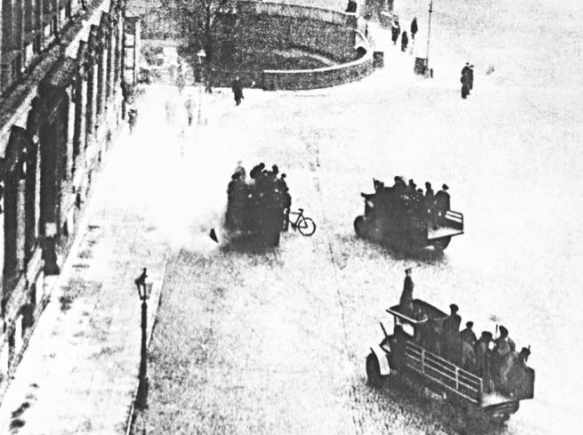
now-Owsejenko rettet sie, indem er sie in die Peter-und-Paul-Festung bringt. Ein Kabinettsmitglied erinnert sich an ein Telegramm mit Regierungsgeschäften in seiner Tasche und überreicht es Antonow-Owsejenko: „Das habe ich gestern erhalten – jetzt ist es euer Problem.“ (Nach Wochen werden die Minister freigelassen, viele wählen später das Exil.)

Donnerstag, 26. Oktober. Etwa 3.00 Uhr nachts. Die Bolschewiki haben, obwohl lächerlich organisiert, in rund 24 Stunden, und beinahe unblutig, eine Art Doppelputsch verübt: Sie haben die Provisorische Regierung zerschlagen und die Kontrolle über die Sowjets an sich gerissen. Wladimir Iljitsch Lenin, vor knapp sieben Monaten noch Exilant, ist Russlands neuer Herrscher.

In Moskau übernehmen Kommissare des dortigen Revolutionskomitees den Kreml. Die dort stationierten Truppen leisten keinen Widerstand, denn einer der Kommissare ist ihr Offizier – einer der wenigen in den Reihen der Revolutionäre. Doch noch am selben Tag umstellen aus Militärkadetten gebildete Truppen die gewaltige Festungsanlage. Das Gefecht um den Kreml ist der Auf-

Felix Dserschinskij (rechts) wird Chef der Geheimpolizei Tscheka. Mit ihr wollen die Bolschewiki Russland »von allem Ungeziefer« säubern





Gefangenentransport in Petrograd: Wer sich als »Parasit« vor Arbeit drückt, verdient laut Lenin Verhaftung oder Tod wie politische Gegner

takt für mehrtägige, brutal geführte Straßenkämpfe zwischen den Kämpfern der Bolschewiki und regierungstreuen Einheiten, denen neben Militärkadetten auch studentische Freiwillige angehören.

Freitag, 27. Oktober. Gegen 2.30 Uhr. Wieder eine lange Sitzung des Sowjetkongresses. Den Delegierten wird der Rat der Volkskommissare unter Lenins Vorsitz als neue Regierung präsentiert. Stalin ist dabei – und Trotzki, der das Außenamt übernimmt. (In dem Ministerium wird er später erst einmal ausgelacht, andere Volkskommissare werden nicht in die Gebäude eingelassen, Beamte streiken. Doch als das neue Regime etliche Ministeriumsmitarbeiter verhaften oder entlassen und durch Gefolgsleute ersetzen lässt, bricht der Widerstand der Bürokraten zusammen.)

Der von den Bolschewiki dominierte Sowjetkongress nimmt in dieser Nacht zwei von Lenin vorgeschlagene Dekrete an. Zum einen verspricht die Regierung das Ende des Krieges, das Ende der Geheimdiplomatie und Verhandlungen über einen Frieden „ohne Annexionen und ohne Entschädigungen“.

Zum anderen beschließen die Delegierten die Enteignung der Großgrundbesitzer, deren Land an die Bauern verteilt werden soll: eine Forderung der Sozialrevolutionäre. Die Bolschewiki, die sich bislang auf die Arbeiter stützen, versuchen so, ihren auf dem Land starken Konkurrenten die Basis zu nehmen.

Lenin versichert den Versammelten zudem, seine Regierung sei nur „vorläufig“. Eine noch zu wählende Verfassende Versammlung werde, wie schon seit März geplant, über Russlands zukünftige Staatsform entscheiden.

Offiziell ist Lenins Regierung dem Sowjetkongress untergeordnet, dessen Zentralexekutivkomitee alle Gesetze und Dekrete genehmigen muss. Lenin und seine Mitstreiter setzen jedoch alles daran, die Verantwortlichkeit ihrer Regierung gegenüber dem ZEK abzuschütteln. Ihr Ziel ist es, über das mit der bolschewistischen Führung weitgehend identische Kabinetts die Politik ihrer Partei direkt umzusetzen und möglichst schnell eine Einparteienherrschaft zu errichten.

Als die Delegierten am frühen Morgen auseinandergehen, glauben sicherlich die allermeisten, dass Russlands Zukunft frei und golden ist: das verhasste Kerenskij-Regime ziemlich unblutig davon gejagt, der verhasste Krieg so gut wie beendet, Lenins Regiment bloß vorläufig; und eine neu gewählte Versammlung wird in ein paar Wochen beginnen, einen demokratischen Staat aufzubauen. Das Tor zur Freiheit steht weit offen!

Tatsächlich aber werden alle Russen bald schon in einer Diktatur leben.

Sie wissen es nur noch nicht.



Sonntag, 29. Oktober, Petrograd. Nun sammelt sich doch noch eine bewaffnete Opposition. Mehrere Hundert Offiziere und Offiziersschüler versuchen, strategisch wichtige Punkte in der Stadt zu besetzen und sich so gegen die bolschewistische Herrschaft zu erheben.

Sie wollen damit einen Angriff von Truppen unterstützen, die Kerenskij vor den Toren der Stadt zusammengezogen hat und der für den 30. Oktober geplant war. Am Abend des 28. Oktober aber haben die Bolschewiki von den Plänen erfahren. Die Offiziere haben daher beschlossen, den Gegenputsch einen Tag

früher als geplant zu beginnen. Doch ohne die Hilfe der Truppen Kerenskij haben die Offiziere und Kadetten keine Chance: Bolschewistische Kämpfer können den Aufstand schnell niederschlagen. Dutzende Menschen kommen ums Leben.

Montag, 30. Oktober, Pulkowo. Nur drei Tage nach Lenins Dekret über den Frieden treffen hier, etwa 20 Kilometer außerhalb Petrograds, 1000 von Kerenskij entsandte Kosaken auf eine zehnfache Übermacht von bewaffneten Arbeitern, Soldaten und Matrosen.

Am Ende der Schlacht weichen die Kosaken. Kerenskij flieht, getarnt in Matrosenkleidung, das Gesicht hinter einer Autofahrerbrille verborgen. (Er taucht unter und wird im Mai 1918 nach Westeuropa entkommen.)

Dienstag, 2. November, Moskau. Bolschewistische Truppen erobern den Kreml und beenden so die Straßenkämpfe in der Stadt. Insgesamt fordern die Gefechte mehrere Hundert Menschenleben.

Mit diesem Sieg endet die erste Phase des bewaffneten Widerstands gegen das neue Regime. Denn anders als in Moskau und Petrograd verläuft der Machtwechsel von den Vertretern der Provisorischen Regierung zur „Sowjetmacht“ (in Wirklichkeit die Herrschaft der Bolschewiki) in den meisten großen Städten des Landes weitgehend friedlich.

Für mehrere Monate werden sich den Bolschewiki im Kerngebiet Russlands keine feindlichen Verbände mehr entgegenstellen. Am südlichen Rand des ehemaligen Zarenreichs formiert sich jedoch allmählich militärischer Widerstand, so etwa in der Don-Region, wo der antibolschewistische General Michail Alexejew aus Kosaken und ehemaligen Offizieren der Zarenarmee eine Freiwilligenarmee aufstellt (siehe Seite 114).

Die von den Bolschewiki versprochene Freiheit aber erweist sich binnen weniger Tage als Illusion.

Schon am 27. Oktober haben Lenin und Trotzki Zeitungen der Opposition verbieten lassen, weil sie „nicht weniger gefährlich sind als Bomben oder Maschinengewehre“, so Lenin. Trotzki höhnt über die „Läuse aus der Mittelklasse“. Häscher der Bolschewiki verhaften So-

zialrevolutionäre und Menschewiki, die Genossen von gestern.

Lew Kamenew, der Gemäßigte unter den Führern der Bolschewiki, fordert die Abschaffung der Todesstrafe, die nach der Februarrevolution bereits verboten, aber unter Kerenskij wieder eingeführt worden war. Lenin tobt: „Unsinn, wie soll eine Revolution ohne Exekutionskommandos funktionieren?“

Die Todesstrafe bleibt – und schnell werden Dutzende, Hunderte „Konterrevolutionäre“ ihr Leben verlieren. (Lenin allerdings wird darauf achten, dass niemals ein Exekutionsbefehl seine Unterschrift trägt, es müssen stets andere führende Genossen zeichnen.)

Es ist das vorletzte Mal, dass Lenin über Kamenew in Rage gerät. Vom letzten Mal gibt es kein Protokoll. Doch scheint in der Spitze der Bolschewiki noch einmal heftiger Streit auszubrechen, Lenin fordert blinden Parteigehorsam ein. Am 4. November jedenfalls treten Kamenew und einige weitere Genossen aus dem Zentralkomitee zurück.

Damit entwickeln sich die Bolschewiki endgültig zu einer Organisation, in der bald nur noch ein Wille zählt.

Es ist, wenn man so will, Lenins dritter Putsch: Nachdem er bereits die Provisorische Regierung besiegt und die Sowjets unter Kontrolle der Bolschewiki gebracht hat, beseitigt er nun alle Dissidenten in seiner eigenen Partei.

D

Donnerstag, 4. November, Petrograd. In einer von den Bolschewiki manipulierten Abstimmung erteilt das Zentralexekutivkomitee des Gesamtrussischen Sowjetkongresses, nominell ja das höchste Staatsorgan, dem Rat der Volkskommis-

sare das Recht, Dekrete ohne Zustimmung durch das ZEK zu erlassen. Damit wird Lenins Regierung de facto zu einer gesetzgebenden Instanz, die kaum noch der Kontrolle durch das Sowjetparlament unterliegt.

Freitag, 12. November. In Petrograd beginnen die Wahlen zur Verfassungsgebenden Versammlung. Zur Teilnahme an den Wahlen, die in den folgenden zwei Wochen unter weitgehend fairen Bedingungen stattfinden, sind alle Männer und Frauen über 20 berechtigt.

Aufgrund früherer Versprechen haben sich die Führer der Bolschewiki gezwungen gesehen, die Abstimmung stattfinden zu lassen. Tatsächlich aber haben die Männer um Lenin zu keinem Zeitpunkt vor, sich den Beschlüssen des zukünftigen Parlaments unterzuordnen.

Das Ergebnis ist eine Niederlage für die Bolschewiki: Trotz Zeitungsverboten und Verhaftungen erreichen die Sozialrevolutionäre sowie andere gemäßigte linke oder liberale Gruppierungen fast zwei Drittel der Stimmen – die Bolschewiki erhalten dagegen nur knapp 25 Prozent der Voten. (Und selbst in Petrograd bekommen sie weniger als die Hälfte der Stimmen.)

Allein: Die Bolschewiki nutzen Demonstrationen gegen ihre Einschüchterungspolitik, um die liberalen Kadetten als vermeintliche „Konterrevolutionäre“ und „Volksfeinde“ zu verurteilen. Etliche werden eingekerkert, darunter auch ge-

rade gewählte Abgeordnete zur Verfassungsgebenden Versammlung. Die Partei wird verboten.

Als die Delegierten der Konstituierenden Versammlung am 5. Januar 1918 dennoch im Taurischen Palast zusammenkommen, lassen die Bolschewiki sie einfach reden – bis am frühen Morgen ein Matrose den Politikern barsch erklärt: „Die Wachen sind müde!“

Am nächsten Tag wollen sich die Delegierten wieder versammeln, doch Bewaffnete verweigern ihnen den Zutritt. Und die neue Regierung veröffentlicht ein von Lenin geschriebenes Dekret, das die Verfassungsgebende Versammlung für aufgelöst erklärt.

Keiner der düpierten Delegierten wehrt sich ernsthaft, im Volk herrscht geradezu Apathie, und so stirbt Russlands erstes echtes, weitgehend frei gewähltes Parlament nach wenigen Stunden einen unspektakulären, um nicht zu schreiben: erbärmlichen politischen Tod.

Vielleicht wehrt sich auch niemand mehr, weil schon längst ein anderes Gift Russlands System zerfrisst: der Terror.



Lenin (M.) umgeben von Genossen: Vor allem in großen Städten herrschen nun die Bolschewiki, über ganz Russland werden sie erst nach Jahren des Krieges gebieten



B

Bereits am 7. Dezember 1917 hat Lenin nämlich die „Außerordentliche Gesamtrussische Kommission zur Bekämpfung der Konterrevolution, Spekulation und Sabotage“ gegründet, die unter ihrem Namens Kürzel Tscheka schon bald berüchtigt sein wird.

Lenin, der Meister langweiliger Titel für fürchterliche Dinge, verkündet ganz offen in einem Artikel mit der Überschrift „Wie soll man den Wettbewerb organisieren?“ das Ziel dieser neuen Geheimpolizei.

Er schreibt, es gehe um die „Säuberung der russischen Erde von allem Ungeziefer, von den Flöhen – den Gaunern, von den Wanzen – den Reichen usw. usf. An einem Ort wird man zehn Reiche, ein Dutzend Gauner, ein halbes Dutzend Arbeiter, die sich vor der Arbeit drücken, ins Gefängnis werfen. An einem Ort wird man einen von zehn, die sich des Parasitentums schuldig machen, auf der Stelle erschießen. Je mannigfaltiger, desto besser.“

Reiche, Gauner, Arbeiter, Parasiten, Flöhe, Wanzen usw. usf.: Jedem Russen droht nun die sofortige Exekution, wenn er Lenin oder irgendeinem Tschekisten missfällt. Die Oktoberrevolution, die in Wirklichkeit ja ohnehin nichts war als der Staatsstreich einer Gruppe von Puttschisten, ist nun endgültig zur Terrorherrschaft dieser Clique verkommen.

Denn wer bestimmt, welcher Bürger in eine dieser Kategorien fällt? Der Volkskommissar für Justiz jedenfalls nicht: Am 15. Dezember gibt Volkskommissar Isaak Steinberg ein Dekret heraus, das die Verlegung aller Gefangenen aus Tscheka-Kerkern in reguläre Gefängnisse anordnet – doch Lenin und die Tscheka befolgen es einfach nicht.

Die Geheimpolizei, die doch offiziell der Regierung untersteht, entwickelt sich zu einem Staat im Staate und ist letztlich niemandem Rechenschaft schuldig.

Anfangs ist die Tscheka ein grauenhafter, aber auch erbärmlicher Haufen. Ihr Leiter ist der Genosse Felix Dserschinskij, der selbst sein halbes Leben hinter den Gittern der Ochrana verbracht hat. (Ein Trauma, das seine Härte und Grausamkeit erklären mag.) Doch die Erfahrung mit der verhassten zaristischen Geheimpolizei schreckt viele Bolschewiki ab, sich ausgerechnet einer neuen Geheimpolizei anzuschließen. Dserschinskij rekrutiert seine ersten Häsher deshalb auch unter Kriminellen und ehemaligen zaristischen Agenten.

Ein führender Tschekist beschreibt die Geheimpolizei als eine neue Art von Armee: „Die Tscheka ist weder eine Untersuchungskommission noch ein Gericht oder ein Tribunal. Sie ist ein Kampforgan an der inneren Front des Bürgerkriegs. Sie richtet nicht, sie schlägt zu. Sie gibt kein Pardon, sie vernichtet all jene, derer sie auf der anderen Seite der Barrikade habhaft werden kann.“

Dserschinskij's Terror ist zunächst ein Terror von unten, eher Mob als Armee: In Petrograd und vielen weiteren Städten bildet er lokale Tscheka-Einheiten, die jedoch mehr oder weniger willkürlich und unbeaufsichtigt vermeintliche Gegner niedermetzeln oder auf grauenhafte Weise foltern: Bürgerliche, Grundbesitzer, Offiziere, Sozialrevolutionäre, aber auch Opfer irgendwelcher Denunziationen.

Niemand kann heute auch nur annähernd die Zahl der Toten jener frühen Phase der Sowjetherrschaft angeben, sie wird wohl in die Hunderttausende gehen. Lenin jubelt zwar: „Wir müssen die Energie und die populäre Natur des Terrors unterstützen“, wie er gut ein halbes Jahr nach Gründung schreibt. Noch aber fehlt der Tscheka die zentrale Steuerung, der Plan, die Systematik. Dserschinskij trägt anfangs alle Dossiers der Geheimpolizei in seiner Aktentasche herum – so viele können es also kaum sein.

Seine Truppe und er selbst sind auf tragische und groteske Weise unorganisiert. Im Januar 1918 erschießen Tschekisten in Jekaterinburg – warum auch immer – sogar einen Vetter Lenins. Der erfährt davon allerdings erst Monate später, und auch das bloß durch Zufall.

Erst zwischen März und September 1918 gelingt es Dserschinskij, seine Mordbrenner nach und nach in Agenten einer straff von oben geführten Schattenarmee zu verwandeln. Da zieht die Tscheka gemeinsam mit der Regierung in die neue Hauptstadt Moskau.

Allein in der Zentrale, der Lubjanka, arbeiten nun rasch mehr als 1000 Beamte. Erst jetzt entsteht jene das Riesenreich durchdringende, allumfassende, systematisch brutale Machtmaschine, die zur Säule der Sowjetunion werden wird, zur Polit- und Gedankenpolizei, zur Herrin über den Gulag, zum zukünftigen Instrument Stalin'schen Terrors.

Doch schon unter Lenin selbst perfektioniert die Tscheka den Staatsterror – einen Terror, der fürchterlich effizient ist, fürchterlich willkürlich und fürchterlich blind.

1919 schreibt Lenin während einer Regierungssitzung eine Notiz, so wird später erzählt, und schiebt sie Dserschinskij herüber: „Wie viele gefährliche Konterrevolutionäre haben wir gegenwärtig im Gefängnis?“

Dserschinskij kritzelt „etwa 1500“ auf den Zettel und gibt ihn zurück. Lenin macht ein Kreuz neben die Zahl, sein übliches Zeichen dafür, dass er ein Dokument gelesen hat. Doch Dserschinskij, übereifrig, mordlüstern oder einfach nur dumm, versteht das beiläufige Gekrakel als Todesurteil.

Noch in der gleichen Nacht werden die 1500 Gefangenen erschossen. ●

Angesichts der Gewalt der Bolschewiki bedauert es GEOEPOCHE-Autor Cay Rademacher, Jg. 1965, nicht wirklich, dass die meisten führenden Revolutionäre später Josef Stalin zum Opfer fielen.

LITERATUREMPFEHLUNGEN

Alexander Rabinowitch, „Die Sowjetmacht: Die Revolution der Bolschewiki 1917“ / „Das erste Jahr“, Mehring: Das amerikanische Original des ersten Teils ist schon vor 40 Jahren herausgekommen, doch beide Bände sind noch heute das Standardwerk zur Oktoberrevolution und ihren unmittelbaren Folgen. Michael C. Hickey (Hg.), „Competing Voices from the Russian Revolution“, Greenwood: umfangreiche Sammlung von Texten der Revolutionäre und ihrer Gegner, mit Schwerpunkt auf Politik und Theorie. George Leggett, „The Cheka: Lenin's Political Police“, Clarendon Press: Darstellung der Geheimpolizei, des wohl schrecklichsten Übels der Revolution.

DER HOHE PREIS DES FRIEDENS

Die Bolschewiki haben ihrer erschöpften Bevölkerung ein Ende der Kämpfe mit Deutschland versprochen. Doch als die Vertreter des deutschen Kaisers bei den Verhandlungen massive Gebietsgewinne einfordern, versucht der russische Unterhändler Leo Trotzki auf Zeit zu spielen – mit verhängnisvollen Folgen

Text: SIMONE BERNARD und ANDREAS SEDLMAIR; Karte: STEFANIE PETERS

Die deutsche Abordnung ist fassungslos: Nach zehn Wochen Ringen um einen Friedensvertrag kündigt der bolschewistische Delegationsführer Leo Trotzki am 28. Januar 1918* an, Russland werde sich zwar aus den Kämpfen gegen Deutschland und Österreich-Ungarn zurückziehen, aber kein Friedensabkommen mit diesen Staaten schließen.

Was soll Berlin jetzt noch davon abhalten, den erst kurz zuvor geschlossenen Waffenstillstand aufzukündigen und sein überlegenes Heer weiter nach Osten marschieren zu lassen?

Das russische Volk ist kriegsmüde, Hunderttausende Soldaten desertieren. Gleich nach ihrem Putsch forderten die Bolschewiki daher alle Seiten zu Friedensverhandlungen auf. Während sich London und Paris weigerten, stimmten Berlin und Wien zu. Die Gespräche beginnen am 19. November (2. Dezember) 1917 in der Festungsstadt Brest-Litowsk. Rasch einigen sich die Diplomaten und Offiziere aus dem Westen und die Berufsrevolutionäre aus dem Osten auf einen Waffenstillstand: Am 4. Dezember (17. Dezember) enden die Kämpfe.

Die eigentlichen Friedensverhandlungen aber sind zäh. Berlins Vertreter

sind in einer besseren Position: Ihre Truppen stehen tief im Feindesland. Die Generäle wollen dies ausnutzen und in den Verhandlungen Territorien des einstigen Zarenreiches an sich bringen. Mitte Dezember präsentieren sie eine Liste mit Forderungen: Russland soll unter anderem Polen und Teile des Baltikums abgeben; dort will Berlin abhängige Vassallenstaaten einrichten.

Leo Trotzki, bei den Bolschewiki für die Außenpolitik zuständig, hat mittlerweile die Führung der russischen Delegation übernommen und versucht nun, die Beratungen zu verschleppen. Mit Diskussionen über abseitige Themen und Vorträgen über den Marxismus will er die Entscheidung hinauszögern – in der Hoffnung darauf, dass sich die deutschen Arbeiter zwischenzeitlich aus Solidarität mit ihren russischen Brüdern in einer sozialistischen Revolution erheben.

Zudem würde eine Einigung mit den als Imperialisten geschmähten Deutschen die Bolschewiki vor der internationalen Arbeiterschaft diskreditieren. Erst wenn Berlins Armee weiter vormarschiert, so Trotzki's Kalkül, ist ein Friedensvertrag nach außen hin vertretbar.

Als die Deutschen in Brest-Litowsk schließlich ein Ultimatum stellen, bricht Trotzki daher die Verhandlungen am 28. Januar (10. Februar) ab und kündigt die Demobilisierung der russischen Streitkräfte an. Daraufhin erklärt Berlin

den Waffenstillstand für beendet; deutsche Soldaten überrennen vom 18. Februar* an die wenigen noch verbliebenen Einheiten des gegnerischen Heeres und verschieben die Front binnen fünf Tagen um 250 Kilometer Richtung Osten.

Nun beschließt das bolschewistische Zentralkomitee, die Friedensbedingungen zu akzeptieren. Doch die sind überholt – Berlin fordert jetzt weitaus größere Gebiete. Auf Druck Lenins nimmt das ZK auch die neuen Konditionen an: Am 3. März unterschreiben russische Abgesandte einen Friedensvertrag mit dem Deutschen Reich.

Das Abkommen wirft Russland territorial auf den Stand des 17. Jahrhunderts zurück: Durch den Verlust Polens, des Baltikums, Finnlands und der Ukraine verliert der Sowjetstaat 55 Millionen Menschen. Er büßt ein Drittel des Agrarlands, 54 Prozent der Industrie und 89 Prozent der Kohleminen ein.

Doch zumindest können die Bolschewiki nun all ihre Kräfte auf den beginnenden Bürgerkrieg konzentrieren.

Zudem ist der Vertrag schon bald Makulatur: Wenige Monate später muss das besiegte Deutschland seinerseits im Westen um Frieden nachsuchen. Und in einer Bestimmung des Waffenstillstandsabkommens, das Berlins Vertreter am 11. November 1918 unterzeichnen, erklären die alliierten Mächte den Frieden von Brest-Litowsk für null und nichtig. ●

* Der julianische Kalender ist in Russland nur bis zum 31. Januar (13. Februar) 1918 gültig. Alle darüber hinausgehenden Daten in dieser Ausgabe richten sich nach dem gregorianischen Kalender.

DER DEUTSCHE VORMARSCH

vor Dezember 1917 von den Mittelmächten besetztes Gebiet

deutsche und österreichisch-ungarische Truppenbewegungen (Februar bis Mai 1918)

Waffenstillstandslinie 4. Dezember 1917*

von deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen zwischen dem 18. Februar und Anfang März 1918 eingenommenes Gebiet

Grenzlíne nach dem Friedensvertrag von Brest-Litowsk vom 3. März 1918

von deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen nach Abschluss des Friedensvertrags eingenommenes Gebiet

0 200 km
GEOEPOCHE-Karte

GEO EPOCHE Die Russische Revolution

HUNGER, HASS, VERZWEIFLUNG

Soldaten ziehen plündernd durch die Städte, Banden erpressen, morden, und die Bolschewiki nehmen sich vor, die Klassen der Adligen und Bürger auszulöschen. Besonders leiden jene, die jahrhundertlang Wohlstand und Privilegien genossen haben. Nun verlieren sie Status, Besitz – und viele auch ihr Leben

Als am Ende des Jahres Lenin an die Macht gelangte, wurde von den Bolschewiki sogleich alles der Erhaltung dieser Macht untergeordnet, und ein Regime des Blutvergießens, der Konzentrationslager und der Geiselnahmen begann seine stupende Karriere. Damals glaubten viele, dass man gegen Lenins Bande kämpfen und die Errungenschaften der Februarrevolution retten könne. Mein Vater, der in die Konstituierende Versammlung gewählt worden war, die in ihrer ersten Phase die Sowjets daran zu hindern suchte, sich festzusetzen, beschloss, selber so lange wie möglich in Sankt Petersburg zu bleiben, seine große Familie jedoch auf die Krim zu schicken, die immer noch frei war (diese Freiheit sollte allerdings nur noch einige Wochen dauern).

Vladimir Nabokov (1899–1977), Schriftsteller

Deshalb bin ich zu dem eindeutigen Schluss gelangt, dass wir ihren Widerstand mit solcher Brutalität brechen müssen, dass sie es auf Jahrzehnte hinaus nicht vergessen werden. Je größer die Zahl der Repräsentanten der reaktionären Bourgeoisie und der reaktionären Geistlichkeit, die wir deshalb hinrichten können, desto besser.

Wladimir Iljitsch Lenin

Im Kreml sind die Uspenskij-Kathedrale, das Tschudow-Kloster und das Nikolskoje-Tor zerstört. Das, worauf Russland jahrhundertlang stolz war, ist binnen vier Tagen vernichtet worden.

Fürstin Katherina Sayn-Wittgenstein (1895–1983), russische Adelige

Die nächtlichen Überfälle nehmen auf besorgniserregende Weise zu, und es ist gefährlich geworden, am Abend auszugehen. Der Bruder der Fürstin Olga Walerianowna Paley ist vor einigen Tagen auf einer Schlittenfahrt ermordet worden.

Louis de Robien (1888–1958), französischer Diplomat

Wir werden unsere Feinde zu Aberhunderten töten. Lasst es Tausende sein, lasst sie in ihrem eigenen Blut ertrinken. Lasst Blutströme der Bourgeoisie fließen – mehr Blut, so viel wie möglich.

„Rote Zeitung“

Tichonow und ich gingen zusammen nach Hause. Unterwegs redete er über die bolschewistischen Rädelsführer, denen er sehr nahe steht: „Lenin und Trotzki sind entschlossen, Russland unter Höchstspannung zu halten, Terror und Bürgerkrieg nicht zu beenden, bis das europäische Proletariat die Bühne betritt. Sie sind Fanatiker, glauben an den Weltenbrand. Sie haben Angst vor allem, wie der Teufel vor dem Weihwasser, überall wittern sie Verschwörungen. Bis

heute zittern sie um ihre Macht und um ihr Leben. Sie haben, ich sage es noch einmal, überhaupt nicht mit ihrem Sieg im Oktober gerechnet. Nach dem Fall von Moskau waren sie völlig kopflos, sie kamen zu uns in die Zeitung gelaufen, flehten uns an, Minister zu werden, boten uns *portefeuilles* an.“

Iwan Bunin (1870–1953), Schriftsteller

Es liegt nichts Unmoralisches darin, dass das Proletariat Schluss mit einer Klasse macht, die ohnehin niedergeht: Das ist sein gutes Recht.

Leo Trotzki

Wir hatten große Zweifel, was die Chancen der bolschewistischen Regierung anging, an der Macht zu bleiben, und unsere Hoffnung war, dass sie mit ihren ungenügend ausgebildeten Männern nicht fähig wären, den Regierungsapparat zu führen. Wir rechneten eher damit, die neue Regierung an ihrer eigenen Unerfahrenheit zerbrechen zu sehen. Natürlich war das Wunschdenken: Die vorangegangenen Monate hätten uns zeigen sollen, dass die Bolschewiki in ihrem Kampf gegen die Provisorische Regierung äußerst schnell handelten und ohne zu zögern skrupellose Maßnahmen ergriffen, wenn es ihnen nützlich schien. Jetzt wurden sehr viele Menschen verhaftet, und sie kehrten nicht zurück.

Gräfin Edith Sollohub (1886–1965)



Die Zarenfamilie mit Offizieren und deren Frauen: 1902 stehen die Adeligen an der Spitze der Gesellschaft, 15 Jahre später bleibt vielen nur die Flucht – gen Süden oder nach Finnland

Die Bauern weigern sich, ihre Produkte zu verkaufen, und lassen sie lieber verderben. Ferner sind die Eisenbahnen in einem derart schlechten Zustand, dass ich mich frage, wie Verpflegung überhaupt hierhergeschafft werden soll. Das Elend der alten bürgerlichen Klassen ist wirklich furchtbar. Vor einigen Tagen ging ein halb verhungertes ehemaliger Gardeoberst ins Hotel „Europa“, um als ehemaliger Kunde den Hoteldirektor um einen Teller Suppe zu bitten.

Louis de Robien

Die Menschen redeten nur noch darüber, wie sie an Brot oder Mehl oder Kartoffeln kommen konnten. Butter, Eier oder Zucker standen gar nicht zur Debatte; die konnte man gleich vergessen. Für unsere einzige Tagesmahlzeit konnten wir in das ehemalige Lager von Armee und Marine gehen, wo man einen großen Speisesaal eingerichtet hatte. Nachdem man sehr lange in einer Schlange stand, bekam man einen Coupon, und nachdem man wieder eine längere Zeit angestanden hatte, erhielt man einen Blechteller

mit einem wässrigen Gemisch, das Suppe genannt wurde. Das einzig Gute daran war, dass es sehr heiß war.

Fürstin Irina Galizina (1900–1983)

In einer Stadt, wo fast alle hungrig waren, erreichte der Schwarzmarkthandel fantastische Ausmaße. Wagenladungen von Nahrungsmitteln wurden immer weiterverkauft, und bei jeder neuen Transaktion stieg der Preis.

Galina von Meck (1891–1985), russische Adelige

Mit der Herrschaft der Gutsbesitzer und der Bourgeoisie ist es vorbei. Jetzt sind sie, die Arbeiter, Bauern und unteren Angestellten, die ehemals rechtlosen und verachteten Sklaven des Kapitalismus und Zarismus, die Herren der Sowjetrepublik. Ganz natürlich, dass die Stimmung feierlich ist.

Alexandra Kollontaj (1872–1952), Volkskommissarin für Staatliche Fürsorge

Es sind Geschäfte eröffnet worden, in denen Damen der Gesellschaft alle möglichen Dinge aus dem Besitz ruinierter Familien verkaufen. Man findet dort zu niedrigen Preisen Schmuck, Gemälde, Silber und Porzellan, deren Verkauf aber den Hungertod ihrer ehemaligen Besitzer wohl kaum lange hinauszögern wird.

Louis de Robien

Der russische Adel ist an Syphilis gestorben. Ja, ja, seid nicht überrascht, an Syphilis. Man kennt solche Fälle aus der Geschichte, als ganze Klassen, vollständige Gesellschaftsgruppen, an Syphilis erkrankten. Natürlich im übertragenen Sinne – an geistiger Syphilis, an moralischer Syphilis, an ethischer Syphilis –, und sie starben eines langsamen, tragischen, grauenhaften, schrecklichen Todes. Die russische Aristokratie, auf die sich diese syphilitische und tollwütige Macht stützte, ist tot.

„Rote Zeitung“

Irgendwie mussten wir leben, und unser Geld neigte sich dem Ende zu. Wir

mussten verkaufen, was uns geblieben war – unseren Schmuck, die schönen Kleider meiner Mutter. Die Menschen, die sie kauften, gaben uns nur einen Bruchteil des eigentlichen Wertes, denn: „Wer braucht jetzt solche Sachen?“

Irina Galizina

Glauben Sie nicht, dass ich nach revolutionärer Gerechtigkeit suche; jetzt bedürfen wir nicht der Gerechtigkeit. Jetzt herrscht Krieg von Angesicht zu Angesicht, ein Kampf bis zum Ende. Leben oder Tod! Ich verlange ein Organ zur revolutionären Abrechnung mit Konterrevolutionären. An diese Front müssen wir entschlossene, harte, hingebungsvolle Genossen schicken, die bereit sind, für die Revolution alles einzusetzen.

*Felix Dserschinskij (1877–1926),
Gründer der Geheimpolizei Tscheka*

Am kläglichsten ist das Schicksal jener Aristokraten, denen alle praktischen Kenntnisse fehlen. Man sieht sie stundenlang auf den Freiluftmärkten stehen und Mäntel, Pelze, Silbermünzen oder letzte Schmuckstücke hochhalten, durch

deren Verkauf sie ein paar Wochen länger über die Runden kommen können. Wie mitleiderregend der Anblick auch sein mag, können sie doch dem Gesetz des russischen Bienenkorbs nicht entgehen: Die Drohnen müssen sterben.

*Walter Duranty (1884–1957),
britischer Reporter*

Dann kamen die Bolschewiki und erklärten uns, wir müssten das Haus räumen. Sie gaben uns dafür 48 Stunden.

Irina Galizina

Wegfahren? Aber wohin? In Petrograd haben wir eine Wohnung, aber nichts zu essen. In Moskau scheint es etwas weniger gefährlich zu sein, aber dort können wir nirgends unterkommen. An die Provinz braucht man nicht einmal zu denken. Überall herrschen die gleichen Zustände: Hunger, keine Wohnung, die Gefahr von Plünderungen durch Soldaten und Einheimische.

Katherina Sayn-Wittgenstein

Wir reisten in zwei Gruppen; die eine bestand aus meinem Bruder und mir, die andere aus meiner Mutter und den drei jüngeren Kindern. Die Sowjet-Ära war gerade eine öde Woche alt; noch erschie-

nen liberale Zeitungen; und als er uns zum Nikolajewskij-Bahnhof brachte und mit uns wartete, setzte sich mein unerschütterlicher Vater an einen Tisch in der Ecke der Bahnhofsgaststätte, um in seiner flüssigen, „himmlischen“ Handschrift auf jenen langen Streifen linierten Papiers, die im Verhältnis einzelnen Druckkolumnen entsprachen, einen Leitartikel für die todgeweihte „Rede“ (oder vielleicht auch für irgendeine andere Notveröffentlichung) zu schreiben. Soweit ich mich erinnere, war der Hauptgrund dafür, dass mein Bruder und ich so prompt weggeschickt wurden, die Wahrscheinlichkeit, dass wir in die neue „rote“ Armee eingezogen werden konnten, wenn wir in der Stadt blieben. Es ärgerte mich, mitten im November in eine faszinierende Gegend zu fahren, lange nachdem die Saison zum Schmetterlingsammeln vorbei war, denn die Puppensuche war nie meine Stärke gewesen. Ärger wandelte sich in Kummer, als mein Vater über dem Gesicht eines jeden von uns erst ein genaues kleines Kreuz machte und dann recht beiläufig hinzufügte, dass er uns sehr wahrscheinlich nie



Die Adligen führten unter dem Zaren – hier Nikolaus II. – das »goldene Leben«, das die Bolschewiki als korrupt verachteten. Viele Güter werden nach der Machtergreifung geplündert und niedergebrannt

wieder sehen würde; woraufhin er mit Trenchcoat und Khakimütze und der Aktentasche unterm Arm in den dampfenden Nebel davonging.

Vladimir Nabokov

Es stellt sich heraus, dass es viel schwerer ist abzureisen, als wir dachten. Es ist fast unmöglich, Fahrkarten zu bekommen. Der Bahnhofsvorstand hat versprochen, Fahrkarten herzugeben, wenn er für jede 30 Rubel Trinkgeld bekommt. Anscheinend hat die Miliz ihn dabei erwischt, und er hat unter dem Vorwand, dass Papa ihn provozieren wollte, das Geld zurückgegeben und abgelehnt, die Karten zu beschaffen. Jetzt ist Wladimir zum Bahnhof gefahren, um auf dunklen Wegen wenigstens einzelne Karten für verschiedene Tage zu beschaffen.

Katherina Sayn-Wittgenstein

Mehrmals während unserer langsamen, trostlosen Fahrt drangen mehr oder weniger bolschewisierte Soldaten, die von der Front nach Hause zurückkehrten (man nannte sie entweder „Deserteure“ oder „rote Helden“ je nach politischem Standort), in den Zug und auch in unseren Schlafwagen. Meinem Bruder und mir machte es Spaß, uns in unser Abteil einzuschließen und alle Störungsversuche zu vereiteln. Mehrere Soldaten, die auf dem Dach des Wagens reisten, trugen zur Belustigung bei, indem sie nicht ohne Erfolg versuchten, den Ventilator unseres Abteils als Toilette zu benutzen. Mein Bruder, ein erstklassiger Schauspieler, simulierte alle Symptome einer schlimmen Typhuserkrankung, und das half uns, als die Tür schließlich nachgab.

Vladimir Nabokov

Unser Haus [in der Ukraine] war wie eine mittelalterliche Burg befestigt: Um sechs Uhr abends wurde das Eingangstor, eine Doppeltür, mit zwei Schlössern versperrt und durch ein Schild aus dicken Holzbrettern verstärkt. So waren auch die Fenster gesichert. Es wurde beschossen, dass wir schießen, wenn die Scheiben zertrümmert und die Holzschilder eingedrückt werden. Gestern hat Lidija Dmitrijewna geschrieben, dass die Bauern ihr Gut niedergebrannt haben; es ist kein Stein auf dem anderen geblieben.

In ihrem Bezirk im Gouvernement Tula wurden 35 Güter vernichtet, im Nebenbezirk ebenso viele.

Katherina Sayn-Wittgenstein

Im Fabrikkomitee schrieben wir Anordnungen, wonach aufgrund des Dekrets des Rates der Volkskommissare dieser oder jener Grundbesitz als Eigentum des Volkes beschlagnahmt sei. Die Anordnungen wurden zu allen Anwesen gebracht, die in einem Radius von mehreren Dutzend Kilometern um unsere Fabrik lagen, und dem Gutsverwalter übergeben oder am Eingangstor befestigt.

Eduard Dune (1899–1953),

Rotgardist

Sie klopfen an die Eingangstür. Es klang so dumpf, weil die Doppeltür durch ein Holzschild gesichert war; durch diese Barrikade hörte man die Schläge nur schwach. „Wer ist das? Warum klopft ihr? Was wollt ihr?“, hörten wir Papa rufen. Durch die mehrfach gesicherte Tür verstand man ihn nicht. „Wer ist da? Wir machen nicht auf!“ Plötzlich splitterte Glas: das Fenster oberhalb der ersten Tür. Jetzt konnte man besser verstehen. Wir hörten nur das, was im Haus gesagt wurde: „Was wollt ihr? Hört auf, die Tür zu zerstören!“ Aus Papas Stimme konnte man den Ernst der Lage erkennen. Aufgeregte Gespräche. Mama war im Schlafzimmer, sie zog sich wärmer an für den Fall, dass man das Haus verlassen musste. Auch wir zogen Stiefel und etwas Warmes an.

Katherina Sayn-Wittgenstein

Wir folgten sicher nicht dem Motto „Beraubt die Räuber!“. Ein so materialistischer Slogan hätte nie die Millionen bewegt, nur jenen Abschaum, der sich immer bildet, wenn das Meer rau ist. Nein, unser Slogan war eher „Friede den Hütten, Krieg den Palästen.“

Eduard Dune

Am Abend klopfte es an der Eingangstür, und eine Gruppe bewaffneter Männer trat ein. Eine große Durchsuchung begann. Ich war im Schlafzimmer meiner Eltern und sah einen Mann, der am kleinen Tisch meiner Mutter neben dem Bett stand. Sein Rücken war mir zugewandt, sodass ich nicht sah, was er machte, aber später wurde es mir klar: Die goldene Armbanduhr meiner Mutter war verschwunden.

Irina Galizina

Wir versammelten uns im Schlafzimmer. Papas Stimme wurde immer aufgeregter: „Brecht die Tür nicht auf! Wir machen nicht auf! Was wollt ihr?“ Dann gab es einen Krach, und jemand auf dem Gang sagte, dass die Tür aufgebrochen worden sei. „Geht weg von hier!“, rief Papa und noch einmal „Nicht aufbrechen! Wir schießen!“ Man hörte, wie ein Hahn gespannt wurde. Jetzt war es Boba, der durch das Küchenfenster die Verhandlungen führte: „So warten Sie doch, Genossen, wir geben Ihnen, was wir haben!“ Die Genossen Plünderer verlangten 6000 Rubel und gaben eine Bedenkzeit von fünf Minuten, gleich darauf waren sie einverstanden mit 3000 Rubel und gaben uns zehn Minuten Zeit, um die zusammensuchen. Man begann, das Geld zusammenzukratzen.

Katherina Sayn-Wittgenstein

Ich war aufgebracht beim Anblick dieser engstirnigen Menschen, die nach Beute jagten und versuchten, alles einzuheimen, was nicht niet- und nagelfest war.

Eduard Dune

In der Nacht gab es wieder einen Überfall. Wieder versuchten sie einzubrechen, zerschlugen Fenster, schossen in die Luft, zerschnitten die Telefonleitungen, verlangten Wein und Gold. Sie nahmen die letzten 1300 Rubel, Papas Ehering und seine Uhr. Zuletzt zogen sie ab und brüllten, dass man für die nächste Nacht 15000 Rubel bereithalten solle, sonst würden sie alles zerschlagen und in Brand stecken. Es war die gleiche besoffene Bande wie beim ersten Mal.

Katherina Sayn-Wittgenstein

Ich erfuhr entsetzliche Einzelheiten über die Plünderung und Brandschatzung von Schloss Lapotkowo. Die Bauern haben die alte und dazu kranke Fürstin Urusowa einfach aus dem Bett gezerrt – die unglückselige Frau musste viele Stunden lang zitternd vor Fieber und Kälte im Hof warten, während die Bauern alles verwüsteten und sich um die Möbel und die Kleider stritten. Kein Einziger war bereit, die alte Frau in seinem Karren zum Bahnhof zu bringen, und sie ist dem Tod nur dadurch entgangen, dass einige mitleidige österreichische Kriegsgefan-

gene sie zur Station begleiteten. Die Bauern haben den Sohn der Fürstin, der gleich zu Anfang des Krieges gefallen war, aus seinem Grab gezerrt, um nachzusehen, ob sie an der Leiche nicht noch irgendwelchen Schmuck oder Orden entdecken könnten. Dann ließen sie den Leichnam, der schon ganz schwarz, aber immer noch erkennbar war, einfach halb aus dem Grab gezogen liegen.

Louis de Robien

Ich fragte Kamenew, warum so viele Experten verhaftet wurden. Wie sollten russische Handelsbeziehungen und Industrie ohne Ingenieure aufgebaut werden? Er sah mich mit einem herablassenden Lächeln an und belehrte mich, dass es nicht darum gehe, Russland aufzubauen, sondern bis zur Weltrevolution zu überleben. Dass die alten Experten und Ingenieure potenzielle Konterrevolutionäre seien und zu einer Klasse gehörten, die schließlich aussterben werde.

*Wladimir Kudrej (1895–1938),
bolschewistischer Kommissar*

Vor ein paar Tagen wurden alle Besitzer eines Bankschließfachs angewiesen, zu einer bestimmten Stunde mit dem Schlüssel in der Hand zu erscheinen. Der Ablauf war einfach: Wir wurden zu unseren Schließfächern geschickt, kurz angewiesen, sie zu öffnen und zu zeigen, was sie enthielten. Dann nahm die zuständige Person jeden einzelnen Gegenstand aus dem Safe. Dokumente, Wertgegenstände, Schmuck: Alles wurde herausgenommen, und dann wurde uns gesagt, unsere Besitztümer seien „konfisziert und verstaatlicht“. Meine Diamantkette, mein Diadem, meine Ohrringe, Perlen – alles wurde weggenommen. Selbst kleine Sachen, die keinen Geldwert besaßen, mir aber aus sentimental Gründen sehr wichtig waren, eine Haarlocke zum Beispiel, meine erste billige Kinderuhr, die ich mit sechs Jahren geschenkt bekommen hatte.

*Irina Skarjatina (1898–1962),
Schriftstellerin*

In dieser Zeit erschien das Dekret über die Beschlagnahme der Banken. Dies bedeutete den allgemeinen Ruin, denn die Russen bewahrten selten ihre Wert-

sachen und Juwelen zu Hause auf. Für sie war die Bank der denkbar sicherste Ort. Die Beschlagnahme des Tresors bedeutete für den Großfürsten [ihren Mann Pawel Alexandrowitsch Romanow, einen Onkel des Zaren] den allerschwersten Schlag. Er hatte in der Bank alle Juwelen deponiert, die er von seinen Eltern, Zar Alexander II. und der Zarin Maria Alexandrowna, geerbt hatte. Er hatte sie unter meinem Namen hinterlegt, da er befürchtete, sein Name Romanow könnte die Aufmerksamkeit der Revolutionäre erregen. Es befanden sich dort Juwelen im Wert von über 50 Millionen Franken.

Fürstin Olga Paley (1865–1929)

Heute war ich zum Mittagessen beim Großfürsten Pawel in Zarskoje Selo. Ich fand ihn und die Fürstin Olga Waleriowna Paley in einer kleinen Datscha vor, die zum Palais des Großfürsten Boris gehört. Sie hatten nicht in ihrem Palais bleiben können, das sowieso unmöglich zu heizen war. Die Etikette von einst war fast ganz verschwunden. Sie haben kein Geld und sind gezwungen, Gemälde und Kunstgegenstände zu verkaufen, um leben zu können. All diese Schicksalsschläge, vor allem aber die Ermordung ihres Bruders, scheinen die Gesundheit der Fürstin stark angegriffen zu haben.

Louis de Robien

Am Heiligen Abend wurde Mogiljow plötzlich von der 8. Armee überschwemmt, die von der Front zurückkehrte. Drei Tage lang wurde wild in die Luft geschossen, die ukrainischen Behörden wurden vertrieben, die Macht übernahmen die Bolschewiki. Sie beschränkten sich allerdings darauf, die gelb-blauen Fahnen [der Ukraine] herunterzuholen und allen Offizieren und Soldaten die Schulterstücke herunterzureißen. Den Seitentrakt unseres Hauses bezogen für 24 Stunden etwa zehn Genossen; wir haben sie gepflegt, und sie haben sich ruhig und anständig benommen. Auch andere Armeen haben die Front verlassen. Sie liegt jetzt offen vor den Deutschen da. Die Frage ist nur, ob sie das Gebiet jetzt oder später besetzen wollen. Und was sagt dazu unsere Familie? Alle sind müde, alle wollen, dass wieder Ordnung einkehrt, sogar wenn sie von den Deutschen käme. Wenn die Deutschen kommen, werden sie uns vielleicht zwingen zu arbeiten. Ich möchte gern etwas arbeiten, um nicht so viel nachzudenken. Mein Herz und mein Gehirn sind

müde – vielleicht wäre die Müdigkeit der Hände und Füße leichter zu ertragen. Aber natürlich wird das nicht geschehen. Vermutlich werden die Deutschen gar nicht bis Mogiljow kommen.

Katherina Sayn-Wittgenstein

Überall im ehemaligen Zarenreich herrscht Bürgerkrieg. Vor einigen Tagen trafen drei aus der Provinz kommende plombierte Waggons mit der Aufschrift: „Frischfleisch, Endziel Petrograd“ auf einem Petrograder Bahnhof ein. Beim Öffnen fand man einen fürchterlichen Haufen starrer Leichen mit grinsenden Köpfen – Rotgardisten, die mit jetzt gefrorenem Blut besudelt und in obszöne Stellungen gebracht worden waren. Sicherlich hege ich nicht die geringste Sympathie für die Bolschewiki, aber für diesen makabren Scherz finde ich keine Worte. Wie tierisch muss das Wesen des Kosaken sein, der sich diese Scheußlichkeit ausgedacht hat, und der Männer, die sie in die Tat umsetzten!

Louis de Robien

Die Monate September und Oktober 1918 waren nichts als eine fortlaufende Kette blutiger Morde. Der Großfürst [ihr Mann Pawel Alexandrowitsch Romanow] erzählte mir, dass man allabendlich zehn, oft mehr Personen fortbringe, um sie zu erschießen und sich so der wenigen Habseligkeiten zu bemächtigen, die sie noch besaßen. Alte, treue Freunde reisten heimlich ab, ohne sich zu verabschieden. Das leiseste Geräusch machte einen zittern. Hielt abends ein Auto vor der Tür, so stand einem das Herz still, denn das war das Signal zu einer Haussuchung, zu Plünderungen oder nächtlichen Morden.

Olga Paley

Ein Jahr ist verstrichen seit dem ersten Tag der Revolution, und was für Veränderungen, was für unglaubliche Veränderungen sie gebracht hat! Uns hat man all unsere Habseligkeiten genommen. Um mich herum sehe ich verzweifelter Elend und Leid. Das Einzige, was einen in diesen Tagen aufrechterhält, ist Arbeit, möglichst harte Arbeit, und ich bin so dankbar, dass meine medizinischen Studien und Pflichten den Großteil meiner Zeit beanspruchen, sodass ich am Ende



des Tages vor Müdigkeit nur noch ins Bett gehen und schlafen will. Irgendwie ist diese Revolution nicht mehr interessant. Sie hat nur Chaos, Hunger, Schmutz und Sorge in unser Leben gebracht, und allmählich bin ich das alles so leid. Wenn ich durch die Straßen gehe und den Ausdruck verzweifelter Not in fast allen Augen sehe, ausgenommen denen der Bolschewiki, scheint mir, dass die Freude tot und für immer verschwunden ist, während nur der Kummer gedeiht. Inzwischen bin ich an einem Punkt angelangt, da ich nur ungern nach draußen gehe und diese leidenden Augen voller Qual, Hoffnungslosigkeit und äußerster Verzweiflung sehe.

Irina Skarjatina

Wenn wir einen Fehler machen, dann den, dass wir zu human, zu freundlich gegenüber den monströsen, verräterischen Repräsentanten der bürgerlich-imperialistischen Ordnung sind.

Wladimir Iljitsch Lenin

Ein Offizier, der in Jaroslawl von den Roten verhaftet und nach Petrograd geschafft worden war, von wo aus er hierherflüchtete, um sich zu verstecken, berichtete mir, dass die Häftlinge nachts

Unter Offizieren und Adeligen war es üblich, sich wie hier 1913 zum Picknick zu treffen. Nach Lenins Putsch verkaufen viele Schmuck, Silber, Porzellan, um sich vor dem Hungertod zu retten

aus ihren Zellen geholt und ohne jedes Verfahren erschossen werden. In Jaroslawl, wo sich die Weißen, obgleich ihre Munition und Verpflegung zur Neige gehen, immer noch halten, wüten die Roten ganz entsetzlich, metzeln alles nieder und gehen sogar so weit, die Weißen, die ihnen in die Hände fallen, bei lebendigem Leibe zu begraben.

Louis de Robien

Die Bolschewiki hatten sich ihre neuen Opfer ausgesucht, die wenigen noch in Russland lebenden Großfürsten. Der Großfürst Nikolaj Michajlowitsch wurde aus Wologda zurückgebracht. Sein Bruder, Großfürst Georgij Michajlowitsch, der in Helsingfors in Finnland eine Gelegenheit abwartete, sich nach England einzuschiffen, wurde im letzten Moment von finnischen Rotgardisten aufgegriffen und nach Petersburg geschleppt. Der Großfürst Dmitrij Konstantinowitsch, den man ebenso wie meinen Mann seiner schwachen Gesundheit halber in der Hauptstadt gelassen hatte, wurde zusammen mit seinen beiden Vettern ins Ge-

fängnis gebracht. Einzig der Großfürst Pawel [ihr Mann] und Fürst Gawril bewegten sich noch frei.

Olga Paley

Der Zar, die Zarin, Großfürst Alexej und die Großfürstinnen befinden sich in Jekaterinburg. Die mit ihrer Bewachung betrauten russischen Soldaten sind durch ehemalige österreichische und ungarische Kriegsgefangene ersetzt worden, die in die Rote Armee eingetreten sind. Die Bolschewiki befürchten, dass die Weichherzigkeit der russischen Soldaten durch den engen Kontakt mit der Zarenfamilie wieder die Oberhand gewinnen könnte.

Louis de Robien

In einem Brief erzählte uns Wladimir, dass er jeden Tag um das Haus, in dem der Zar und seine Familie gefangen gehalten wurden, herumstreifte. Das Haus war von einem starken und hohen Bretterzaun umgeben, damit Neugierige oder Getreue nichts sehen konnten. Die Fenster des ersten Stockwerkes waren mit Zeitungen beklebt, damit von außen niemand hineinblicken konnte. Die Verpflegung der hohen Gefangenen schien die denkbar schlechteste zu sein.

Olga Paley

Der Zar ist hingerichtet worden. Nach ihrer Überführung von Tobolsk nach Jekaterinburg wurden der Zar und die Seinen im Ipatjew-Haus gefangen gehalten, das mit einem Bretterzaun umgeben war, der bis zu den Fenstern reichte und keinerlei Licht in die von ihnen bewohnten Zimmer hereinließ. In der Nacht auf den 17. Juli wurde der Zar erschossen. Nach dem Bericht muss das Los der Zarin und der Großfürstinnen noch furchtbarer gewesen sein als das des Zaren. Nach dem Einzug der Tschechen in Jekaterinburg am 25. Juli stieß eine Abteilung Soldaten, die eine Horde plündernder Bolschewiki dingfest machen sollten, neben dem Schacht des Bergwerks von Werchissetsk auf einen Aschenhaufen, in dem sie die Überreste eines Gürtels und mehrerer Korsetts entdeckten, außerdem eine Schuhspange, ein kleines Malteserkreuz aus Platin und Emaille. Der Gürtel war der, den die Zarin gewöhnlich trug, und das kleine Kreuz war das gleiche, das früher jede Großfürstin bei ihrer Geburt bekam. Man nimmt an, dass die Bolschewiki die Zarin und die Groß-

fürstinnen an diesem Ort ermordet und ihre Leichen entweder verbrannt oder in den Bergwerkschacht geworfen haben.

Louis de Robien

Bei einem Gespräch mit Swerdlow [Staatsoberhaupt Russlands] fragte ich beiläufig: „Wo ist eigentlich der Zar?“ – „Das ist vorbei“, antwortete er, „der ist erschossen worden!“ – „Und die Familie?“ – „Die Familie auch.“ – „Alle?“, fragte ich, etwas erstaunt. „Ja, alle“, antwortete Swerdlow, „wieso?“ Er wartete auf meine Reaktion. Ich gab keine Antwort. „Wer traf die Entscheidung?“, fragte ich. „Wir haben es hier beschlossen. Iljitsch [Lenin] meinte, wir sollten den Weißen kein lebendes Symbol hinterlassen, um das sie sich sammeln könnten, vor allem nicht unter den gegenwärtigen schwierigen Umständen.“ Ich stellte keine weiteren Fragen und betrachtete die Angelegenheit als abgeschlossen.

Leo Trotzki

Ich ließ die Zeitung holen. Ich blieb in meinem Stuhl sitzen, stumpfsinnig, ohne etwas begreifen, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Mir war, als ob jedes Leben entwiche, alles strahlende Glück

von ehemals zog an meinem geistigen Auge vorüber. Als die Zeitung endlich kam, las ich am Schluss einer langen Liste, die die Namen der Leute enthielt, die am 17./30. Januar ermordet worden waren, folgende Zeilen: „Erschossen: die Ex-Großfürsten Pawel Alexandrowitsch [ihr Mann], Dmitrij Konstantinowitsch, Nikolaj und Georgij Michajlowitsch“.

Olga Paley

Es ist nötig, die Sowjetrepublik vor ihren Feinden zu schützen, indem diese in Konzentrationslagern isoliert werden.

amtliches Dekret

In den letzten Tagen hat es nichts als Hinrichtungen und noch mehr Hinrichtungen gegeben. Eine große Zahl von Offizieren und ehemaligen Polizisten und Gendarmen ist getötet worden. Endloser Roter Terror.

Olga Scheremetjewna, Adelige

Wir unternehmen weitere Schritte, um Auslandspässe zu erhalten. Das ist sehr schwierig. Die erste Frage: Wohin soll



Im Petrograder Smolnyj-Institut lernten adelige Töchter 1914 zu tanzen, wie es sich für Frauen ihres Standes geziemt. Im Oktober 1917 nutzen die Bolschewiki das Gebäude als Hauptquartier

man fahren? In Österreich herrscht Anarchie, in Deutschland Hunger, und wenn es noch keine Anarchie gibt, so kommt sie zweifellos bald. Es bleibt die Schweiz, wohin man aber am schwersten gelangen kann. Das Unglück besteht darin, dass nur sehr Kranke hineingelassen werden. Um auf dem Schweizer Konsulat einen Pass und eine Durchreiseerlaubnis durch Österreich zu bekommen, braucht man eine Bestätigung von einem Arzt, beglaubigt von einem Notar. Diese Bestätigungen müssen so überzeugend klingen, dass die verschiedenen Behörden diese Reise für unbedingt nötig halten.

Katherina Sayn-Wittgenstein

Von Rechts wegen gab es anscheinend keine Möglichkeit, auszureisen, da das Ersuchen um einen Reisepass auf meinen Namen sofortige Verhaftung nach sich gezogen hätte. Ich war gerade dabei, meinen Antrag auf einen Pass zusammen mit dem erforderlichen ärztlichen Attest einzureichen, als mich ein freundlicher Mensch rechtzeitig davon abhielt – ich war an dem Tag mit diesen Papieren in der Tasche auf dem Weg zum Kommissariat für Auswärtiges. Ich wurde gewarnt, dass gemeinsame Freunde von uns gerade vor ein oder zwei Tagen verhaftet worden waren, nachdem sie ihren Antrag auf einen Reisepass eingesandt hatten – und sie waren nicht die Einzigen. Offenbar weckte der Wunsch, ins Ausland zu reisen, das Misstrauen der Behörden, und so schien dieser legale Weg, das Land zu verlassen, versperrt zu sein.

Edith Sollobub

Die Soldaten durchsuchten das Haus, fanden jedoch nichts außer uns und gingen wieder weg. Vater und Mutter waren draußen, gingen auf der Straße auf und ab und wussten nicht, was sie tun sollten. Um vier Uhr morgens kamen sie schließlich wieder zurück: „Schnell, schnell, aufstehen!“ Sie zogen uns an, und wir gingen mit unseren falschen Pässen zum Finnischen Bahnhof. Mit diesen Pässen reisten wir durch Finnland und Schweden nach Norwegen, wo wir einen ganzen Monat auf ein Schiff warteten, das uns von Bergen nach Schottland brachte.

*Natalja Leonidowna Dubassowa,
Tochter eines Vertrauten des Zaren*

Graf Schuwalow und ich stiegen in einen Schlitten, und das Pferd setzte sich in Trab. Die Kälte war mörderisch. Als wir die Nawa überquerten, wandte ich meinen Blick nach der Festung, die sich Unheil verkündend und düster gegen den Horizont abhob. Gegen acht Uhr abends kamen wir zu den Inseln, deren „Spitze“ einst das Ziel manch fröhlicher Frühlingsspazierfahrt gewesen war. Der Schlitten hielt unweit vom Gebäude des früheren Yachtklubs. Es galt, ein Stück zu Fuß zu gehen. Der Schnee lag so hoch, dass wir bis über die Knie einsanken, unsere Filztiefel waren voll Schnee. So erreichten wir ein kleines Häuschen. Wir traten in eine halbdunkle, überhitzte Küche, in der ich infolge des Temperaturwechsels nach Atem rang. Man führte uns in ein Nebenzimmer, und mein Reisegefährte stellte mir eine Frau Andrejewskaja, die Gattin eines Artillerieoffiziers, vor, die die Reise mit uns machen sollte, um ihren Mann in Finnland zu treffen. Eine Weile später kam ein verwegen aussehender Mann, wie sich herausstellte, ein Schmuggler, und übergab dem Grafen zwei Revolver, die dieser in je eine Tasche seines Überziehers steckte. Dann setzte man die Dame und mich ins Heu auf einen Schlitten. Pferd, Schlitten und auch wir selbst waren mit großen weißen Tüchern bedeckt.

Olga Paley

Nie wieder werde ich die russische Küste sehen. Ich brach in Tränen aus. Wir waren auf dem offenen Meer. Wie sich diese Reise von früheren unterscheidet! Vor uns sind Dunkelheit und Terror. Hinter uns sind Horror und Hoffnungslosigkeit. Ich Sorge mich weiterhin um jene, die wir zurückgelassen haben. Ist es ihnen gelungen, sich zu retten?

Iwan Bunin

Als wir auf das Eis des Finnischen Meerbusens hinabfuhren, war es ungefähr neun Uhr abends. Ein heftiger Wind blies, und die Temperatur war bis auf 30 Grad unter Null gesunken. Trotz zweier Paar Wollstrümpfe und hoher Filzschuhe waren meine Füße eisig und wie abgestorben. Gegen Mitternacht tauchten die Festungswerke von Kronstadt auf, deren riesige Scheinwerfer alles grell erleuchteten. Plötzlich wurden wir von einem Lichtkegel geblendet. Der Schlitten hielt mit einem Ruck an, und augenblicklich waren wir zu einem großen, starren, unbeweglichen, bestrahlten

Eisblock geworden. Dann glitt das Licht ab, wieder nahm uns die Dunkelheit auf. Als wir das letzte Fort passiert hatten, bekreuzigte sich Schuwalow: „Jetzt ist alle Gefahr vorbei.“ Wir waren bis vier Uhr unterwegs. Als wir an der finnischen Grenze ankamen, war es noch Nacht.

Olga Paley

Heute Abend erhielten wir Nachricht, dass Diamandy in Schweden angekommen ist. Hier geht das Gerücht, dass die Bolschewiki dem Kommissar, der ihn begleitete, den Befehl zugesandt haben sollen, ihn vor der Grenze erschießen zu lassen, und dass die Weißgardisten das Telegramm abgefangen und den Bahnhof Tornio gerade noch rechtzeitig eingenommen haben. Anscheinend war es dann der bolschewistische Kommissar, der, trotz der eindringlichen Bitten Diamandys, sofort nach Ankunft des Zuges von Weißgardisten erschossen wurde.

Louis de Robien

An einem Bücherstand auf dem Marktplatz fiel mir unverhofft ein russisches Werk in die Hände, ein antiquarisches Exemplar von Dahls „Erklärendem Wörterbuch der lebenden russischen Sprache“ in vier Bänden. Ich kaufte es und beschloss, jeden Tag mindestens zehn Seiten darin zu lesen und mir alle farbigen Wörter und Ausdrücke, die mir besonders gefielen, zu notieren, und eine ganze Zeit lang hielt ich es auch durch. Meine Angst, durch den Einfluss der Fremde das Einzige, was ich aus Russland gerettet hatte – seine Sprache –, zu verlieren oder zu verderben, wurde nachgerade krankhaft.

Vladimir Nabokov

Ich begriff, dass ich diese Schönheit höchstwahrscheinlich zum letzten Mal sah, dass ich vermutlich nie nach Russland zurückkehren würde. Es war, als flögen wir davon in den Weltraum.

*Jelisaweta Rodsjanko (1883–1985),
russische Adelige* ■

*Isabelle Berens hat die Beiträge recherchiert,
Michael Schaper die Collage zusammengestellt.
Übersetzung: Brigitte Jakobeit und
Anastasia Mattern.*



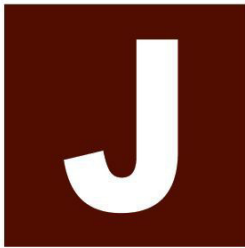


ROT gegen WEISS

Schon bald nach dem Staatsstreich der Bolschewiki sammeln sich an den Rändern ihres Reiches oppositionelle Truppen. Über Jahre ziehen diese »weißen« Kämpfer an zahlreichen Fronten gegen die Kommunisten, sterben etwa zehn Millionen Zivilisten und Soldaten. Und im Herbst 1919 scheint Lenins Herrschaft kurz vor ihrem Ende zu stehen

— Text: REYMER KLÜVER

Mit gut gesicherten Zügen verlegen Kommandeure der Roten Armee Truppen von einem Kriegsschauplatz zum anderen



Jelena Dmitrijewna Stassowa ist wie immer ruhig und souverän, präzise bis auf den Punkt – auch jetzt, da selbst hinter den meterdicken Mauern des Kreml die fiebrige Nervosität zu spüren ist, die so viele Menschen in Moskau erfasst zu haben scheint. Mit Stift und Notizblock in der Hand gibt die hagere Frau unermüdlich Anweisungen, in stets tadellos aufrechter Haltung, verteilt Aufträge.

„Delnaja“ war vor der Revolution einer ihrer Decknamen bei den Bolschewiki, „die Tüchtigen“. Nun ist sie Mitglied im Zentralkomitee der KP und organisiert zugleich als Verantwortliche Sekretärin des ZK den Parteiapparat. Sie muss zuweilen besonders heikle Angelegenheiten regeln – zum Beispiel dem Genossen Lenin sagen, dass er sich doch ein wenig schonen möge.

Schon ein paar Wochen zuvor, im September 1919, hat sie den Parteichef angerufen; Lenins Frau hatte sie darum gebeten – vielleicht würde er wenigstens auf Jelena hören. Vom Land war der Revolutionsführer da gerade nach Moskau zurückgekehrt und arbeitete schon wieder die Nächte durch. „Wladimir Iljitsch, Sie sollten sich ein paar Tage Ruhe gönnen“, hat sie ihm am Telefon in ihrer bestimmten Art gesagt, die eigentlich keinen Widerstand duldet. Durch die Leitung kam seine knarzige Stimme zurück: „Wann befehlen Sie, den Urlaub anzutreten, Jelena Dmitrijewna?“

Tatsächlich war die Lage schon da nicht gerade entspannt, und sie ist es seither noch viel weniger. Stündlich lässt sich Lenin Rapport geben von der Front, oder besser gesagt: von den Fronten. Die Generäle der Roten Armee persönlich müssen sich per Telefon bei ihm melden, um zu berichten, wo die Feinde der Revolution stehen.

Denn von überallher greifen sie die Kommunisten im Herzen Russlands an: von Norden, Westen, Osten und Süden (siehe Karte Seite 122). Die Bolschewiki sind umzingelt. Noch nie erschien ihre Lage so bedrohlich wie jetzt:

- Charkow im Süden ist verloren. Auch Kursk ist gefallen und nun sogar Orjol. Von dort sind es nur noch knapp 200 Kilometer nach Tula, der Waffenschmiede der Roten Armee – und nicht einmal 400 Kilometer bis nach Moskau.

- Im Nordwesten sieht es nicht besser aus. Die 7. Sowjetarmee flieht in Panik vor einem vom Baltikum aus vorrückenden Verband und dessen Panzern, die die Briten als Unterstützung für den Kampf gegen Lenins Regime geliefert haben. Bald steht der Feind nur noch 35 Kilometer vor Petrograd. Ist die ehemalige Kapitale noch zu halten? Und wenn nicht, was dann? Gäbe es von dort bis Moskau, der neuen Hauptstadt, noch Verteidigungslinien? In jedem Fall müsste die Front verkürzt werden.

- Im Westen stehen polnische Truppen bereit, um nach Osten vorzurücken.

- Im äußersten Norden, am Polarkreis, sind britische Soldaten gelandet. Was hat London vor?

- Und selbst aus dem fernen Sibirien, wo zuletzt alles so gut lief, melden die roten Kommandeure Rückschläge. Die Offensive der kommunistischen Truppen ist von Verbänden der Opposition in der Steppe gestoppt und mehr als 150 Kilometer bis an den Fluss Tobol zurückgedrängt worden.

Draußen, vor den Kremlmauern, ziehen ausgemergelte Fabrikarbeiter und Bauern schweren Schritts über die Moskauer Boulevards Richtung Süden. 120 000 Männer sind auf die Schnelle zwangsrekrutiert worden: Sie müssen an den Ausfallstraßen Schützengräben ausheben für einen letzten, verzweifelten Versuch der Abwehr, sollten die Gegner der Revolution ihren Vormarsch auf die Kapitale fortsetzen.

Erste Anzeichen von Panik in Moskau. Genossen zerreißen ihre Parteibücher, um kompromittierendes Beweismaterial zu beseitigen. Von anderen wird berichtet, dass sie vertraulich Kontakt aufnehmen zu den bisher so verachteten Angehörigen der alten Bourgeoisie.

Die Tscheka, die gefürchtete Geheimpolizei, dürfte davon erfahren haben: Ende August 1919 hat sie 68 Männer als Konterrevolutionäre festgenommen, darunter Nikolaj Schtschepkin, einen Gründer der liberalen „Kadetten“-Partei, sowie ehemalige Parlamentsabgeordnete und Rechtsanwälte – aus der (nicht ganz unberechtigten) Angst, sie könnten einen Aufstand organisieren. Kurzerhand wurden alle erschossen, ihre Leichen in einem Massengrab verscharrt.

Lenin hat die Bolschewiki auf das Schlimmste eingeschworen und der Bevölkerung vom Balkon am Haus des Moskauer Arbeiter- und Soldatenrats zugerufen: „Die Lage ist extrem ernst.“

Längst werden heimlich Pläne für die Evakuierung der KP-Führung in den Ural ausgearbeitet. Und für den Fall, dass sie selbst dort nicht mehr sicher wäre, haben hohe Parteiführer vertraulich einen Spezialauftrag erteilt, dessen verlässliche Ausführung sie offenbar nur einer zutrauen: der Genossin Stassowa.

Sie soll für jedes Mitglied des Zentralkomitees einen gefälschten Pass sowie ein Bündel zaristischer Banknoten bereithalten. Für alle Eventualitäten.

Fast genau zwei Jahre zuvor hat Lenin die Bolschewiki mit einem Staatsstreich an die Macht geführt. Beinahe ebenso lange währt nun schon der Bürgerkrieg zwischen den Kommunisten und den Gegnern der Revolution –

**Im April 1918
verkündet Lenin
das Ende des
Bürgerkriegs –
doch der hat noch
gar nicht richtig
begonnen**

Machthabern als Schutztruppe an den Grenzen des Reiches angesiedelt, sind traditionell ein Kriegervolk. Und sie sind zutiefst konservativ.

Zwar fehlen Kaledin anfangs reguläre Soldaten, die nach drei Jahren Weltkrieg noch bereit wären, gegen die Roten zu kämpfen, doch binnen Wochen sammeln sich nichtkosakische Freiwillige aus der ganzen Don-Region. Sie nehmen den Roten Garden kurzerhand die Industriestadt Rostow am Don ab.

Nicht nur dort rührt sich Widerstand. Auch die Kosaken in Orenburg am südlichen Ural sowie in der Kuban-Region zwischen Asowschem Meer und Kaukasus begehren auf. Und in der Ukraine versuchen Einheimische, mit Waffengewalt die Unabhängigkeit des Landes von den Russen durchzusetzen.

Am Don verbinden sich die Kosaken schließlich mit einer Freiwilligenarmee, die General Michail Alexejew, der ehemalige Stabschef des Zaren, aufgestellt hat, zumeist aus erfahrenen Offizieren. Die verstehen zwar zu kämpfen, aber eine Armee braucht auch Soldaten – ein Problem, das die oppositionellen Truppen von Beginn an belastet: Sie finden nur schwer die Unterstützung von Bauern und Arbeitern, die willens wären, für die Sache der Konterrevolution zu kämpfen und zu sterben.

Zwar sind nicht alle Weißen Anhänger der alten Ordnung. Aber Nationalisten sind sie allemal, und sie werden

Viele Soldaten der weißen Armeen (hier im Schützengraben an einer Front) sind gut geschult und kampfstark. Doch ihren Führern fehlt ein politisches Konzept

unter ihnen Republikaner und Monarchisten, Nationalisten und Reaktionäre, Kadetten und Sozialrevolutionäre sowie einzelne Sozialdemokraten (das Zentralkomitee der Menschewiki hat den Parteilogen den bewaffneten Kampf gegen die Bolschewiki eigentlich verboten).

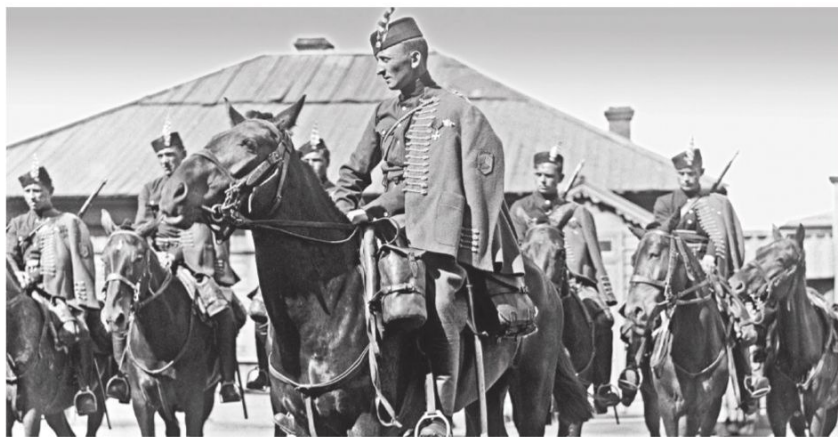
Es ist eine heterogene, zutiefst zerstrittene Opposition von Offizieren und Politikern, die in Abgrenzung zu den Kommunisten die „Weißen“ genannt werden. Je länger ihr Krieg dauert, desto mehr kommen die Weißen unter den Einfluss erzkonservativer Kräfte.

Brutal kämpfen beide Seiten, ohne Rücksicht auf Zivilisten. Bisher konnten die Bolschewiki die Angriffe weitgehend zurückschlagen, sind zwischendurch an mancher Front gar in die Offensive gegangen. Doch nun drohen sie unter der Last der Angriffe zusammenzubrechen.

Begonnen hat der Widerstand schon wenige Tage nach Lenins Putsch mit ersten Kämpfen kleinerer Verbände nahe Petrograd sowie im Zentrum Moskaus (siehe Seite 80). Zwar haben die Bolschewiki diese Gefechte für sich entschieden, im Süden aber erwächst ihnen

schnell ein ernst zu nehmender Gegner: Kaum hat die Nachricht vom Umsturz in Petrograd per Telegraph die Don-Region im Süden Russlands erreicht, erklärt Alexej Kaledin, der Vormann der dort siedelnden Kosaken, die Unabhängigkeit des Gebiets.

Kaledin war General in der Armee des Zaren, und er verabscheut die neue Ordnung. Die Kosaken, einst von den



Als sich im Mai 1918 ein Kampfverband tschechoslowakischer Soldaten (o.) gegen die Bolschewiki erhebt, wird die militärische Situation für die Kommunisten bedrohlich

von früheren Offizieren dominiert. Die allermeisten dieser Kommandeure wollen zurück in die Vergangenheit. Da waren sie Teil der herrschenden Klasse, respektiert und privilegiert.

Diese Zeit aber sehnen die Bauern und deren Söhne nicht wieder herbei – jene Ära, in der auf dem Land Elend regierte, weil der Verdienst kaum zum Leben reichte. Vor allem sind sie nicht bereit, das Adelsland, das sie sich im Revolutionsjahr 1917 angeeignet haben, den einstigen Eigentümern zurückzugeben.

Und die Arbeiter in den Städten wünschen sich jene Zustände ohnehin nicht zurück, in denen sie weitgehend rechtlos schufteten mussten, ausgebeutet von den Besitzenden.

Viele Weiße aber wollen die Glorie des untergegangenen Reichs wiederherstellen, ein „großes, vereintes und unteilbares Russland“, wie es ihr Anführer im Süden formuliert, General Anton Denikin, einst Frontkommandeur im Krieg.

Die Führung der Bolschewiki erkennt schnell die Gefahr, die da vom südlichen Rand ihres Machtbereichs ausgeht. Die Allianz der Weißen und der Kosaken bedroht am Don eine Region mit strategisch wichtigen Kohleminen und Industrie. Noch im November 1917 setzt die Regierung erste Truppen in Bewegung, darunter erfahrene linke Frontkämpfer von der Kaukasusfront, bewaffnete Arbeitertruppen sowie Rote Garden aus den Revolutionsstädten.

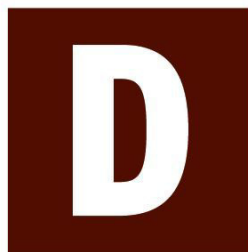
Die Kämpfe verlaufen vor allem entlang der strategisch wichtigen Eisenbahnlinien. Die Bolschewiki können schon bald immer neue Verstärkungen aus dem Herzland schicken, und so erobern sie, zahlenmäßig hoch überlegen, im Februar 1918 Rostow und die gesamte Don-Region zurück. Kaledin, der Kosakenführer, erschießt sich. Die Verbände der Freiwilligen, inzwischen mehr als 4000 Mann, fliehen durch die eisige Steppe in Richtung Kaukasus.

Im Frühjahr 1918 ist ein Großteil der mehr als 70 russi-

schen Gouvernements in der Hand der Revolutionäre, mit Ausnahme Finnlands, der Kaukasus- und mancher Kosakengebiete sowie Polens, des Baltikums, weiter Teile der Ukraine und Weißrusslands, die inzwischen von den Mittelmächten besetzt sind – der Preis für die Ruhe an der Westfront (siehe Seite 104).

Am 3. März 1918 schließt das neue Russland einen Friedensvertrag mit Deutschland und Österreich-Ungarn. Am 23. April erklärt Lenin den Bürgerkrieg „in der Hauptsache“ für beendet.

Er wird sich schrecklich täuschen.



Denn nur wenige Wochen nach seiner Siegesrede schlägt eine äußerst kampferprobte Truppe von 35 000 Mann gegen die Bolschewiki los: die Tschechoslowakische Legion.

Während des Weltkrieges haben tschechische und slowakische Nationalisten die Legion als eigenes Korps

gegründet, um gemeinsam mit den zaristischen Truppen gegen die verhasste Habsburger-Monarchie zu kämpfen. Ihr gehören Tschechen und Slowaken an, die in Russland studiert oder gearbeitet haben, später kommen tschechische und slowakische Kriegsgefangene dazu.

Nach dem Friedensschluss der Kommunisten mit den Mittelmächten will die bewaffnete Truppe nun nach Frankreich ziehen, um dort gegen den Feind weiterzukämpfen.

Die Bolschewiki haben der Ausreise zugestimmt – allerdings nur über Wladiwostok an der Pazifikküste. Dort hin sollen die Legionäre mit der Transsibirischen Eisenbahn fahren.

Bei einem Zwischenstopp kommt es in der Uralstadt Tscheljabinsk am 14. Mai 1918 aber zu Zusammenstößen mit Ordnungshütern.

Der Anlass ist nichtig: eine Schlägerei zwischen Legionären und ungarischen Kriegsgefangenen. Einheiten der Roten Garden, die einschreiten wollen, werden von den Fremden kurzerhand entwaffnet.

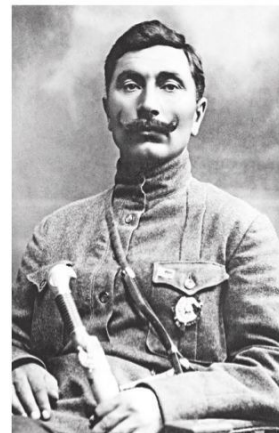
Daraufhin befiehlt Leo Trotzki, der Kriegskommissar der Kommunisten in Moskau, hart gegen die Legionäre vorzugehen: „Jeder bewaffnete Tscheche, der in der Eisenbahn aufgegriffen wird, ist auf der Stelle zu erschießen.“



Im Frühjahr 1919 dringt Admiral Alexander Koltschak mit seiner Armee von Sibirien aus fast bis an die Wolga vor



Im Oktober 1919 nähert sich der oppositionelle General Anton Denikin mit seinen Truppen bis auf 400 Kilometer Moskau



Kavallerieführer Semjon Budjonnyj gewinnt einige Gefechte gegen Denikin, kann dessen Durchbruch nach Moskau verhindern

An der Wolga stellt sich eine sozialistische Regierung gegen die Bolschewiki – ohne Erfolg

Trozkis Befehl ist ein gravierender Fehler, denn er schafft mitten im Land eine feindliche Armee. Tschechen und Slowaken kämpfen sich nun kurzerhand den Weg nach Wladiwostok frei. Sie sind Frontsoldaten, die Roten Garden dagegen kaum mehr als bewaffnete Arbeitertrupps.

Am 31. Mai erobern sie Tomsk, am 6. Juni Omsk, zwei Tage später die Wolga-Stadt Samara. Am 29. Juni ist Wladiwostok am Pazifik in ihren Händen.

Binnen weniger Wochen hat Moskau die Kontrolle über die Transsibirische Eisenbahn verloren – und damit über zwei Drittel des Russischen Reiches.

Der Vorstoß der Legion überrumpelt die Bolschewiki – und besiegelt das Schicksal der Zarenfamilie, die seit August 1917 in Verbannung im sibirischen Tobolsk gelebt hat: mit zahlreichen Bediensteten, darunter zwei Kammerdienern, einem Butler, sechs Zimmermädchen, einem Friseur, einem Kindermädchen und zehn Lakaien, drei Köchen, vier Hilfsköchen und einem Kellermeister.

Im April 1918 sind Nikolaus II. und seine Frau, wenige Wochen später auch die anderen Familienmitglieder nach Jekaterinburg gebracht worden, wo sie in einer beschlagnahmten Kaufmannsvilla unter Hausarrest stehen.

Offenbar beabsichtigen die Bolschewiki, dem Zaren in Moskau einen Schauprozess zu machen, doch der Vormarsch der Legion vereitelt den Plan: Sie schließt Jekaterinburg Mitte Juli 1918 ein.

Wohl weil Nikolaus II. den Oppositionstruppen nicht lebend in die Hände fallen soll, um dann den Widerstand gegen die Bolschewiki anzuführen, ordnet Jakow Swerdlow, das Staatsoberhaupt des revolutionären Russland, die Erschießung an. Swerdlow gilt als rechte Hand Lenins, und so ist der Beschluss sicher mit Billigung, wenn nicht gar auf Betreiben des Revolutionsführers gefallen.

In den frühen Morgenstunden des 17. Juli 1918 befiehlt der Bewacher der Zarenfamilie – Jakow Jurowskij, der örtliche Tschecha-Chef und ein verlässlicher Handlanger Lenins – Nikolaus II., des-

sen Frau Alexandra, ihre vier Töchter und den jungen Kronprinzen sowie vier Bedienstete in den Keller ihrer letzten Bleibe in Jekaterinburg.

Dem kranken Thronfolger und seiner Mutter werden Stühle gebracht. Jurowskij betritt mit elf Parteigenossen – für jedes Opfer einen – den Keller und verliest den Exekutionsbefehl. Anschließend eröffnen die Männer das Feuer.

Aber der Raum ist eng, es entsteht ein blutiges Durcheinander, nicht alle Opfer sind sofort tot. Das Massaker zieht sich über 20 Minuten hin. Ein Dienstmädchen und eine Zarentochter werden schließlich mit Bajonettstichen getötet.

Noch in der Nacht werden die Leichen mit Lastwagen fortgeschafft, die Gesichter der Toten mit Schwefelsäure übergossen, damit sie nicht identifiziert werden können. Dann verscharren die Täter sie ganz in der Nähe der Stadt.

Kurz darauf wird Jekaterinburg von der Tschechoslowakischen Legion erobert. Doch Ermittler im Auftrag der Weißen suchen vergebens nach den sterblichen Überresten (erst nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion können die Gebeine ausgegraben und die Toten identifiziert werden).

In der Zwischenzeit haben sich die tschechischen Legionäre offen mit russischen Oppositionstruppen verbündet – etwa in der Wolga-Stadt Samara, im Südosten des europäischen Teils Russlands. Dort rufen Sozialrevolutionäre am 8. Juni 1918 eine Regierung aus und stellen eine eigene „Volksarmee“ auf.

Die Sozialisten begreifen ihren Aufstand als „demokratische Revolution“ gegen die Bolschewiki; anders als die meisten weißen Generäle berufen sie sich ausdrücklich auf den Mehrheitswillen des Volkes. Allerdings bleibt die erhoffte Unterstützung durch die Bauern und Arbeiter aus.

Die sozialistischen Revolutionsgegner haben zunächst durchaus militärische Erfolge. Gemeinsam mit Kämpfern der Tschechoslowakischen Legion erobern sie im Juli 1918 an der Wolga stromaufwärts Simbirsk, die Geburtsstadt Lenins.

Und im August überraschen sie die Rote Armee mit einem Angriff auf deren östliches Hauptquartier in Kasan an der Wolga. Nur im Schutz von Nebel und Dunkelheit kann sich ihr dortiger Oberbefehlshaber retten.

Lenin persönlich ordnet eine sofortige Gegenoffensive an. Von der ruhigen Westfront werden Truppen in großem Stil an die Wolga verlegt.

Anfang Oktober stehen dort mehr als 100 000 Rotarmisten den tschechischen Legionären und wohl 40 000 meist nur schlecht ausgebildeten Männern der sozialrevolutionären Volksarmee gegenüber. Zudem sind vier Zerstörer der Ostseeflotte die Wolga heraufgedampft.



Nach harten Kämpfen fällt Samara am 8. Oktober. Die Volksarmee gibt es nun praktisch nicht mehr, ihre Soldaten sind getötet, gefangen oder geflohen. Und die seit Langem kampfes müde Tschechoslowakische Legion greift fortan kaum noch in den Bürgerkrieg ein.

Weiter im Osten, jenseits des Ural, hat der Siegeszug der Legion die Lage der Opposition dagegen verbessert. Im Herbst hat sich in Omsk, gut 2700 Kilo-



Ein knappes Jahr nach der Gründung ist die Rote Armee (o.) im Dezember 1918 auf 700 000 Mann angewachsen. Die weißen Generäle verfügen nie über mehr als 250 000 Kämpfer

meter östlich von Moskau, eine fünfköpfige Provisorische Allrussische Regierung gebildet. Gestützt auf einige Zehntausend Soldaten, kontrolliert sie im Oktober 1918 die gesamte Region vom Ural bis zum Amur im Fernen Osten.

Zwar leben nur 20 Millionen Menschen in diesen eher dünn besiedelten Regionen, nicht einmal ein Viertel der russischen Bevölkerung von gut 90 Millionen. Aber die Eroberung bedeutet einen enormen strategischen Gewinn für die Weißen, die nun über ein geschlossenes Machtgebiet verfügen.

Im November 1918 wird Admiral Alexander Koltschak nach einem Militärputsch gegen die Provisorische Allrussische Regierung zum „Obersten Verweser des russischen Staates“ erklärt: ein Kriegsheld und Kommandeur der zaristischen Schwarzmeerflotte, der in den Wirren von 1917 aus Protest seinen Degen ins Schwarze Meer geworfen hatte, als er seine Schiffe revolutionären Soldaten übergeben sollte.

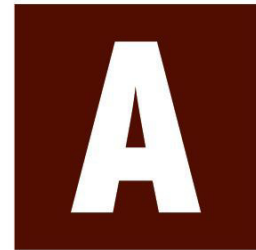
Auch im Norden haben sich weiße Truppen unter Führung

früherer zaristischer Offiziere festgesetzt. Sie werden von Frankreich und Großbritannien unterstützt, deren Regierungen beschlossen haben, Lenins Regime zu bekämpfen.

In den russischen Polarhäfen Murmansk und Archangelsk landen im Frühjahr und Sommer 1918 zwei Expeditionskorps mit insgesamt 600 britischen und französischen Soldaten – unter anderem, um Vorstößen deutschenfreundlicher Finnen zuvorzukommen. Die Landungstruppen stoßen zwar nicht weiter als gut

**Politkommissare
sollen die
zaristischen
Offiziere
in der
Roten Armee
kontrollieren**

200 Kilometer in Richtung Süden vor, da sie keine Verstärkungen erhalten, aber die Alliierten billigen nun die Bildung einer antirevolutionären Regierung für die nördlichen Gebiete, die eigenständige Streitkräfte aufbaut: die Nordarmee.



Auch die Führung der Bolschewiki weiß, dass sie eine mächtige eigene Streitmacht braucht, um den Bürgerkrieg zu gewinnen. Da aber das Heer des Zaren im Dezember 1917 offiziell aufgelöst worden ist, hat die Regierung im Januar 1918 die Gründung einer neuen Armee beschlossen und im Frühjahr 1918 Leo Trotzki als neu eingesetzten Volkskommissar für Militärfragen mit der Organisation dieser Truppen beauftragt.

Schnell schafft er etliche Errungenschaften der Revolutionäre von 1917 ab. So werden Offiziere der neuen Armee wieder ernannt und nicht, wie in der Zwischenzeit, von den Soldaten gewählt. Auch die Führung von oben sowie eiserne Disziplin sind Prinzipien, die Trotzki von der zaristischen Armee übernimmt. Die während der Revolution abgeschaffte Grußpflicht gegenüber Ranghöheren wird wieder eingeführt.

Zudem erhalten die Offiziere – trotz heftigen Protests einfacher Soldaten – mehr Geld. Und schließlich führen die Bolschewiki im Mai 1918 die Wehrpflicht wieder ein. Die zaristische Militärverwaltung bestand nach der Revolution ohnehin fort.

Sehr bald ist Trotzki darüber hinaus klar, dass er die Armee ohne Hilfe von Offizieren des alten Regimes nicht aufbauen

kann. Nur werden die alten Klassenfeinde jetzt „Militärspezialisten“ genannt.

Viele Offiziere des Zaren melden sich aus schierer Not: Sie haben sonst kein Geld zum Leben. Andere werden zum Dienst gezwungen.

Um mögliche Deserteure abzuschrecken, scheut sich Trotzki nicht vor Terror: Familien von Überläufern werden verhaftet, selbst Kinder. Zur Kontrolle der Klassenfeinde in Diensten der Revolution setzt er verlässliche Genossen als Aufseher ein, die Politkommissare. Sie sorgen dafür, dass die Offiziere Weisungen der Regierung strikt befolgen.

Ende 1918 zählt die neue, „Rote“ Armee bereits 700 000 Mann – das sind weit mehr Soldaten als bei den oppositionellen Truppen, die niemals mehr als 250 000 Mann gleichzeitig unter Waffen haben werden. Vor allem aber können die Kommunisten auf Ausrüstung und Waffenarsenal der Zarenarmee zurückgreifen.

Doch ein Problem plagt Trotzki's Armee: Viele Rekruten wollen nicht kämpfen – vor allem Bauernsöhne weigern sich, weil sie die Felder bestellen oder die Ernte einbringen müssen. Sie folgen dem Stellungsbefehl einfach nicht; von 275 000 in ländlichen Regionen einberufenen Rekruten melden sich im Sommer 1918 nur 40 000. Andere laufen bei erster Gelegenheit wieder davon.

Die Kommunisten reagieren mit offenem Terror: Kommissare suchen in den Dörfern nach Rekruten, beschlagnahmen Vieh, nehmen Geiseln. Widerspenstige Bauern werden kurzerhand erschossen, Dörfer niedergebrannt, die in Verdacht geraten, Deserteure beherbergt zu haben.

Die Angst vor den Greiftruppen des neuen Regimes geht um, ganze Landstriche quer durch Russland begehren auf, sogar in der Region um Moskau.

In vielen Gegenden ziehen aufgebrachte Bauern, mit Harken, Spaten und Äxten bewaffnet, in nahe gelegene Städte, plündern die Rekrutierungsämter der Bolschewiki und stecken sie in Brand.

Doch der Widerstand wird blutig gebrochen. In Tula etwa, einer Industriestadt südlich von Moskau, mobilisieren Parteiführer 2000 Arbeiter (wer nicht mitkommt, wird mit sofortiger Erschießung bedroht). Die treiben rund 500 demonstrierende Bauern in ihre Dörfer zurück, wo die Protestler fast Mann für Mann erschossen werden.

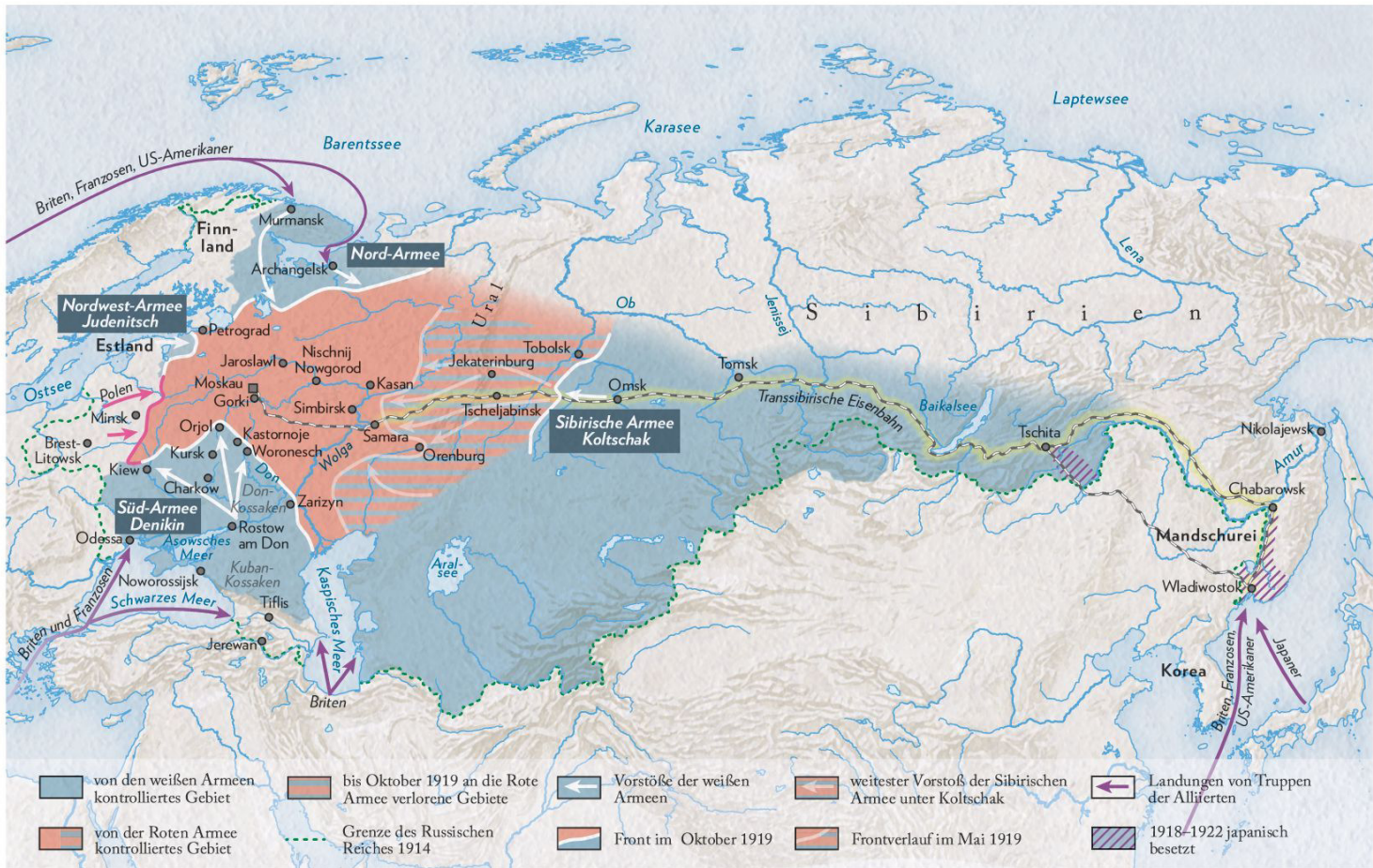
Anfang Juli organisiert die oppositionelle Untergrundbewegung „Schutzbund für Heimat und Freiheit“ – ein Sammelbecken von Patrioten – mehrere bewaffnete Aufstände in den Provinzstädten Murom, Rybinsk und Jaroslawl, nordöstlich von Moskau. Doch auch hier brechen die Kommunisten jeden Widerstand mit rücksichtsloser Gewalt.



In Omsk betrachten Soldaten der Opposition die gefrorenen Leichen von Mitstreitern, die von Bolschewiki getötet wurden. Der weiße Admiral Alexander Koltschak etabliert in der Stadt Ende 1918 eine Militärregierung – und erklärt sich zum Herrscher über ganz Russland

KRIEG DER VIELEN FRONTEN

(Oktober 1919)



Im Oktober 1919 wird das Sowjetreich überall bedroht. Im Süden steht die Armee des Generals Denikin 400 Kilometer vor Moskau, im Nordwesten Petrograd. Im Osten konnte die Rote Armee zwar die Truppen von Admiral Koltschak zurückdrängen, doch er ist noch nicht besiegt. Und auch stehen den Bolschewiki Feinde gegenüber: die Streitkräfte des jungen polnischen Nationalstaates sowie eine von den Entente-Mächten unter Sibiriens sind so dünn besiedelt, dass es sich nicht ausmachen lässt, unter wessen Kontrolle sie stehen – für den Verlauf des Bürgerkriegs ist es

Mit am längsten halten sich die Rebellen in Jaroslawl. Obwohl die Rote Armee die mittelalterliche Stadt mit schwerer Artillerie zerschießt und sogar Giftgas einsetzt, harren sie zwei Wochen aus. Überlebende Aufständische, aber auch einfache Bürger der Stadt werden zu Hunderten als „verbrecherische Feinde des Volkes“ erschossen. Der Rote Terror regiert nun fast das gesamte Land.

Auch wenn der Widerstand im Inneren jetzt weitgehend gebrochen ist: Die Bolschewiki haben nur im russischen Herzland das Kommando. An Russlands Rän-

dern ist das kommunistische Regime Ende 1918 dagegen nach wie vor von Gegnern umzingelt:

- Im Norden sind immer noch britische Truppen in den Polarhäfen Murmansk und Archangelsk stationiert.
- Im Westen haben die Polen ihre Unabhängigkeit erklärt und werden schon bald gegen die Rote Armee ziehen.
- Im Baltikum sind ebenfalls selbstständige Staaten entstanden, und die Finnen haben sich ihre Unabhängigkeit erkämpft.
- Im Osten stehen Admiral Koltschaks Sibirische Armee und die Tschechoslowakische Legion.

• Und im Süden haben sich die Don-Kosaken und deren Verbündete unter dem Befehl General Denikins im Nordkaukasus festgesetzt.

Ein Symbol für den Vielfrontenkrieg, den die Kommunisten führen müssen, ist Trotzki's Panzerzug: eine Kommandozentrale auf Schienen.

Ständig stehen zwei mit dicken Panzerplatten gesicherte Lokomotiven unter Dampf. Auf ebenfalls gepanzerten Waggons sind Geschütze und Maschinengewehre montiert.

Ein Rolls-Royce aus dem Besitz des Zaren ist ebenso geladen wie ein zusammenklappbares Flugzeug. Ein Waggon



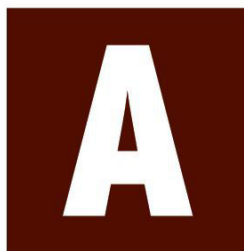
ten marschiert ein Heer auf im Westen sowie im hohen Norden stützte »Nordarmee«. Große Teile auch nicht relevant

mit einer Telegraphenantenne hält den Kontakt nach Moskau und zur Welt. Mindestens 120 in schwarze Lederjacken gekleidete Elitesoldaten schützen Trotzki auf seinen Fahrten durchs Land.

Der Kriegskommissar selbst ist in einem Pullman-Wagen unterwegs, der einst dem Eisenbahnminister des Zaren zur Verfügung stand.

Trotzki lässt sich an jene Frontabschnitte fahren, an denen die Lage gefährlich zu werden droht und die Kommandeure Aufsicht oder Ermunterung brauchen. Zwischen August 1918 und Ende 1920 legt er auf drei Dutzend Inspektionsreisen kreuz und quer durchs

Land mehr als 100 000 Kilometer zurück. 13 Mal greift der Panzerzug sogar direkt in Kämpfe ein. In Gorki entgleist sein Waggon einmal, Trotzki überlebt unverletzt. Und vor Kasan schlagen Artilleriegranaten direkt neben dem Zug ein, ein Flugzeug der Weißen wirft drei Bomben ab, verfehlt aber die Gleise.



Anfang 1919 stehen Trotzki's Lokomotiven meist im Süden Russlands unter Dampf – im November zuvor hat das Zentralkomitee der KP den Abschnitt zum wichtigsten Kriegsschauplatz erklärt. Denn Denikins Truppe erringt Sieg um Sieg im Nordkaukasus – ein weiteres Aufmarschgebiet der Weißen für den Vorstoß auf Moskau.

Im Februar ist ein Viertel der aktiven Kampftruppen unter Trotzki im Süden konzentriert: 117 000 Mann mit 460 Geschützen und 2040 Maschinengewehren. Doch da ist es schon fast zu spät.

Die Rote Armee ist überlastet, zumal Koltschaks Soldaten Anfang März im Osten eine Offensive beginnen und in Richtung Wolga vorstoßen. Plötzlich erscheint dem ZK die Lage dort besonders gefährlich. Auch Trotzki glaubt, dass Denikins Vorstöße im Süden nur von der Offensive im Osten ablenken sollen – ein Fehler.

Denn Denikins fronterfahrene Offiziere sind besser ausgebildet als ihre Gegner, seine Kavallerie ist jener der Roten Armee klar überlegen.

Zudem erhält er massive Waffenhilfe vom Westen, vor allem von den Briten, die den Weißen in Sibirien und nun auch im Süden helfen: Ab März 1919 liefern die Alliierten Denikins Truppen über Häfen am Schwarzen Meer fast 1000 Feldgeschütze und meh-

rere Millionen Geschosse sowie mehr als 250 000 Gewehre, 100 Panzer und fast 200 Flugzeuge.

Die Rote Armee hat dem wenig entgegenzusetzen. Sie verfügt nur über wenige erbeutete Panzer (der erste Eigenbau wird Trotzki im August 1920 übergeben werden), und die paar Hundert schlecht gewarteten Flugzeuge in ihren Beständen gelten in der Truppe als fliegende Särge.

Trotz der Massierung kommunistischer Truppen im Süden stoßen Denikins Soldaten binnen weniger Monate immer weiter nach Norden vor. Mitte Juni erobern sie die ukrainische Industriestadt Charkow, Ende des Monats fällt Zaryzin (das heutige Wolgograd), eine der größten Waffenschmieden Russlands.

Nun gibt Denikin einen Geheimbefehl aus: In drei Keilen sollen seine Männer mit den verbündeten Kosaken-Verbänden entlang der Eisenbahnlinien auf die Hauptstadt vorstoßen. Ein britischer Verbindungsoffizier bei den Weißen kabela nach London, Moskau könnte noch vor Jahresende fallen.

Dort befürchten Lenin und Trotzki inzwischen das Gleiche. Sie erkennen, dass die Rote Armee überfordert ist.

Denn auch Koltschaks Truppen sind seit März von einer Region östlich des Urals mit 110 000 Soldaten gen Westen vorgestoßen und haben binnen acht Wochen ein Gebiet erobert, das größer ist als Großbritannien.

Doch was wie eine koordinierte Großoffensive der bewaffneten Opposition wirkt, ist tatsächlich nicht mehr als eine Reihe von Einzelaktionen: Nie sprechen die Befehlshaber der weißen Truppen im Norden, Süden und Osten (und später im Nordwesten) ihre Vorstöße untereinander ab.

Eine Verbindung von Koltschaks Armee zu den Soldaten Denikins im Süden, von der Strategen geträumt haben, kommt nie zustande, ebenso wenig wie ein Zusammenschluss im Norden (nur Spähtrupps stoßen kurz aufeinander).

Lenin und Trotzki sind zunächst überrascht von dem massiven Vorstoß der Weißen, doch dann mobilisieren sie die Reserven ihrer Truppen. Bald schon

kämpfen 360 000 Soldaten in der Ostgruppe der Roten Armee gegen die Angreifer aus Sibirien, während sie zugleich Denikins Vorstoß von Süden her aufzuhalten versuchen.

Zahlenmäßig weit überlegen, drängt die Rote Armee Koltschaks Soldaten nun wieder zurück, trotz umfangreicher Waffenlieferungen von Briten, Franzosen und Amerikanern.

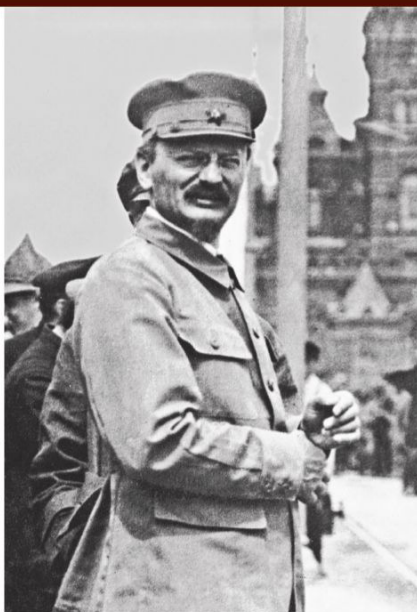
Die zurückweichenden Truppen sammeln sich erst im Herbst 1919 wieder – allerdings weit hinter ihrer Ausgangsposition; sie werden nie mehr eine Bedrohung für das von den Bolschewiki beherrschte russische Herzland sein.

Nach wie vor aber drücken Denikins Truppen unnachgiebig in Richtung Moskau – und die Rote Armee hat Hunderttausende im Osten stehen. Wie soll sie nur der Bedrohung im Süden begegnen?

Doch Trotzki und Lenin wissen nicht, dass General Denikin inzwischen selbst zunehmend Probleme hat: Denn auch seine Armee ist durch die langen Nachschubwege überlastet.

Die Front, die er nun absichern muss, ist 1500 Kilometer lang; sie reicht von Odessa am Schwarzen Meer bis an die Wolga. Über Hunderte von Kilometern müssen Soldaten und Material von den Stützpunkten im Hinterland an die Front transportiert werden, in der Regel per Eisenbahn. Viele Tage lang sind die Züge unterwegs.

Zudem geht das Nachschubmaterial häufig verloren. In Noworossiysk am Schwarzen Meer versinken zehn Panzer, die per Schiff von den Alliierten geliefert worden waren, bei einem Sturm im Hafenbecken, weil sich niemand die Mühe gemacht hat, die Ladung ausreichend zu sichern. Und die Ausrüstung für ein 200-Betten-Feldlazarett verschwindet einfach aus dem Hafen, wohl von Soldaten gestohlen.



Leo Trotzki (hier bei einer Parade in Moskau) ist der Organisator der Roten Armee – und im Bürgerkrieg ihr Führer

Auch herrscht unter Denikins Truppen nur wenig Disziplin. In Charkow werden Männer eines Panzerbataillons dabei erwischt, wie sie Frostschutzmittel ihrer Fahrzeuge als Wodka verkaufen wollen. In Rostow rauben Soldaten Zivilisten mit vorgehaltener Waffe aus, ein General erpresst Schutzgeld von den Spielhöhlen der Stadt.

Ein Priester in der Südarmee erklärt, die Truppe, die angetreten ist, Russland zu befreien, sei eine „Diebesbande“.

Schlendrian und Korruption sind indes nur Zeichen größeren Unvermö-

gens. Anton Denikin gelingt es nicht, Recht und Ordnung in seinem Herrschaftsbereich herzustellen. Es gibt keine funktionierende Regierung für das Gebiet in Südrussland, das er erobert hat, nur einen inkompetenten Rat, dem ein Dutzend konservative Offiziere angehören.

Auch die Militärverwaltung ist ineffizient; einer der kommandierenden Generäle beklagt „die absolute Unordnung unseres Hinterlands“.

In der Kürze der Zeit gelingt es Denikins Männern auch nicht, eine Wehrbehörde aufzubauen, die neue Rekruten für die Front ausheben könnte – obwohl inzwischen insgesamt 42 Millionen Menschen in den Gebieten der Weißen leben.

Vor allem jedoch haben die Konterrevolutionäre kein politisches Konzept. Sie kennen nur ein Schlagwort: die Liebe zum Mutterland. Und nur ein Ziel: Moskau.

Doch sie verfügen über keine politische Vision, die eine Alternative wäre zu den revolutionären Ideen der Kommunisten. „Ich arbeite für die Befreiung Russlands“, erklärt Denikin vor Offizieren: „Die künftige Regierungsform ist da eine zweitrangige Frage.“ Eine Versammlungsversammlung solle darüber nach dem Sieg der Weißen entscheiden.

Mehr wollen die Anführer der Opposition den Menschen nicht versprechen – und das ist offenbar nicht genug. Denn viele Bauern und Arbeiter fürchten, dass die Weißen nur die alte Klassengesellschaft wiederherstellen wollen. Und tatsächlich kehren im Süden hinter Denikins vorrückenden Soldaten bereits erste Gutsherren zurück, um ihr von den Kommunisten enteignetes Land wieder in Besitz zu nehmen.

Zu Beginn der Offensive hat Denikin vorausgesagt, dass der Vorstoß nach Moskau nur dann gelingen könne, wenn man die Unterstützung der Bevölkerung habe. Doch seine Gefolgsleute tun alles, um das Gegen-

**Genau wie die
Bolschewiki
regieren die
weißen Generäle
in ihrem
Machtbereich
mit Terror**

teil zu erreichen. An der Front requirieren weiße Soldaten nicht nur dringend benötigten Proviant, sondern plündern eroberte Bauerndörfer und Städte vollständig aus. Der Kosakenkavallerie folgen Wagenkolonnen voller Diebesgut, mitunter kilometerlang. Ganze Güterzüge sind mit Beutegut beladen.

In den zurückeroberten Industriestädten werden Gewerkschaftsrechte der Arbeiter eingeschränkt, woraufhin es in den Fabriken zu Streiks und Stillstand kommt. Denikins Offiziere reagieren auf Proteste mit Terror: Als im Kohlerevier Donbass die Förderung einbricht, lassen sie zur Vergeltung für den angeblich

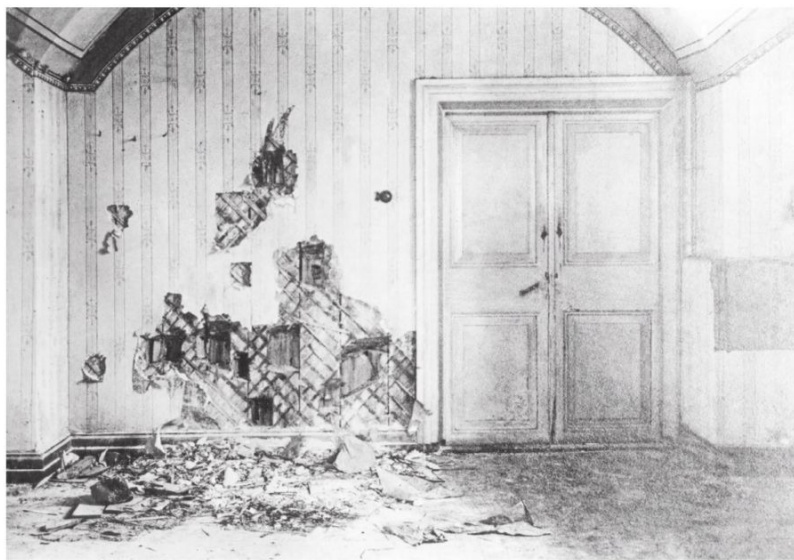
„bolschewistischen“ Produktionsrückgang Männer standrechtlich erschießen. Anderswo wird einer von zehn Arbeitern fusiliert, wenn die Stückzahlen unter dem Soll bleiben. Auch die Weißen etablieren nun eine Schreckensherrschaft.

In der Ukraine kommt es mehrfach zu Pogromen gegen die jüdische Bevölkerung. Im Sommer 1919 stacheln weiße Offiziere Hass und Gewalt weiter an. Ihre Einheiten überfallen Dörfer und Judenviertel in Kleinstädten, Soldaten vergewaltigen Frauen, ermorden Kinder und alte Menschen. In Kiew erstechen Soldaten auf offener Straße Juden mit dem Bajonett, andere werden von Hausdächern gestürzt oder im Fluss ertränkt.

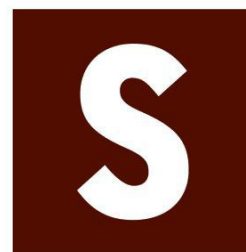
Die Propaganda der Weißen macht eine angebliche jüdische Verschwörung für den Erfolg der Bolschewiki verantwortlich. Ihr besonderer Zorn gilt Leo Trotzki, dem Spross einer jüdischen Bauernfamilie in der Ukraine.

Zehntausende Juden fallen dem Terror binnen weniger Monate zum Opfer. Und General Denikin lässt die Pogrome zu, ohne einzugreifen.

Nikolaus II., seine Frau Alexandra und deren fünf Kinder (hier 1913) müssen im Frühjahr 1918 nach Jekaterinburg reisen. Die Stadt im Ural wird zu ihrer letzten Station



Im Keller einer Kaufmannsvilla tötet ein bolschewistisches Kommando die siebenköpfige Zarenfamilie und vier ihrer Bediensteten mit Schüssen und Bajonettstößen



Seine Armee aber marschiert. Mitte Oktober 1919 fällt die Stadt Orjol. Der Weg nach Moskau scheint frei zu sein. Als dann auch noch vom Baltikum aus eine Armee unter Führung von General Nikolaj Judenitsch eine Großoffensive beginnt, rückt ein Sieg der Weißen tatsächlich in greifbare Nähe.

Gut 14000 Mann hat der einstige Kriegsheld, der die russische Armee im Kampf gegen die Türken befehligt hatte, mobilisieren können, und marschiert am 12. Oktober 1919 auf Petrograd zu.

Eine Woche später sehen seine Männer die goldene Kuppel der Isaaks-Kathedrale von Petrograd, sie sind nur 35 Kilometer vom Zentrum entfernt. Ein Fall der Stadt wäre psychologisch ver-



Es dauert bis 1922, ehe die Rote Armee alle Gegner besiegen und den Bürgerkrieg endgültig für sich entscheiden kann. Militärische Bedrohungen von innen brauchen die Bolschewiki um Lenin (oben, Mitte, bei einer Inspektion ziviler Kampfeinheiten in Moskau) nun nicht mehr zu fürchten

heerend – die einstige Kapitale ist ja die „Wiege der Revolution“, wie es in der Propaganda der Kommunisten heißt.

Noch einmal bäumt sich die Rote Armee auf. Trotzki's Panzerzug fährt von Moskau nach Petrograd. Dort organisiert der Kriegsminister sofort den Widerstand, rücksichtslos, wie er es schon oft bewiesen hat. Vor seiner Ankunft sind in den Einheiten mitunter 70 Prozent der Kämpfer einfach desertiert. Nun treibt er persönlich, hoch zu Ross, fliehende Soldaten zurück zur Front.

Trotzki setzt alles auf eine Karte: Aus dem bedrohten Tula, der großen Waffenschmiede im Süden, lässt er Eliteeinheiten in die Stadt verlegen – es ist der „letzte Trumpf“, wie ein Befehlshaber der Roten Armee, Sergej Kamenew, später schreiben wird.

Das gewagte Spiel geht auf. Am 21. Oktober beginnt der Gegenangriff der Roten Armee gegen die Angreifer aus dem Baltikum. Und schnell wird deutlich, dass Judenitschs Truppe der zahlenmäßig weit überlegenen Roten Armee nichts entgegenzusetzen hat.

Nur gut drei Wochen später ist die Nordwestarmee zurück an die estnische Grenze getrieben. Die überlebenden Soldaten können sich in die Baltenrepublik in Sicherheit bringen.

Zur gleichen Zeit fallen im Süden Elitesoldaten der Roten Armee den in Richtung Tula und Moskau marschierenden Truppen Denikins in den Rücken. Die Weißen müssen das gerade eroberte Orjol wieder räumen – der erste schwere

Rückschlag bei ihrer Offensive Richtung Moskau. Vier Tage später erobern Reiter des Kavalleriegenerals Semjon Budjonnyj die Stadt Woronesch von den Weißen zurück, einen Eisenbahnknotenpunkt.

Die weiter im Nordwesten stehenden Fronteinheiten Denikins sind nun in Gefahr, eingekesselt zu werden.

Am 15. November 1919 entscheidet sich der Feldzug an der Bahnstation von Kastornoje. Wieder sind es Budjonnyjs Reiter. Mitten in einem Schneesturm erstürmen sie den kleinen Knotenpunkt; die Verteidiger haben sie im Flockengestöber nicht kommen sehen und werfen in Panik ihre Waffen in den Schnee.

Nun gibt es kein Halten mehr. Die weißen Truppen fliehen in einem chaotischen Rückzug nach Süden. Sieben Wochen später hat die Rote Armee sie

bis an den Don gedrängt. Denikins Moskauoffensive ist gescheitert. Die Armeen, noch Mitte Oktober eine tödliche Bedrohung der kommunistischen Herrschaft in Russland, sind nur noch ein Haufen demoralisierter Soldaten.



Der Krieg indes ist noch nicht beendet. Noch zwei Jahre muss die Rote Armee kämpfen, um die Herrschaft der kommunistischen Partei in Russland endgültig durchzusetzen.

Am schnellsten geht es im Norden. Dort ziehen die Briten ihre Expeditionskorps im Herbst 1919 ab, weil die Zweifel am Sinn der Mission gewachsen sind. Zudem haben die Weißen dort inzwischen ein Heer von 50 000 Mann aufgestellt, und die Nordarmee soll allein kämpfen. Doch als die Truppe im Februar 1920 auf die Rote Armee trifft, hat sie keine Chance gegen den überlegenen Gegner. Mitte März 1920 ist Russlands Norden in kommunistischer Hand.

Im Süden müssen die Weißen Ende Februar 1920 Rostow aufgeben, Mitte März fällt Jekaterinodar im Nordkaukasus. Die restlichen Truppen sowie jene Menschen, die im Süden Zuflucht vor der kommunistischen Gewaltherrschaft gesucht hatten, fliehen nach Noworossijsk an der Schwarzmeerküste.

Britische Schiffe bringen von dort 34 000 Menschen in Sicherheit. 22 000 aber fallen der Roten Armee in die Hände. Denikin ist unter den Letzten, die sich einschiffen.

Noch aber ist der Widerstand der Weißen nicht ganz gebrochen. Überlebende Truppen auf der Krim formen im April 1920 eine Armee unter dem Kommando des Generals Pjotr Wrangel. Im Sommer bricht die Truppe in die Ukraine aus, kleinere Einheiten gelangen in den Nordkaukasus. Doch im November schlägt die Rote Armee zurück.

Nun hilft nur noch die Flucht. Wrangel gelingt es, 146 000 Soldaten und Flüchtlinge von der Halbinsel Krim per Schiff nach Konstantinopel in Sicherheit zu bringen. Doch 300 000 Oppositionelle bleiben zurück. Die Krim, letzte Zufluchtsstätte der Weißen im europäischen Russland, ist nun verloren, alle großen Rebellenarmeen haben sich aufgelöst. Damit ist der Bürgerkrieg Ende 1920 praktisch entschieden.

Auch im Westen muss die Rote Armee noch lange kämpfen: gegen die Truppen des neu entstandenen polnischen Staats. Allerdings geht es den Polen nicht um die Niederwerfung des kommunistischen Regimes, sondern darum, Warschaus Territorium zu erweitern. Im April 1920 greifen die Polen an, erobern Kiew am 6. Mai (siehe Seite 128).

Doch sie haben ihre Kräfte überschätzt, die Rote Armee schlägt zurück, rückt bis kurz vor Warschau vor. Am Ende einigen sich beide Seiten auf einen Waffenstillstand und eine Teilung Weißrusslands und der Ukraine.

Am längsten dauert der Bürgerkrieg im Osten an. Im November 1919 fällt Omsk, der Sitz der Regierung Admiral Koltschaks, an die Roten. Der Rückzug der weißen Truppen verläuft auch hier chaotisch. Einheiten lösen sich auf, weil die Rekruten einfach weglaufen. 100 000 Soldaten geraten in Gefangenschaft.

Koltschak flieht Richtung Osten, begibt sich in die Hände der Tschechoslowakischen Legion. Die aber liefert ihn in Irkutsk aus, vermutlich gegen die Zusicherung, dass die Fahrt der Legionäre nach Wladiwostok nicht weiter behindert wird. Im Februar 1920 erschießt ein bolschewistisches Exekutionskommando den Anführer der Weißen.

Die Rückeroberung des restlichen Sibiriens verläuft langsamer, auch weil zunächst die Kämpfe in Europa Vorrang haben. Anfang 1922 aber können Rotarmisten die letzten Weißen in den äußerssten Osten treiben, wo sich japanische Truppen festgesetzt haben. Als die Japaner im Oktober abziehen und die Roten in Wladiwostok einmarschieren, fliehen die verbliebenen Weißen nach Korea und in die Mandschurei.

Nach genau fünf Jahren ist der Bürgerkrieg damit endgültig vorüber. Schät-

zungen von Historikern zufolge sind bei den Kämpfen 800 000 Soldaten ums Leben gekommen. Weitaus höher ist die Zahl der zivilen Opfer – all jener Menschen, die den Pogromen und Exekutionen zum Opfer gefallen sind, die zwischen die Fronten geraten sind, bei Plünderungen umkamen oder schlicht verhungerten: bis zu zehn Millionen nach Schätzungen von Demographen.

Die kommunistische Führung des Landes ist da längst fest etabliert. Am 30. Dezember 1922 ruft sie die Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken aus. Die umfasst im Großen und Ganzen das Gebiet des untergegangenen Zarenreiches (bis auf Bessarabien, das Baltikum, Finnland, Polen sowie den Westen der Ukraine, Weißrusslands und kleinere Gebiete an der Grenze zur Türkei).

Lenin, der Anführer der Revolutionäre, ist zu diesem Zeitpunkt schon stark geschwächt: Im Mai 1922 hat er einen Schlaganfall erlitten, von dem er sich nie mehr erholen wird (siehe Seite 142).

Jelena Dmitrijewna aber, die vertraute Genossin Stassowa, die einst seine Flucht ins Ausland vorbereiten sollte, als die Weißen nicht weit vor Moskau standen, geht anderthalb Jahre nach den bangeren Tagen vom Oktober 1919 tatsächlich ins Ausland – nach Deutschland.

Von 1921 bis 1926 dient sie in Berlin als Verbindungsfrau der Komintern, des Zusammenschlusses aller kommunistischen Parteien, zu den deutschen Genossen, später ist sie Vorsitzende der Internationalen Roten Hilfe. Sie stirbt hochgeachtet im Alter von 93 Jahren am 31. Dezember 1966 in Moskau.

Ihre Asche wird an der Kremlmauer beigesetzt. ■

Reymer Klüver, Jg. 1960, ist Redakteur der „Süddeutschen Zeitung“.

LITERATUREMPFEHLUNGEN

Evan Mawdsley, „The Russian Civil War“, Pegasus: die wohl beste Zusammenfassung des komplizierten Kriegsverlaufs. W. Bruce Lincoln, „Red Victory: A History of the Russian Civil War, 1918–1921“, DaCapo: kenntnisreiche Schilderung des Siegeszugs der Roten Armee und der anschließenden Unterdrückung jeder Opposition.

EIN NEUER GEGNER IM WESTEN

Ab 1919 muss die Sowjetmacht sich eines weiteren Feindes erwehren: In Polen, einst Teil des Zarenreiches, ist ein Nationalstaat entstanden, der Anspruch auf Teile Weißrusslands und der Ukraine erhebt. Es beginnt ein erbitterter Kampf um die neue Ostgrenze Polens

Text: MARIA KRELL und ANDREAS SEDLMAIR; Karte: STEFANIE PETERS

Im Herbst 1920 nähert sich der russische Bürgerkrieg seinem Ende, ist der Sieg der Roten Armee über die Truppen der Weißen in Sicht. Doch seit dem Vorjahr rückt ein neuer Feind gegen die Bolschewiki vor: Polens Armeen erobern große Territorien in der Ukraine und Weißrussland, am 15. Oktober fällt gar dessen Metropole Minsk in polnische Hände – und die erschöpften Soldaten der Sowjetmacht haben den Angreifern kaum noch etwas entgegenzusetzen.

Dabei ist Polen erst seit Kurzem wieder souverän. Im 18. Jahrhundert haben Russland, Preußen und Österreich das Land untereinander aufgeteilt. Erst der Kollaps der Kaiserreiche am Ende des Ersten Weltkriegs erlaubte es den polnischen Nationalisten, einen eigenen Staat auszurufen.

Doch Józef Piłsudski, seit dem 14. November 1918 Polens Oberhaupt, regiert ein Gebilde ohne feste Umrisse. Zwar haben die Siegermächte des Weltkriegs die Gründung des polnischen Staates anerkannt, aber zu einer verbindlichen Regelung, wo dessen Ostgrenze verlaufen soll, ist es nicht gekommen. Als Berlins Truppen im Dezember 1918 aus den von ihnen besetzten Gebieten im Osten abziehen, will Piłsudski daher das entstehende Machtvakuum nutzen und lässt dort Soldaten einrücken.

Auch die KP-Führung in Moskau will sich diese Regionen jedoch sichern.

Und so treffen am 14. Februar 1919 polnische Einheiten in Weißrussland auf die Rote Armee. Es kommt zum Kampf: Die Polen schlagen den Gegner zurück und setzen bald darauf ihren Vormarsch fort.

Im Frühjahr und Sommer erobert Piłsudski die russisch besetzten Städte Wilna und Minsk. Die Rotarmisten leisten dort nur geringen Widerstand, denn das Sowjetregime wird gerade an mehreren Fronten von gegnerischen Bürgerkriegsarmeen angegriffen.

Unterdessen versuchen die Westmächte Frankreich und England, eine weitere Eskalation zu verhindern, und schlagen am 8. Dezember 1919 eine provisorische Ostgrenze Polens vor (die nach dem britischen Außenminister später „Curzon Line“ genannt wird). Doch die polnischen Truppen stehen bereits 250 Kilometer weiter östlich, und so lehnt Piłsudski ab.

Im Frühjahr 1920 befiehlt er sogar eine weitere Offensive und lässt auf Kiew marschieren, das die Rote Armee besetzt hält; nahezu kampflös fällt die ukrainische Kapitale am 8. Mai.

Doch für die Bolschewiki wird das Debakel zu einem Glücksfall: Denn der Verlust der Stadt, die russischen Nationalisten als Wiege ihrer Kultur gilt, löst eine Welle des Patriotismus aus. Gut 14000 frühere Offiziere des zaristischen Heeres treten der Roten Armee bei, mehr als 100000 Deserteure kehren in

ihre Reihen zurück, Tausende Zivilisten melden sich freiwillig.

Unter dem Kommando des Generals Michail Tuchatschewskij erobern die Russen Kiew zurück und beginnen nun den Vormarsch Richtung Warschau: Über Polen soll die Rote Armee die Revolution in den Westen Europas tragen.

Die entscheidende Schlacht vor Warschau aber endet in einer Katastrophe für die Sowjettruppen: Piłsudski positioniert seine Verbände derart geschickt, dass die Russen ihre Flanke weit ausdehnen und so ihren zahlenmäßigen Vorteil verschenken. Am 18. August befiehlt Tuchatschewskij den Rückzug – es kommt zum „Wunder an der Weichsel“, wie die Polen den Sieg fortan nennen.

In den folgenden Wochen drängt Piłsudski die Russen immer weiter nach Osten. Wladimir Iljitsch Lenin fordert nun ein schnelles Ende des Krieges, den seine Armee nicht mehr gewinnen kann.

Am 18. Oktober 1920 tritt ein Waffenstillstandsabkommen in Kraft, fünf Monate später unterzeichnen die beiden Staaten einen Friedensvertrag. Die neue Westgrenze des Sowjetreichs verläuft rund 250 Kilometer östlich der Curzon Line (und bleibt bis zum Zweiten Weltkrieg unverändert). Der Sowjetstaat hat gegen Polen eine seiner schwersten Niederlagen erlitten – und seine Führer müssen die Hoffnung auf eine baldige Revolution in Westeuropa begraben. ■

POLNISCH-SOWJETISCHER KRIEG



Lange Zeit ist die Grenze zwischen dem neu gegründeten Polen und dem sozialistischen Nachbarn unklar: Beide Seiten weigern sich, die von den Westalliierten vorgeschlagene »Curzon Line« (violett) zu akzeptieren, und so tragen sie ihre Differenzen auf dem Schlachtfeld aus. Im April 1920 rücken die Polen weit nach Osten vor (rot) und nehmen bald darauf die ukrainische Hauptstadt Kiew ein. Die anschließende Gegenoffensive der Roten Armee (grüne Pfeile) endet mit einer Niederlage der Russen bei Warschau. Nun sind wieder die Polen auf dem Vormarsch (orangefarbene Pfeile). Am Ende des Konflikts steht 1921 eine neue Grenze (rot), die weit östlich der Curzon Line liegt



Wenige Tage vor Beginn des Aufstands von Kronstadt besuchen bolschewistische Kader die Besatzung des dort liegenden Schlachtschiffes »Sewastopol«. Noch hören die Matrosen den Funktionären geduldig zu



DIE REVOLUTION FRISST IHRE KINDER

Die Matrosen der Marinebasis Kronstadt, die 1917 hart für die Revolution gekämpft haben, fühlen sich betrogen: An die Stelle der versprochenen Demokratie haben die Bolschewiki die Diktatur ihrer Partei gesetzt. Aufgewühlt von Arbeiterstreiks im nahebei gelegenen Petrograd, revoltieren die Soldaten im März 1921 gegen Lenins Regime

—— Text: CAY RADEMACHER

a Révolution est comme Saturne: elle dévore ses propres enfants. Die Erkenntnis, dass die Revolution gleich dem antiken Gott Saturn ihre eigenen Kinder frisst, kommt dem französischen Revolutionär Pierre Vergniaud im Oktober 1793 – als er seinen Kopf unter die Guillotine legen muss. Nie werden Vergniauds letzte Worte so brutal deutlich bestätigt wie in der Russischen Revolution.

Die verschlungenen Kinder dieser Revolution sind einige Tausend Matrosen auf der eisumklammerten Ostseebasis Kronstadt in der Nähe von Petrograd.

Es sind jene radikalen Seeleute, die im Februar 1917 ihre Offiziere lynchten, während Lenin noch im bequemen Schweizer Exil saß. Die im Sommer 1917 bewaffnet durch Petrograds Straßen zogen, während Lenin in Finnland Urlaub machte. Die im Oktober 1917 den Winterpalast stürmten, während Lenin sich im Smolnyj-Institut verschanzte. Die bis 1920 in den Weiten Russlands oppositionelle Kosaken niederkämpften, während Lenin in Moskau blieb. Und die am Ende in nur 16 kalten Tagen des Jahres 1921 ihre Ehre, ihre Familien und oft auch ihr Leben verlieren werden, weil sie sich gegen Lenin wenden.

DER BÜRGERKRIEG IST GEWONNEN – DOCH NUN ERFASST HUNGER DAS LAND

Die Geschichte der rebellischen Matrosen von Kronstadt ist die Geschichte idealistischer Revolutionäre, die tragisch verraten werden – und zugleich auch die Geschichte ebendieser radikalen Schlächter, die am Ende von jener Gewalt zerschmettert werden, die sie einst selbst entfesselt haben.

Ende 1920: Die Bolschewiki haben den Kampf gegen die Weißen gewonnen. Doch was heißt das schon? Nach sechs Jahren Welt- und Bürgerkrieg ist Russland verwüstet: Millionen Tote, Cholera und Typhus in den Städten, Hunger.

Die Bauern bringen weniger als die Hälfte der Ernte des letzten Friedensjahres 1913 ein. 5000 Kilometer Eisenbahnstrecke sind zerstört, die Industrieproduktion ist im Vergleich zu den Vorkriegsjahren um vier Fünftel gefallen, es wird nur noch ein Viertel der Kohle gefördert, ein Drittel des Öls, nur noch drei Prozent des Gusseisens produziert.

Lebensmittel erhalten die Menschen in den Städten vom Staat zugeteilt, denn es gibt keinen freien Markt mehr. 400 Gramm Schwarzbrot täglich bekommen Arbeiter in Petrograd, das sind

kaum mehr als 1000 Kalorien am Tag, zu wenig zum Leben.

Eine Lage, so grauenhaft absurd wie eine Geschichte von Kafka: Die Goldreserven Sowjetrusslands werden ins Ausland verschهربelt, um dort Papier und Farben zum Druck von Rubelscheinen zu erstehen, mit denen man jedoch im Inland gar nichts kaufen kann.

Die Städter fliehen aufs Land, um irgendetwas Essbares zusammenzukratzen – Petrograd zählt im August 1920 nur noch 750 000 Einwohner, gut zwei Drittel weniger als 1917.

Zur materiellen Not kommt die Verachtung der neuen Machthaber ge-

genüber dem eigenen Volk. Viele der bolschewistischen Führer um Lenin halten die russischen Arbeiter für faul. Und die Landbewohner sind für Trotzki nicht mehr als „bäuerliches Rohmaterial“.

Vor allem Trotzki, der eisenharte Feldherr des Bürgerkriegs, will die Wirtschaft daher so organisieren wie den Krieg. Für ihn ist die Partei eine Art Generalstab, das Volk eine Armee. Ein Historiker wird Trotzkis „Kasernenkommunismus“ später mit den Methoden beim Pyramidenbau verglichen: jeder Russe ein Zwangsarbeiter der Nation.

Doch die Bauern wehren sich: gegen die Eintreiber der Partei, die in die Dörfer gehen und Kartoffeln requirieren. Gegen Moskauer Offiziersschüler, die auf Lenins Befehl hin im Umland einquartiert werden und sich auf Kosten der Bauern ernähren, weil die ihre „Steuer“ noch nicht vollständig bezahlt haben. Gegen Funktionäre, die zwar Abgaben festsetzen, aber nicht einmal wissen, wie viele Hektar Ackerfläche ihr Bezirk verzeichnet – Kataster gibt es oft nicht.

8000 Eintreiber werden im Verlauf des Jahres 1920 erschlagen, 118 kleinere und größere Bauernrevolten registrieren die Härscher der Tscheka allein im Fe-

bruar 1921. Im gleichen Monat brechen in Petrograd und anderen Städten spontane Streiks hungernder Arbeiter aus.

Oft erlöschen die Unruhen rasch: weil die Protestler nicht organisiert sind; weil es im extrem kalten Winter 1921 für Aufmärsche zu kalt ist; weil die Demonstranten so geschwächt sind, dass sie keinen Kampf durchhalten. Zudem unterdrücken die Bolschewiki viele Proteste.

Doch weder Hunger noch Maschinengewehre können das Gefühl der Menschen bezwingen, betrogen worden zu sein. Haben nicht die Arbeiter, Bauern und Soldaten den Zaren davongejagt? Haben sie sich nicht in *sowjety* selbst regiert? Haben sie nicht den Bolschewiki geholfen, die Bürgerlichen zu vertreiben und die Weißen zu schlagen?

Sie sind doch die Sieger jenes mörderischen Ringens! Tatsächlich aber sind Not und Ohnmacht nun noch größer als zur Zarenzeit. Muss man nicht, nach Februar- und Oktoberrevolution, nun eine dritte Revolution wagen, um endlich die Freiheit zu erringen?

Einen Aufstand gegen die Bolschewiki, die die Russen verraten haben?

Wenn Männer die Umstürze von 1917 befeuert haben, dann die Seeleute aus Kronstadt. Ihre Basis liegt auf der Insel Kotlin im Finnischen Meerbusen, einem zwölf Kilometer langen, bis zu zwei Kilometer breiten steinernen Propfen, der die Zufahrt zum 35 Kilometer weiter östlich liegenden Petrograd versperrt.

In Kronstadt ankert die Baltische Flotte. Hier und auf winzigen Eilanden, die sich wie eine Perlenkette quer durch die Ostseebucht spannen, ragen die Rohre schwerer Geschütze aus modernen Festungen. Wer Petrograd vom Meer aus angreifen will, muss erst diesen gewaltigen Riegel überwinden (siehe Seite 139).

Auf dem Land ist die Not der Hungernden mitunter so groß, dass Familien das Fleisch von Verstorbenen verzehren (Kannibalen mit Leichenteilen, Provinz Samara)

Durch den Bürgerkrieg und die Politik der Bolschewiki ist die Landwirtschaft 1921 so zerrüttet, dass Millionen Russen auf Lebensmittellieferungen (hier aus den USA) angewiesen sind



Die Schlachtschiffe „Sewastopol“ und „Petropawlowsk“ dümpeln meist im Hafen. 25 000 Soldaten sind hier stationiert, vor allem Matrosen sowie Artilleristen in den Forts. Ebenso viele Zivilisten leben auf der Insel, die meisten arbeiten fürs Militär, etwa als Werftarbeiter.

Tausende Männer auf engem Raum, schlechte Versorgung, harte Strafen bei Verstößen gegen die eiserne Disziplin: Die Seeleute der Kriegsflotte sind schon seit der Jahrhundertwende aufrührerisch.

1901 zirkulieren erstmals linksradikale Flugblätter in Kronstadt. Wenig später bilden die Seeleute politische Zirkel, fordern Bürgerrechte und beschwerten sich über ungerechte Vorgesetzte. Schon im Aufstand von 1905 sind die Matrosen aktiv, plündern, morden, fordern das Ende der Zarenherrschaft.

Im Februar 1917 lynchen sie Offiziere, wählen einen Sowjet, den Bolschewiki und Anarchisten dominieren.

Im Oktober 1917 gibt ein Kanonenschuss vom Kronstädter Kreuzer „Aurora“ das Signal zum Sturm auf den Winter-

palast und sichert so den Erfolg des bolschewistischen Putsches.

Es sind die Männer von Kronstadt, die den Staatsstreich absichern. Sie sind es auch, die die Abgeordneten der Verfassunggebenden Versammlung – des ersten frei und gleich gewählten Parlaments in Russlands Geschichte – im Januar 1918 nach Hause schicken und so die Diktatur der Bolschewiki festigen.

Im Bürgerkrieg kämpfen insgesamt 40 000 Matrosen in den Reihen der Roten Armee, Anfang 1920 sind 4000 von ihnen Mitglieder der Partei. Trotzki benutzt sie mitunter als eine Art Prätorianertruppe, die er für besonders brutale Einsätze aussucht: Als Rotarmisten im Sommer 1918 bei Swijaschsk an der

Wolga vor antikommunistischen Truppen fliehen, sind es hochmotivierte Stoßtrupps der Kronstädter Matrosen, die die Front 800 Kilometer östlich von Moskau wieder stabilisieren. Und Trotzki, der zweite Mann der Partei, lobt die Seeleute als „Ruhm und Stolz der Revolution“.

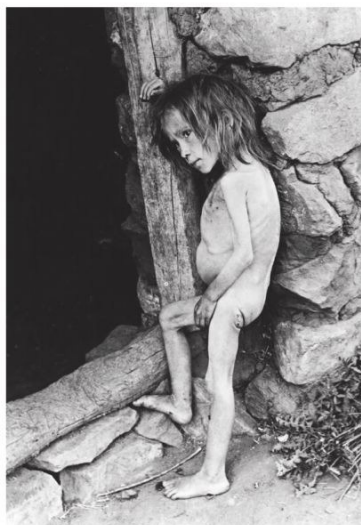
Ob er selbst daran glaubt? Denn die Matrosen bleiben ewige Rebellen, die gar nicht daran denken, die abgeschüttelte Disziplin der Zarenzeit nun durch eine neue Parteidisziplin zu ersetzen.

Schon während des Bürgerkriegs brechen in Kronstadt erste Krawalle aus, als Politikommissare auf die Basis kommen, um ein gewähltes Zentralkomitee zu entmachten. Andernorts kommt es zu Scharmützeln zwischen der Geheimpolizei Tscheka und Matrosen, die sich dem willkürlichen Kommando bolschewistischer Vorgesetzter nicht beugen wollen.

Dennoch: Bis zum Herbst 1920 schweißt der Kampf gegen die Weißen Partei und Seeleute zusammen – der Hass auf die Vertreter von Zarenreich und Bürgertum ist größer als jede Differenz.

Ende 1920 ist der Feind aber fast vollständig besiegt oder vertrieben. Und

Aufstand von Kronstadt



Auch zahlreiche Kinder zählen zu den Opfern der gewaltigen Hungersnot, die Sowjetrussland 1921 erfasst. Insgesamt kommen etwa fünf Millionen Menschen um

so bekommen viele Matrosen zum ersten Mal seit Jahren Heimaturlaub. Sie kehren zurück in ihre Dörfer.

Stepan Petritschenko ist Seemann auf der „Petropawlowsk“: 30 Jahre alt, seit 1912 in der Flotte, gut aussehend, kräftig und trotz seiner nur zweijährigen Schulbildung und seines ukrainischen Akzents ein bezwingender Redner. Um die Jahreswende reist er in sein Heimatdorf – und ist schockiert.

„Über viele Jahre“, erinnert er sich später, „hatten uns bolschewistische Zensoren die Ereignisse zu Hause verschwiegen, während wir an der Front oder auf See waren. Als wir nach Hause zurückkehrten, fragten unsere Eltern, warum wir für die Unterdrücker gekämpft hatten. Das brachte uns zum Nachdenken.“

Mit eigenen Augen sehen die Matrosen nun die verödeten Städte, die während des Bürgerkriegs leer geplünderten Dörfer. Sie hören die Geschichten von requirierten Lebensmitteln, beschlagnahmtem Saatgut. Sie erleben die Demütigung, an Straßensperren nach Essbarem durchsucht zu werden, das sie angeblich versteckt bei sich tragen.

Und auf der Basis ist es nicht besser. Im Winter 1920 friert der Finnische Meerbusen zu, die Schlachtschiffe im Hafen sind vom Eis umklammert – aber in den Bunkern lagert kaum noch Kohle, um sie zu heizen. Es fehlen warme Uniformen. Das schon zur Zarenzeit berüchtigt schlechte Marineessen wird noch unerträglicher, sodass Skorbut grassiert.

Dafür haben sie gekämpft? Das ist die Herrschaft der Bolschewiki, die Arbeiter, Bauern und Soldaten aus der Fron des Zarenregimes befreien wollten?

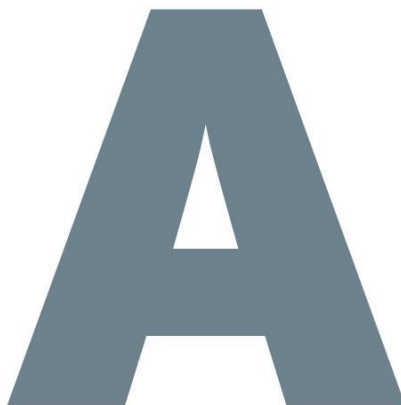
Vor allem auf der „Petropawlowsk“ empören sich die Matrosen. Petritschenko tritt aus Lenins Partei aus, und nicht nur er: In diesen Winterwochen verlieren Kronstadts Bolschewiki die Hälfte ihrer Mitglieder.

Die Seeleute schicken eine Abordnung nach Moskau, um auf ihr Elend aufmerksam zu machen. Doch die Abgesandten werden von der Tscheka verhaftet und kehren nie wieder zurück.

Im Februar 1921 hören Kronstadts Matrosen erstmals Gerüchte von Streiks

in Petrograd. Was geht dort vor? Wieder schicken sie ein paar Männer los.

Deren Weg ist beschwerlich, denn zwischen November und März friert der Finnische Meerbusen zu. Die Entsandten müssen mindestens sieben Kilometer über das Eis bis zur Garnisonsstadt Oranienbaum am Südufer der Bucht ziehen, zu Fuß oder auf Pferden: über eine ungeschützte, weiße Einöde, über die oft arktische Winde peitschen, auf der Nebelbänke und Schneeegstöber die Sicht verschleiern. Erst an Land bringt sie ein Zug, wenn er denn fährt, quälend langsam in die ehemalige Hauptstadt.



Am 28. Februar sind die Abgesandten zurück in Kronstadt. Sie geben den isolierten Matrosen auf der „Petropawlowsk“ ein unzensiertes Bild der Lage: In mehreren Fabriken haben Arbeiter gestreikt, nun stehen Rotarmisten und Geheimdienstler in den Werken und zwingen die Beschäftigten an die Maschinen.

Grigorij Sinowjew, Gefolgsmann Lenins und Vorsitzender des Petrograder Sowjets, hat das Kriegsrecht verhängt, es gilt eine Ausgangssperre. Truppen der Roten Armee treiben demonstrierende Arbeiter mit Schüssen auseinander, bolschewistische Redner und Schreiber denunzieren die protestierenden Proletarier als „Lakaien der Kapitalisten“.

Soldaten, die als unzuverlässig gelten, werden die Stiefel abgenommen, damit sie nicht durch Petrograds Straßen marschieren können. Geheimpolizisten der Tscheka haben Hunderte, wenn nicht Tausende Menschen verhaftet.

Empörung unter den Matrosen! Es ist heute nicht mehr klar auszumachen, was genau an diesem Tag in Kronstadt geschieht. Manches wirkt spontan, anderes von langer Hand vorbereitet. Offenbar hören nicht nur Matrosen der „Petropawlowsk“ den Bericht aus Petrograd, sondern auch Delegierte aus anderen Einheiten.

Und Stepan Petritschenko, der ukrainische Bauernsohn, wird nun zum „Vorsitzenden der Geschwader-Versammlung“ gewählt. Damit ist er der Anführer eines improvisierten Gremiums, das weder in der Flotte noch im Staat noch in der bolschewistischen Partei bislang existiert hat.

Die von Streiks und Kriegsrecht aufgewühlten Matrosen verabschieden eine Resolution. Dieses Dokument ist nicht, wie man erwarten könnte, ein Protest gegen die Unterdrückung der Streiks, sondern ein linkes, aber antibolschewistisches Grundsatzprogramm. Auf dem Schlachtschiff wird an diesem 28. Februar 1921 ein Gegenentwurf zu Lenins Einparteiendiktatur proklamiert. Die Matrosen fordern unter anderem:

- Neuwahl aller Sowjets „mit geheimer Wahl“,
- „Rede- und Pressefreiheit für Arbeiter und Bauern, für Anarchisten und linke sozialistische Parteien“,
- Freiheit für alle „politischen Gefangenen sozialistischer Parteien, ebenso für alle Arbeiter, Bauern, Soldaten und Seeleute, die in Verbindung mit den Arbeiter- und Bauernbewegungen verhaftet worden sind“,
- Wahl einer Kommission, die Fälle von Häftlingen „in Gefängnissen und Konzentrationslagern“ untersuchen soll,
- die Abschaffung spezieller Privilegien für eine einzige Partei,
- die Freiheit für alle Bauern, „über ihr Land und ihr Vieh zu bestimmen“.

Eine gewaltige Streikwelle erfasst Sowjetrussland Anfang 1921. Die Arbeiter protestieren gegen Privilegien für Parteimitglieder und fordern freie Neuwahlen zu den Sowjets (Putilow-Werke in Petrograd, 1920)

Freilich: Die Freiheit der Bürgerlichen oder gar der Konservativen interessiert die Matrosen einen Dreck; politische Gegner sollen weiterhin im Kerker schmoren, niemand kümmert sich um Demokratie oder gar ein Parlament.

Petritschenko und seine Kameraden formulieren vielmehr ein revolutionäres (politisch eher naives) Ideal: zurück zu 1917! Zurück zu der Phase zwischen März und Oktober jenes Jahres, in der Soldaten, Arbeiter und Bauern an der Macht beteiligt waren. Keine Partei soll allein dominieren.

Es ist ein Manifest der nichtbol-schewistischen Linken, die Alternative

zur Diktatur, der Traum vom freien Staat der Arbeiter, Bauern und Soldaten – und die gefährlichste Kriegserklärung, die je an Lenin ergangen ist. Denn sie kommt quasi aus den eigenen Reihen.

Am Tag darauf erfahren hohe Bol-schewiki vom Manifest – vielleicht durch Spitzel in der Marinebasis oder durch Mundpropaganda. Vertreter der KP-Führung eilen nach Kronstadt, darunter Staatspräsident Michail Kalinin und der Politikommissar Nikolaj Kusmin.

Die beiden Kader stellen sich auf einer Bühne auf dem größten Platz von Kronstadt gut 15000 Zuhörern. Kalinin, ein älterer, wegen seiner bäuerlichen

Herkunft geachteter Funktionär, der im März 1919 auf den vor allem ehrenhaften Posten des Vorsitzenden des Exekutivkomitees des Allrussischen Gesamtsowjets berufen worden ist, spricht ein paar Worte, doch unterbrechen ihn Störer schnell: „Halt die Luft an, Kalinitsch, du hast es warm genug!“

Nach dieser Demütigung stellt sich Nikolaj Kusmin auf die Bühne und droht: „Verräter werden erschossen!“ Unter Buhrufen wird auch er von der Bühne gejagt. (Kalinin wie Kusmin können Kronstadt später unversehrt verlassen.)

Kurz darauf aber jubelt die Menge einem Redner zu – Stepan Petritschenko,



der öffentlich verkündet: „Die Bolschewiki verheimlichen die Wahrheit vor dem Volk!“

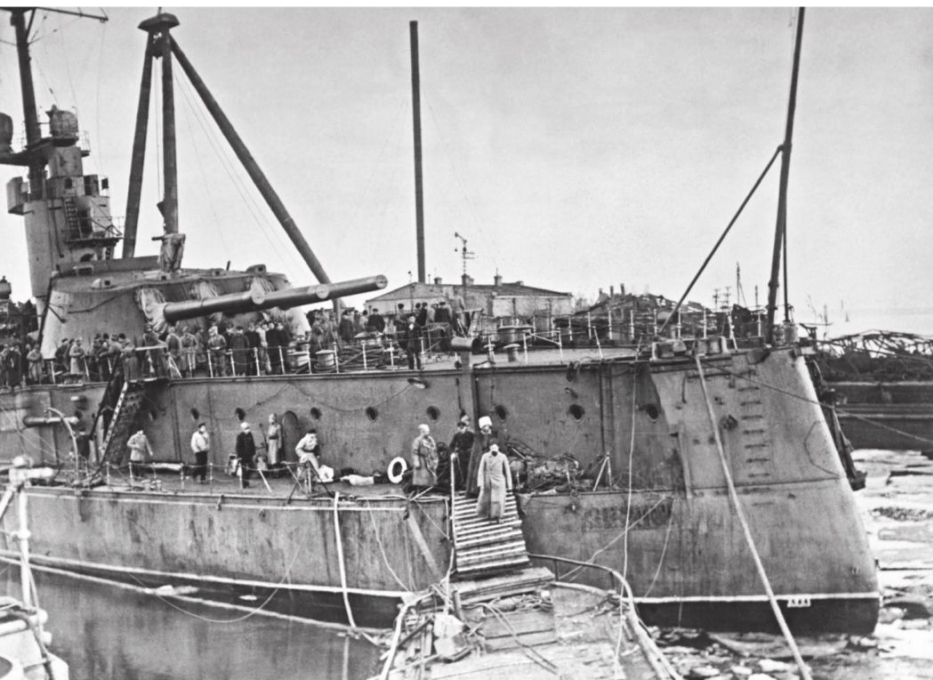
Am Folgetag treffen sich gut 300 hastig gewählte Delegierte in der Aula einer ehemaligen Kronstädter Schule, und an diesem 2. März wird aus einem Protest, den die Parteiführung wie so viele andere Revolten vielleicht doch noch irgendwie hätte besänftigen oder

mit Kommunisten heranrollen! Mit Gewehren und MGs! Sie werden die Versammlung angreifen!

Chaos, Panik, Wut. Niemand macht sich die Mühe, den Wahrheitsgehalt des Alarms zu prüfen – er wird sich später als haltloses Gerücht herausstellen. Die Delegierten unterbrechen die Beratung, hastig wird ein fünfköpfiges „Provisorisches Revolutionäres Komitee“ ausgerufen. An dessen Spitze: Petritschenko.

Matrosen stürmen die örtliche Zentrale der Tscheka (die Agenten jedoch fliehen rechtzeitig), sie besetzen alle Festungen, Waffenkammern, Lagerhäuser, Wasserpumpen und die Telefonzentrale. Kurz: Gegen Mittag ist Kronstadt ein revolutionärer, bis an die Zähne bewaff-

Am 2. März 1921 wagen die Matrosen von Kronstadt den Aufstand. Sie verfügen über die Schlachtschiffe »Sewastopol« (unten) und »Petropawlowsk« sowie zahlreiche schwere Geschütze



geräuschlos unterdrücken können, eine offene Meuterei. Eine dritte Revolution.

Eigentlich wollen die Delegierten nur die Wahl eines neuen Sowjets vorbereiten, frei, geheim und ohne Einmischung der Bolschewiki – so wie sie es in ihrer Resolution für die gesamte Sowjetunion gefordert haben.

Da ruft plötzlich ein Matrose der »Sewastopol« in die Menge, dass 15 Lkw

neter Mini-Sowjet im offenen Krieg gegen den riesigen Rest Sowjetrusslands.

Und nun?

Die Matrosen waren immer harte und brutale Kämpfer, aber sie sind stets gegen jemanden angetreten: gegen die Zarenoffiziere, gegen die Weißen, schließlich gegen die Bolschewiki. Dieser letzte

Kampf, so scheint es, war sogar der einfachste, denn zumindest in Kronstadt sind die verhassten Parteifunktionäre und Tschekisten ohne Gegenwehr geflohen.

Nun aber müssten sie zum ersten Mal *für* etwas kämpfen. Nun müssten sie das, was sie in ihrer Resolution ja tatsächlich für das gesamte Sowjetrussland gefordert haben, von ihrer isolierten Insel in das Riesenreich hineintragen.

Allein: Petritschenko und seine Rebellen bleiben in den nächsten Tagen seltsam passiv. Müssten sie nicht mit einigen Tausend Mann nach Petrograd ziehen? Schließlich sind Kronstädter Matrosen auch im Revolutionsjahr 1917 mehrmals in die Metropole eingefallen.

Die hungernden, frierenden, streikenden Arbeiter Petrograds würden sie vermutlich jubelnd empfangen. Und die Rotarmisten in der Stadt würden nicht auf ihre Kameraden schießen, den „Ruhm und Stolz der Revolution“, sie würden sich eher den Meuternden anschließen. Sinowjew und seine Tschekisten müssten fliehen, Petrograd, Russlands Tor zum Westen, wäre schon nach wenigen Stunden in Rebellenhand.

Doch Petritschenko ist eben kein Lenin. Die Matrosen verschanzen sich in Kronstadts Festungen und auf den stählernen Schiffen.

Nur einige Hundert Mann werden zum Festland geschickt, um dort Soldaten und Arbeiter zum Aufstand anzustacheln – eine doppelt fatale Strategie.

Denn zum einen sind die Boten viel zu wenige, um einen Kampf anzuzetteln. Zwar erklären sich bereits in der Nacht auf den 3. März Soldaten in der nahe gelegenen Stadt Oranienbaum mit den Kronstädtern solidarisch. Doch Tschekisten exekutieren noch vor dem Morgengrauen 45 Soldaten in Oranienbaum, womit diese Rebellion erstickt ist. Weitere Kronstädter Matrosen werden in Petrograd und Umland von Geheimpolizisten verhaftet, ehe sie größere Unruhen schüren können.

Zum anderen herrschen ja Winter und Not. Kronstadt ist nur dann eine kaum bezwingbare Insel, wenn das Meer frei ist – über das Eis jedoch können Angreifer marschieren. Zwei Wochen, mindestens, bleibt die Ostsee noch zugefroren. Zwei Wochen also haben

Lenins Feldherren Zeit, einen Gegenangriff vorzubereiten.

Schlimmer noch: Die Rebellen verfügen gar nicht über genügend Vorräte, um einer langen Belagerung standzuhalten. Granaten und Gewehrkugeln, die haben sie, dazu 135 Geschütze und MGs in Kronstadt und den außen liegenden Festungen, 28 Kanonen auf den beiden Schlachtschiffen. Aber es gibt

Allerdings hat Trotzki zunächst gar nicht genügend Männer, um seine Drohung wahr zu machen. In aller Eile rekrutiert die Partei in Petrograd daher eine Art Miliz: Tschekisten, kommunistische Offiziersschüler, einige zuverlässige Rotarmisten, sogar Jungkommunisten – 5000 Mann, viel zu wenige, um die Festung zu stürmen. Daher lässt Trotzki alle Verwandten der Meuterer, die sich

einem ehemaligen zaristischen Offizier geleitet wird: Michail Tuchatschewskij.

Der Adelige, erst 28 Jahre alt, gilt als brillanter Kommandeur. Er hat 1918 rechtzeitig die Seiten gewechselt und im Bürgerkrieg die Rote Armee zu Siegen geführt. Jetzt macht ihn Trotzki zum Henker Kronstadts.

Bis zum 7. März hat Tuchatschewskij 20 000 Mann unter seinem Kommando. Sie sind an den Ufern des Meerbusens aufgestellt. Geschütze werden herangekarrt, Kampfflugzeuge klargebracht. Um 18.45 Uhr grollen die Kanonen der Festungen Sestroretsk und Lisij Nos im Nordwesten sowie von Krasnaja Gorka im Westen zum ersten Mal.

Die Rebellen antworten mit Salven aus den Festungen und von den mächtigen Geschütztürmen der „Sewastopol“ in Richtung der Angreifer. Der Kanonendonner ist noch im 30 Kilometer entfernten Petrograd zu hören.

Doch vielleicht ist die Sicht abends schon zu schlecht, vielleicht sind die Artilleristen schlicht zu unerfahren: Die Schäden auf beiden Seiten sind gering, die Rebellen etwa beklagen bloß zwei Verletzte. Dann zieht Nebel auf, Schnee fällt, die Waffen schweigen für die Nacht.

Am nächsten Morgen schickt Tuchatschewskij seine Armee los, übers Eis. Es herrscht Schneesturm, vor den

Aufstand von Kronstadt

TROTZKI WILL DIE MATROSEN »WIE DIE HASEN« ABSCHIESSEN LASSEN

kaum Brot, Gemüse, Fleisch, Kohlen, nicht einmal Stiefel für jeden Kämpfer.

In dem Moment, als sich die Matrosen entschließen, in Kronstadt auszuharren, geraten sie in eine unhaltbare Lage. Sie haben ihre Revolution schon verloren, sie wissen es nur noch nicht.

Die Bolschewiki nutzen die Atempause. Leo Trotzki, der gerade in Sibirien Aufständische bekämpft hat, erreicht Petrograd am 5. März. Er stellt den Meuterern ein Ultimatum, sich binnen 24 Stunden zu ergeben. Zugleich lässt er aus Flugzeugen Pamphlete über Kronstadt abwerfen: „Ihr werdet abgeschossen wie die Hasen.“ Doch die Flugblätter schüchtern die Matrosen nicht ein, sondern entfachen ihre Wut nur noch mehr.

Die Regierung ist recht gut über die Stellungen der Rebellen informiert, denn einige Matrosen, die der Partei die Treue halten, telefonieren heimlich mit dem Festland und geben Berichte über Geschütze oder Vorratsmengen hinaus.

in der Stadt aufhalten, gefangen nehmen und als Geiseln ins Gefängnis bringen.

In Flugblättern und Reden hämmern KP-Funktionäre den Soldaten und Arbeitern Petrograds nun ein, die Matrosen seien „Spekulanten“, „Ex-Gendarmen“, „Verräter“ und „weiße Generäle“.

Es ist eine bittere Ironie, dass der so verunglimpft Stepan Petritschenko, der Bauernsohn, Matrose, Ex-Genosse und ewige Rebell, geradezu das Ideal eines Bolschewiken darstellt – während der geplante Angriff der Staatsmacht von

Den ersten Angriff der Roten Armee auf die Festung Kronstadt können die Matrosen abwehren. Doch einem massiven Aufgebot der Bolschewiki gelingt es schließlich am 17. März, die Verteidiger zu überwältigen



Angreifern liegen acht, zehn, 15 Kilometer Eis, so hart und so flach wie eine Steinplatte. Keine Deckung.

Vorneweg rennen Offiziersschüler, die fanatischsten, die jüngsten Soldaten der Roten Armee. Dahinter erfahrenere Kämpfer. Und in deren Rücken Tschekisten mit Maschinengewehren, die Befehl haben, die eigenen Männer niederzumähen, sollten die fliehen. Am Himmel kreisen Kampfflugzeuge, die Bomben in die Festung schleudern.

„Ich habe keine Zweifel“, erklärt Lenin an diesem Tag in Moskau, „dass die Rebellion in den nächsten Tagen, ja Stunden liquidiert wird.“

Vor Kronstadt bricht die Hölle los. Maschinengewehre rattern, die Angreifer fallen, das Eis färbt sich rot. Granaten aus den schweren Geschützen der Rebellen zerschmettern den Eispanzer, unter den Explosionen reißt das Meer auf, Hunderte Rotarmisten stürzen ins Wasser. Verängstigte Soldaten werfen sich hin, selbst die Mörder der Tscheka treiben sie nicht weiter voran. Schlimmer noch: Manche Einheiten ergeben sich, gehen geschlossen zu den Matrosen über.

Bei Sonnenaufgang liegen zahllose Leichen auf dem Eis. Die Angreifer ziehen sich in die Uferfestungen zurück. Kronstadt bleibt in Rebellenhand.

Trotzki überlegt nun, die Matrosen mit Giftgas zu töten. Doch Tuchatschewskij beschließt, die Taktik des ersten Angriffs beizubehalten, nur mit mehr Soldaten. Im Verlauf der folgenden Woche sammelt er 50 000 Mann, ausgewählte Truppen aus entfernteren Landesteilen. Sein Kalkül: Diese fremden Männer werden weniger Skrupel haben, die Kronstädter Seeleute zu massakrieren.

Zugleich zermüht er die Verteidiger mit immer neuen kleinen Überfällen und Artillerieangriffen. Eine Granate schlägt auf der „Sewastopol“ ein und tötet 14 Seeleute.

Mitte März ist den Kontrahenten klar, dass die Entscheidung in den nächsten Stunden fallen muss, so oder so: Denn der Schnee auf Kronstadts Straßen beginnt zu tauen. Noch ein wenig Zeit – und das Eis wird keine Angreifer mehr tragen, die Festung wäre gerettet. Angriff, befiehlt Tuchatschewskij daher: am 17. März, um 3.00 Uhr morgens.

Dunkelheit. Die Matrosen ahnen, dass eine Attacke bevorsteht, viele stehen seit drei Tagen ununterbrochen auf Posten. Die Lichtbalken ihrer Suchscheinwerfer irren durch die Nacht. Nichts.

Vom nordwestlichen Ufer her nähern sich Rotarmisten wie Phantome über das Eis. Keine Zigaretten! Kein lautes Wort! Befehle werden flüsternd von Mann zu Mann weitergetragen.

2.45 Uhr. Die Angreifer nehmen die unbesetzte Festung Nummer 7 ein. Nun liegen die Forts Nummer 5 und 6 vor ihnen: die äußersten Punkte der Kronstädter Verteidigungsstellungen. Stacheldraht. Die Rotarmisten robben auf allen vierten weiter, kaltes Schmelzwasser saugt ihre weißen Tarnmäntel voll. Plötzlich erfasst ein Scheinwerfer die Angreifer.

„Wir sind eure Freunde. Wir sind für die Sowjetmacht. Wir werden euch nicht erschießen!“, schallt es aus den Stellungen der Matrosen. „Hurra!“, schreien die Rotarmisten und springen auf, mit Handgranaten und Bajonetten.

Der 17. März wird ein Tag des Gemetzels. Während einige Tausend Angreifer die außen liegenden Festungen von Norden her bestürmen, sind Zehntausende von Süden herangeschlichen. Sie greifen nun Kronstadt selbst an: eine Kolonne den zugefrorenen Hafen, die zweite den Richtung Petrograd weisenden östlichen Stadtwall.

Maschinengewehrfeuer, Leichen, Blut, Terror bei den Soldaten. Zwei Rotarmisten sind so verängstigt, dass sie sich in eine eingefrorene Barke in Deckung werfen – ihr Offizier erschießt sie und jagt den Rest seiner Truppe weiter.

Recht schnell kollabiert die Ordnung bei den Kolonnen, die den Hafen bestürmen. In manchen Regimentern sind nach wohl höchstens drei, vier Stunden Kampf bereits mehr als die Hälfte der Männer tot oder verwundet.

Doch am Wall Kronstadts wie auch bei den Außenforts gewinnen die Rotarmisten Meter um Meter. Häuserkampf. Heckenschützen. Frauen werfen sich ins Getümmel, helfen Verwundeten, schleppen Munition in die Stellungen.

Tuchatschewskij gelingt es, schwere Geschütze von Oranienbaum aus über das Eis zerren zu lassen. Er bringt sie mitten in Kronstadt in Stellung, feuert

aus wenigen Metern Granate um Granate in die Häuser. Als die Sonne sinkt, ist die Rebellenhochburg gefallen.

Um einzelne Gebäude wird noch bis zum Mittag des nächsten Tages gekämpft, doch die Stadt selbst, ihr Hafen, die Schlachtschiffe werden am Abend des 17. März von der Roten Armee kontrolliert.

Stepan Petritschenko und mit ihm Tausende, weit mehr als die Hälfte der Rebellen, fliehen in einem Bogen durch die Nacht, Dutzende Kilometer über das Eis, bis sie Finnlands Küste erreichen.

S

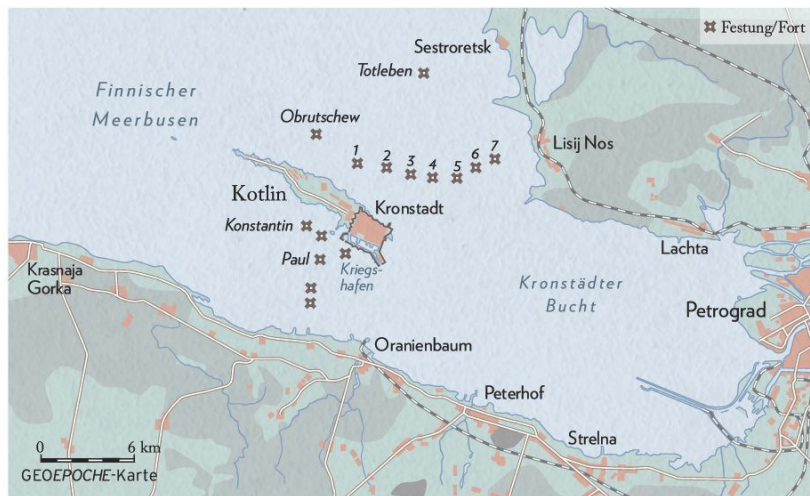
Später wird Lenin gegenüber Genossen erklären, Kronstadt „habe die Realität besser als irgendetwas sonst beleuchtet“.

Die Realität, das sind wohl 10 000 tote, verwundete oder vermisste Rotarmisten. Die Realität, das sind überlebende Soldaten, die in entlegenste Landesteile verlegt werden, wie Henker, die man nach getaner Arbeit möglichst weit fort-schickt, um das Gewissen zu beruhigen.

Die Realität, das sind mindestens 600 im Kampf getötete Matrosen. Die Realität, das sind mehr als 2500 gefangene Meuterer, die allesamt erschossen oder im Gulag umgebracht werden.

Sinowjew wird schon in der ersten Nacht 500 von ihnen exekutieren lassen, und viele Familienangehörige, die als Geiseln eingekerkert worden sind, erwartet das gleiche Schicksal. (Den nach Finnland Geflohenen bietet die Regierung im Mai 1921 die Amnestie an. Viele sind so naiv, Lenin zu glauben. Sie kehren zurück – und verschwinden in

DAS BOLLWERK AUF DER INSEL



Die Festung Kronstadt liegt auf der Insel Kotlin in der Bucht vor Petrograd. Seit Beginn des 18. Jahrhunderts dienen der Marinestützpunkt und weitere befestigte Inseln dem militärischen Schutz der etwa 30 Kilometer entfernt liegenden Metropole

Straflagern. Petritschenko und weitere Matrosen verharren im Exil.)

Lenin erkennt sehr wohl, dass die Kronstädter Rebellion, anders als die Feldzüge der weißen Generäle, ja selbst anders als die Aufstände verzweifelter Bauern, aus dem Herzen der Bewegung kommt, aus den Reihen der fanatischsten Revolutionäre. Militärisch mögen manche Schlachten des Bürgerkriegs die Herrschaft der Bolschewiki stärker bedroht haben, doch moralisch erschüttert Kronstadt das Fundament der Partei.

Wenn die Prätorianer nicht mehr treu sind, wer soll es dann noch sein?

Was tun? Die Antwort Lenins: Er dämpft die Schockwellen der Kronstädter Rebellion *politisch* ein, macht aber *ökonomische* Zugeständnisse.

Politisch räumt er brutal auf: Die letzten Rivalen im Land werden 1921 und 1922 verhaftet. Noch einmal werden mehr als 5000 Menschewiki, Anarchisten und Sozialrevolutionäre festgenommen, viele von ihnen in Schauprozessen als „Volksfeinde“ verurteilt. Bald nach Kronstadt gibt es endgültig nur noch eine einzige Partei: die der Bolschewiki.

Doch auch die lässt Lenin bis Ende 1921 von einem Viertel der Mitglieder „säubern“. Erst durch und nach Kronstadt wird die bolschewistische Partei so brachial diszipliniert, dass sich keine

Stimme mehr gegen die Führung erhebt. Der Weg zur Einparteiendiktatur, an dessen Beginn Lenins Putsch im Oktober 1917 stand, hat nun sein Ende erreicht.

Ökonomisch hingegen beugt sich Lenin der Realität. Es war ja die schiere Not, die den Rebellen ihren verzweifelten Mut gab. Auf dem 10. Parteitag verkündet er daher bereits am 15. März 1921 in einer Rede nichts weniger als eine verschleierte Kapitulation: die „Neue Ökonomische Politik“.

Diese Politik bedeutet Rückkehr zu einer begrenzten Marktwirtschaft, zu Handel. Während entscheidende Bereiche – Schwerindustrie, Außenhandel, Bankenwesen, Verkehr – weiterhin von den Bolschewiki kontrolliert werden, dürfen vor allem die Bauern freier atmen.

Ihre Ernten werden nicht länger requiriert, sie müssen nur noch eine Steuer in Naturalien entrichten.

Und jedermann darf Lebensmittel auf Märkten wieder frei handeln. Keine Straßensperren mehr, keine Zuteilung, sondern Kauf und Verkauf.

Da die KP die Bauern – die große Mehrheit der Bevölkerung – nicht auf Linie zwingen kann, die Landleute aber überlebenswichtig sind für das Riesentreich, muss die Partei ihnen entgegenkommen und ihnen Grund und Boden, freie Ernten, freien Handel gestatten.

Jenen Ideologen, die eigentlich die gesamte Wirtschaft sozialisieren, überall Kolchosen und Sowchosen installieren und den Privatbesitz abschaffen wollen, hält Lenin entgegen, dass die neue Politik „ernsthaft und für lange Zeit“ eingeführt werden müsse.

Tatsächlich nimmt bereits 1923 die Fläche der Felder, auf denen gesät wird, um 18 Prozent zu – die Ernte allerdings bleibt zunächst schlecht, denn vielerorts fehlt es beispielsweise an Pflügen. Nur ganz langsam wird sich die Produktion in den folgenden Jahren erholen.

Was bleibt von Kronstadt? Ganz sicher ist es das klassische Beispiel für eine Revolution, die ihre Kinder frisst.

Es ist am Ende Stalin, der Saturns Platz als Menschenverschlinger einnimmt: Stepan Petritschenko wird 1945 von den Finnen an Moskau ausgeliefert. Er stirbt wenige Jahre später im Gulag.

Und die Mörder von Kronstadt? Sinowjew, der die Geiseln exekutiert, Trotzki, der vom Giftgas träumt, Tuchatschewskij, der Soldaten in den Eistod schickt: Auch sie werden irgendwann alle von Stalins Häschern ausgelöscht.

Und die 16-tägige Meuterei von Kronstadt bleibt ein Exempel dafür, dass Revolutionäre, die scheitern, das exakte Gegenteil ihrer Ziele bewirken.

Die Seeleute, die das Machtmonopol einer Partei verhindern wollten, haben es durch ihren Aufstand erst recht zementiert. Durch die Unterdrückungen, die Säuberungen und die Neue Ökonomische Politik hat Lenin Ende 1921 die Macht weit fester in Händen als Ende 1920. Es gibt keine organisierte Opposition mehr, erst recht keine bewaffnete.

Weil Kronstadt scheitert, wird es bis zum Ende der Sowjetunion nie mehr ein zweites Kronstadt geben. ●

LITERATUREMPFEHLUNGEN

Paul Avrich, „Kronstadt 1921“, Princeton University Press: Die 1970 erschienene Studie ist bis heute die beste Darstellung der Ereignisse von Kronstadt. Israel Getzler, „Kronstadt 1917–1921. The Fate of a Soviet Democracy“, Cambridge University Press: beschreibt ausführlicher als Avrich die revolutionäre Gesinnung der Kronstädter vor, während und nach der Revolution.

ERZWUNGENE VEREINIGUNG

Selbstbestimmung haben die Bolschewiki den nichtrussischen Völkern des einstigen Zarenreiches versprochen. Doch dann unterwerfen sie viele dieser Nationen mit militärischer Gewalt

Text: MARKUS FLOHR und ANDREAS SEDLMAIR; Karte: CHRISTIAN KUHLMANN

Es ist der 29. Dezember 1922, und im Kreml verliert Josef Stalin, Volkskommissar für Nationalitätenfragen, den Gründungsvertrag eines neuen Staates. Vertreter der Sowjetrepubliken Russland, Weißrussland, der Ukraine sowie der Transkaukasischen Föderation sind nach Moskau gekommen, um den Zusammenschluss ihrer Länder in der „Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken“ zu beschließen.

Eine freiwillige Vereinigung gleichberechtigter Völker soll der neue Bund werden, so hat es die Parteiführung den Vertretern der Republiken zugesichert. Die Bolschewiki, scheint es, lösen damit ein Versprechen ein, das sie den nicht-russischen Völkern des früheren Zarenreichs fünf Jahre zuvor gegeben haben.

Denn Nikolaus II. herrschte nicht nur über das eigentliche Russland, sondern auch über zahlreiche andere Gebiete, die – meist durch Eroberung – im Lauf der Jahrhunderte an sein Reich gekommen waren. Und so gehörten gut 50 Prozent seiner Untertanen nicht-russischen Völkerschaften an. Viele dieser Polen, Weißrussen, Usbeken, Kasachen, Georgier und Armenier empfanden das Reich des Zaren als Völkergefängnis.

Am 2. November 1917, nur wenige Tage nach dem Putsch der Bolschewiki, veröffentlichte die neue Regierung unter Lenin eine Deklaration, die allen Völkern des neuen Sowjetreiches das Recht auf

Selbstbestimmung zugestand. Auf diese Weise warb Lenin um die Unterstützung der nichtrussischen Völker für die noch nicht gesicherte Herrschaft seiner Partei. Die nationalen Bewegungen, die nach dem Sturz des Zaren fast überall im Reich erstarkten, sollten in den Bolschewiki Vertreter ihrer Interessen sehen.

Tatsächlich aber hatten die Kommunisten keineswegs vor, die anderen Völker in die Selbstständigkeit zu entlassen. Doch im Chaos von Welt- und Bürgerkrieg verloren sie bis Mitte 1918 fast alle nichtrussischen Landesteile im Süden und Westen des Reiches.

Einige dieser Gebiete mussten sie schon bald endgültig aufgeben, darunter Polen, das zunächst von deutschen und österreichischen Truppen besetzt war und sich ab Herbst 1918 zu einem starken Nationalstaat entwickelte, sowie Finnland, wo ein kurzer Bürgerkrieg in einer Niederlage der Kommunisten endete.

Komplizierter war die Lage in der Ukraine, die über mehrere Jahre heftig umkämpft war, ehe sich dort nach einer Vielzahl von Machtwechseln und Frontverschiebungen 1919 eine bolschewistische Regierung durchsetzte.

Und im lange zwischen Polen und Sowjetrussland umkämpften Weißrussland konnte 1920 die Rote Armee einen entscheidenden Sieg erringen.

Im gleichen Jahr machten sich die Bolschewiki daran, die Regionen südlich

des Kaukasus zu unterwerfen, wo sich bereits 1918 drei unabhängige Republiken gegründet hatten: Armenien, Aserbaidschan und Georgien.

Auch diese drei Staaten mussten sich nach und nach der Übermacht der Roten Armee geschlagen geben.

Doch obwohl nun im gesamten Transkaukasus Kommunisten herrschten, stieß die Politik der Moskauer Zentrale dort immer noch auf Widerstand – diesmal aus den eigenen Reihen. Vor allem in Georgien beharrten die einheimischen Bolschewiki auf einer gewissen Unabhängigkeit von der russischen KP.



EINE NEUE GROSSMACHT



In den Jahren nach der Oktoberrevolution versuchen die Bolschewiki, in möglichst vielen Gebieten des einstigen Zarenreiches die Macht zu erringen – und nutzen dafür meist die militärische Schlagkraft der Roten Armee. Ende 1922 sehen sie die Zeit gekommen, die von ihnen beherrschten Völker in einem Staat zu vereinen. Aus vier Sowjetrepubliken – Russland, Ukraine, Weißrussland und Transkaukasien – erschaffen sie die Sowjetunion

Sie wehrten sich gegen Pläne der obersten Führung in Moskau, Georgien mit Armenien und Aserbaidschan zu einem Staatenbund zusammenzuschließen. Doch aller Protest war vergebens: Einseitig verkündete das „Kaukasische Büro“ – ein Parteiorgan, das einem Vertrauten Josef Stalins unterstand – im März 1922 die Gründung einer Transkaukasischen Föderation.

Nun schien dem seit Langem geplanten Zusammenschluss aller Sowjetrepubliken in einem Gesamtstaat nichts mehr entgegenzustehen. Doch noch einmal kam es zu erbittertem Streit zwi-

schen Parteigenossen: Lenin und Stalin stritten sich im Herbst 1922 über den Charakter des neuen Gebildes.

Zwar hatte keiner von beiden vor, den nichtrussischen Republiken echte Unabhängigkeit von Entscheidungen der Moskauer Zentrale zuzugestehen, doch Lenin wollte zumindest den Anschein von Gleichberechtigung wahren: Die Sowjetrepubliken sollten sich als offiziell ebenbürtige Partner zusammenschließen, ohne Vorrechte für Russland.

Stalin hielt solche Rücksichtnahme für unnötig: Viel einfacher sei es doch, wenn sich die nichtrussischen Republi-

ken Sowjetrussland als autonome Gebiete anschließen.

Doch ein letztes Mal setzte sich der bereits schwer erkrankte Lenin gegen den Georgier durch: Der Vertragstext, den Stalin nun am 29. Dezember 1922 im Kreml verliest, folgt den Vorstellungen des Parteiführers.

Am Tag darauf ratifizieren Gesandte der vier Republiken das Abkommen im Bolschoj-Theater. Die versprochene freiwillige Vereinigung gleichberechtigter Völker erschaffen sie damit zwar nicht – sie begründen aber eine zukünftige Supermacht. ●

DAS ERBE DES DIKTATORS

Kaum haben die Bolschewiki mit dem Ende des Bürgerkriegs ihre Macht stabilisiert, da erleidet Wladimir Iljitsch Lenin, ihr Anführer, im Mai 1922 einen schweren Schlaganfall. Nun beginnt ein Machtkampf um seine Nachfolge, für den niemand besser gerüstet ist als der Generalsekretär des Zentralkomitees der KP: Josef Stalin

—— Text: MATTHIAS LOHRE



Die KP gibt für Propagandazwecke Hunderte Bilder in Auftrag, die Lenin als heldenhaften Revolutionär, Redner und Führer der Massen zeigen (Wladimir Serow: »Lenin verkündet die Sowjetmacht«)

A

Anfangs ist Russlands oberstem Revolutionär nur etwas schwindlig. Als er vom Bett aufsteht, muss er sich an einem Schrank festhalten. Das habe nichts zu bedeuten, beruhigen ihn seine Ärzte. Doch Wladimir Iljitsch Lenin ahnt, dass etwas nicht stimmt. Mehr noch: dass etwas Schreckliches sich ankündigt. „Dies ist das erste Klingelzeichen“, erklärt er seinen Ärzten. Und tatsächlich spürt er kurz darauf, in der Nacht des 26. Mai 1922, seine rechte Körperhälfte nicht mehr. Arm und Bein hängen schlaff herab, auch eine Gesichtshälfte ist gelähmt. Der schier allmächtige Diktator ist hilflos und verwirrt.

Das Schlimmste aber: Der Mann, dessen Worte die Welt verändert haben, kann nicht mehr richtig sprechen.

Dabei hat Lenin alles getan, um es nicht so weit kommen zu lassen. Er hat sich auf Drängen der Mediziner mehrmals zur Erholung in sein idyllisches Landhaus in Gorki zurückgezogen, 35 Kilometer von Moskau entfernt. Er hat weniger gearbeitet und gehofft, die Kopfschmerzen und Gedächtnisausfälle, die Schlaflosigkeit und tiefe Erschöpfung ließen sich auskurieren.

Doch jetzt – das lassen später Erinnerungen der Menschen in seiner Umgebung vermuten – erkennt er wohl, dass er nicht mehr lange leben wird. Und fürchtet, er werde hilflos vegetieren. Die Vorstellung ist dem Willensmenschen unerträglich, er denkt an Suizid.

Seine Ärzte, darunter Experten aus Deutschland, haben den Gehirnschlag nicht vorhergesehen. Nun diagnostizieren einige von ihnen hier in Gorki eine Arteriosklerose: Ablagerungen verstopfen Blutgefäße im Hirn des 52-Jährigen; sein Vater war nur zwei Jahre älter, als er einst an der gleichen Krankheit starb.

Dieser erste schwere Schlaganfall Lenins droht die russische Revolution ihres Anführers zu berauben, jenes Mannes, ohne dessen Willenskraft und Entschlossenheit vermutlich weder der Oktoberumsturz noch der Sieg der Bolschewiki im Bürgerkrieg möglich gewesen wären.

LENINS ZUSTAND IST EIN STAATS- GEHEIMNIS

Und so ist Lenins Kampf gegen den Tod, der Verfall seiner körperlichen und geistigen Kräfte, weitaus mehr als eine persönliche Tragödie: Die Zukunft des ersten von Kommunisten regierten Staates der Erde sowie der gesamten kommunistischen Bewegung steht auf dem Spiel.

Lenin weiß, dass ihm nur wenig Zeit bleibt, um sein politisches Erbe zu ordnen, zumal mit seinen Kräften zusehends auch sein Einfluss schwindet. Eine Frage steht über allem, beschäftigt den Kranken ebenso wie die Parteiführung: Wer soll Lenin als Führer ersetzen, ihm an der Spitze von Partei und Staat nachfolgen?

Die potenziellen Erben bringen sich bereits in Stellung. Sie spinnen Intrigen, verbreiten Lügen und heucheln Loyalität. Es beginnt ein Machtkampf, der die Welt verändern wird.

Dabei ist Russland im Frühjahr 1922 gerade dabei, sich von den Schrecken zu erholen, die Welt- und Bürgerkrieg, Revolution und Terror über das Land gebracht haben. Grund zur Hoffnung auf bessere Zeiten scheint die im Vorjahr eingeführte Neue Ökonomische Politik zu geben: Gegen großen Widerstand in der Partei hat Lenin Privatwirtschaft im Kleinen wieder erlaubt.

Bauern dürfen nun ihren Getreideüberschuss verkaufen, an wen immer sie wollen. Jedem Sowjetbürger ist es freigestellt, einen Laden oder Betrieb zu eröffnen, solange er nicht mehr als 20 Lohnarbeiter beschäftigt. Besitzer verstaatlichter Kleinbetriebe erhalten ihre Firmen wieder zurück.

Was jetzt als bester Weg zum Sozialismus propagiert wird, galt noch vor Kurzem als Verbrechen an der Revolution. Schon kurz nach dem Oktoberputsch 1917 hat das Regime begonnen, Unternehmer zu enteignen und Firmen zu verstaatlichen. Privater Handel war für die Bolschewiki ein kapitalistisches Übel und Hindernis auf dem Weg zum Kommunismus. Im Bürgerkrieg pressen sie den Bauern die Ernteerträge ab, um ihre Armeen und Städter zu ernähren.

Diese Zwangsrequirierungen führten zu Aufständen hungernder Bauern, zu einem Krieg im Bürgerkrieg. Das Land wurde stärker verwüstet als in Napoleons Feldzug 1812. Immer heftiger wurde um immer weniger Getreide gekämpft. Allein durch eine Hungersnot 1921/22 starben mindestens fünf Millionen Menschen. Aus Angst vor einem Sturz seines Regimes leitete Lenin da bereits die radikale Kursänderung ein.

Die Neue Ökonomische Politik ist eine Notlösung. Sie soll die Bauern befrieden und die Erträge steigern. Die Großindustrie aber bleibt in



staatlicher Hand, Unternehmen einer Branche werden organisatorisch gebündelt. Die neuen Konglomerate können Löhne und Preise festlegen, müssen selbst für Rohstoffe und Absatz sorgen. Diese Form der Marktwirtschaft soll das Regime jetzt erst einmal retten. Denn Fabrikarbeiter und andere Großstädter brauchen dringend Essen, Kleidung und warme Wohnungen.

Tatsächlich füllen sich die Märkte bald wieder mit Waren. Doch das Zugeständnis an die kapitalistische Wirtschaftsweise soll nach Lenins Willen bloß vorübergehend gelten.

Das Regime lockert seinen Griff nur so weit wie nötig, um dem geschundenen Land eine Atempause zu geben.

Auch der oberste Bolschewik braucht dringend Ruhe. Vier Jahre lang hat Lenin täglich 16 Stunden lang Befehle erteilt, mit Genossen diskutiert, Artikel geschrieben. Mit Erfolg: Das kommunistische Regime festigt sich zusehends, jede nennenswerte Opposition ist mit brutaler Gewalt niedergekämpft worden.

Doch die Kraftanstrengung hat Lenin erschöpft. Er schläft schlecht, reagiert häufig grundlos gereizt. Einem Arzt vertraut er an, er leide unter Zwangsvorstellungen (welchen genau, ist nicht überliefert). Ermattet gesteht er schon im Sommer 1921 der Parteiführung: „Ich kann nicht arbeiten.“ An die Öffentlichkeit dringt kaum etwas. Lenins Gesundheit ist Staatsgeheimnis.

Viele Darstellungen Lenins sollen dessen Genie bejubeln: als Revolutionär, Parteiführer oder – wie hier – als Regierungschef (»Lenin im Smolnyj«, Isaak Brodskij)



Der Proletarierführer genießt bürgerliche Annehmlichkeiten. Seine Residenz in Gorki verfügt über Zentralheizung, Elektrizität, Telefon, einen Wintergarten und eine Bibliothek, und in der Garage steht ein von den Genossen geschenkter Rolls-Royce. Damit der Wagen auch im Winter vorankommt, ersetzen Skier und Panzerketten bei Bedarf die Räder.

Das Haus in Gorki, das zuvor einem General gehörte, hat eine klassizistische Fassade und liegt auf einem Hügel, stets umweht von sauberer Luft. Spaziergänge an einem nahe gelegenen Fluss sollen Lenin beruhigen. Dennoch plagen ihn unerklärliche Erschöpfungszustände: ausgerechnet ihn, der früher schier unermüdlich und arbeitswütig war. Und abhängig zu sein – von Pflegern, Ärzten, dem eigenen Körper – ist ihm verhasst.

Einer seiner Ärzte vermutet, Blei vergifte Lenins Gehirn und verursache die Kopfschmerzen. Seit einem Pistolenattentat im August 1918 steckt ein bleiernes Geschoss in seinem Hals. Daher stimmt Lenin im April 1922 einer Operation zu. Der riskante Eingriff verläuft ohne Komplikationen, ein Arzt entfernt die Kugel. Doch was zur Heilung beitragen sollte, beschleunigt womöglich den Niedergang des KP-Chefs: Einen Monat nach der Operation erleidet er jenen Schlaganfall, der ihn zeitweilig seiner Sprache beraubt.

Nach dem ersten Schock aber erholt er sich langsam, kann bald wieder laufen und sprechen. Mit einem Hund geht er spazieren, sammelt Pilze. Als seine Ärzte ihm vom Arbeiten abraten, erwidert er dennoch heftig: „Etwas anderes habe ich nicht!“ Häufig beschäftigt ihn nun die eine Frage: Wer soll sein Erbe antreten?

Dabei ist die Rangordnung in der bolschewistischen Partei eigentlich ausgemacht: Seit 1917 gilt Leo Trotzki unter den Genossen als Nummer zwei – und damit vielen als Lenins designierter Nachfolger. Der hochintelligente Berufsrevolutionär hat den Oktoberumsturz befehligt, die Rote Armee aufgebaut und sie im Bürgerkrieg mit rücksichtsloser Härte zum Sieg geführt. Ohne ihn gäbe es wohl kein Sowjetimperium.

Doch viele in der Partei halten den 42-Jährigen für überheblich, auch weil er nur widerwillig an ihren Veranstaltungen teilnimmt: Trotzki gibt sich nicht als Genosse, sondern als General.

Auch ist unvergessen, dass er viele Jahre Menschewik war, also ein Lenin-kritischer Sozialdemokrat, und sich dessen radikalem Kurs erst kurz vor der Revolution angeschlossen hat.

Obendrein gibt es auch unter den Bolschewiki Antisemiten – und Trotzki, der mit bürgerlichem Namen Lew Dawidowitsch Bronschtejn heißt, ist Jude. Lenin sind solche Vorurteile fremd,

doch auch er mag den arroganten Intellektuellen nicht sonderlich. Zu offen zeigt Trotzki, wie sehr ihm die Mitarbeit in einer kollektiven Führung widerstrebt. Seine Fähigkeiten aber schätzt Lenin.

Zu Trotzki's ärgstem Widersacher wird schon bald der 43-jährige Josef Stalin. Der gebürtige Georgier stand von Beginn an in den Reihen der Bolschewiki. Er bewundert den radikalen Denker Lenin, der ihn 1912 ins Zentralkomitee der Partei berief. Zudem ist er enorm fleißig und ein begabter Organisator. Im Bürgerkrieg hat er eine Fülle von Aufgaben übernommen, die keiner sonst sich aufbürden wollte.

Lenin sieht in Stalin einen engen Gefolgsmann. Wenige Wochen vor seinem ersten Schlaganfall hat er für ihn einen neuartigen Posten geschaffen: Generalsekretär des Zentralkomitees.

Das ZK ist das höchste Führungsgremium der Bolschewiki zwischen zwei Parteitag, ähnlich einem Parteivorstand. Als Leiter des ZK-Sekretariats soll Stalin die rasant wachsende Zahl der KP-Funktionäre im Riesenreich kontrollieren, eine gewaltige Aufgabe. In der Parteizentrale laufen Informationen aus Unterorganisationen im ganzen Land zusammen, von hier erhalten Funktionäre ihre Order.

Als Stalin zum ersten Generalsekretär wird, arbeiten bereits 600 Leute für das Zentralkomitee – sechsmal mehr als für Lenins Büro im Rat der Volkskommissare, dem dieser vorsteht. Stalin weiß den Apparat zu nutzen: Er ordert Tausende Berichte, gibt Hunderte Direktiven aus, setzt Funktionäre unter Druck, entlässt Gegner und befördert Freunde. Die Partei lernt Gehorsam gegenüber Moskau. Der Georgier, ausgestattet mit einem phänomenalen Gedächtnis und großer Ausdauer, scheint wie gemacht für den Posten.

Lenin kennt Stalins grobe, rücksichtslose Seite. Doch er glaubt, ihn für seine Zwecke nutzen zu können. Als seine Schwester ihn vor Stalins Gerissenheit warnt, antwortet Lenin herablassend: „Er ist weit davon entfernt, intelligent zu sein.“ Wie viele Genossen hält auch er den Mann mit dem Pockennarbengesicht für Mittelmaß.

Tatsächlich aber arbeitet Stalin in den Monaten nach Lenins Schlaganfall beharrlich daran, die eigene Position zu verbessern. Und während er ihm ergebene Provinzfunktionäre in die Moskauer Zentrale holt, um seine Macht zu sichern, präsentiert er sich in Gorki als Lenins treuer Verwalter. Zwischen Juli und September 1922 reist er neun Mal zu dessen Residenz.

Wenn Stalin zu Besuch kommt, ordert der Hausherr bei seiner Schwester, die ihn betreut, eine Flasche Rotwein, damit der Gast sich will-



kommen fühlt. Auf der Terrasse diskutieren dann beide die politische Lage.

Stalin soll als Verbindungsmann zur Parteispitze dem KP-Chef helfen, in der Zeit seiner Abwesenheit nicht an Einfluss zu verlieren. Doch spätestens als Lenin sich im Oktober 1922 wieder in der Lage fühlt, nach Moskau zurückzukehren und Sitzungen der höchsten Gremien zu leiten, wird ihm klar, dass Stalin ein falsches Spiel treibt.

Denn während Lenins Aufenthalt in Gorki hat der Generalsekretär zwei wichtige Verbündete gefunden: Grigorij Sinowjew, den Vorsitzenden des mächtigen Petrograder Sowjets, und Lew Kamenew. Beide gehören (wie Lenin, Trotzki und Stalin) zu den sieben stimmberechtigten Mitgliedern des Politbüros, des Spitzengremiums der Partei, das zweimal pro Woche tagt und zwischen



Lenins letzte Jahre

den Plenarsitzungen des ZK die Parteiarbeit leitet. Stalin, Sinowjew und Kamenew treffen sich vor Parteiversammlungen, um ihr Vorgehen abzusprechen und ihren Gefolgsleuten vorzugeben, wie sie abstimmen sollen.

Jeder der drei will insgeheim selbst nach der Parteiführung greifen und die jeweils anderen zwei für die eigenen Zwecke einspannen. Sie eint die Furcht vor Trotzki, ihrem ärgsten Rivalen im Kampf um Lenins Nachfolge.

Am besten hat sich Stalin in Position gebracht. Als Generalsekretär hat er ein entscheidendes Wort bei der Besetzung von Parteiposten mitzureden. Allein 1922 kann er so gut 10 000 Genossen als Funktionäre unterbringen, die seine Gefolgsleute sind oder es nun werden. Diese Parteikader haben sich den Bolschewiki im Untergrundkampf oder im Bürgerkrieg angeschlossen, sie denken eher pragmatisch, und es verbindet sie

Die sowjetischen Künstler halten sich bei ihren Lenin-Gemälden meist an einen vorgegebenen Regelkanon. So zeigen sie den Parteiführer oft von der Seite, mit ausgestrecktem Arm und im immergleichen Anzug (Isaak Brodskij, »Lenin spricht zu den Arbeitern der Putilow-Werke«)

nur wenig mit intellektuellen Revolutionären wie Trotzki. Ihnen liegen eher die simplen Appelle Stalins zu proletarischer Einheit und Disziplin. Da allein die Moskauer Zentrale die Macht hat, Führungsposten zu vergeben, fühlen sich die neu ernannten Funktionäre dem Georgier verpflichtet.

Diese Männer sowie die Geheimpolizei, zu der Stalin beste Kontakte unterhält, versorgen den Generalsekretär mit Informationen über echte und vermeintliche Rivalen.

Immer deutlicher muss Lenin nun erkennen, dass eine Machtergreifung Stalins innerhalb der Partei droht, und immer verzweifelter versucht er, mit seinen schwindenden Kräften den Generalsekretär zu stoppen. Schon kurz nach seiner Rückkehr schlägt er Trotzki als stellvertretenden Vorsitzenden im Rat der Volkskommissare vor: der Regierung, die immer noch unter Lenins Führung steht. Damit wäre Trotzki nach einem möglichen

Tod Lenins ein naheliegender Kandidat für dessen Nachfolge an der Spitze des Staates.

Doch Trotzki lehnt ab. Was wie ein Affront wirkt, ist vermutlich Trotzkis Versuch, sich nicht machtpolitisch kaltstellen zu lassen. Denn der Rat der Volkskommissare ist ein Kopf ohne Körper.

Die Kommissariate sind Lenins Schöpfung. Offiziell regieren sie das Reich, doch sie verfügen über keine Behörden in den Provinzen. Seine Macht verdankt der Rat vor allem dem Umstand, dass der Revolutionsführer ihm vorsitzt. Um seinen Willen durchzusetzen, braucht das Gremium die Partei.

Lenin selbst hat den Kompetenzwirrwarr befördert. Denn er hat darauf bestanden, nicht den Rat der Volkskommissare, sondern das Politbüro zum obersten Entscheidungsgremium zu machen.

Der Einfluss der Partei wächst mit ihrer Mitgliederzahl. Auf dem Land, wo vier Fünftel der Russen leben, dominiert sie vielerorts die Verwaltung – oft das einzige Gegengewicht zur althergebrachten Dorfgemeinschaft. Die Bolschewiki dort hören auf das Zentralkomitee. Und damit meist auf dessen Generalsekretär Stalin.

Nach Lenins Tod wird der Rat der Volkskommissare vermutlich weiter an Macht verlieren, die Partei hinzugewinnen. Das muss Trotzki wissen, und so betrachtet der stolze Intellektuelle das Angebot wohl eher als Demütigung denn als Beförderung.

Trotz der brüskten Absage hält Lenin an Trotzki fest. Beide Männer teilen viele politische Überzeugungen. Zudem eint sie die Abneigung gegen Stalin, Sinowjew und Kamenew, die im Politbüro offenbar Entscheidungen treffen, wenn Lenin dessen Sitzungen erschöpft verlassen hat (die übrigen Mitglieder sind Michail Tomskij und Alexej Rykow, der Stellvertreter Lenins als Vorsitzender im Rat der Volkskommissare; beide spielen im Machtpoker keine große Rolle).

In Trotzki setzt Lenin nun alle Hoffnung, Stalins Vorherrschaft zu verhindern.

Vor allem in einer Frage stehen Lenin und Stalin gegeneinander: Wie sollen sich die verschiedenen Sowjetrepubliken auf dem Gebiet des ehemaligen Zarenreiches zusammenschließen? In den Jahren zuvor haben die Kommunisten ja nicht nur in Russland, sondern auch in Weißrussland, der Ukraine und im Transkaukasus eigene Regierungen an die Macht gebracht. Nun soll daraus ein neuer Staat entstehen, eine „Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken“; darin sind sich alle Genossen einig. Über

STALIN WILL DIE MACHT IN DER PARTEI FÜR SICH ALLEIN

das konkrete Verhältnis der nichtrussischen Gebiete zur Zentrale in Moskau jedoch entbrennt ein erbitterter Streit zwischen Lenin und Stalin. In seiner Funktion als Volkskommissar für Nationalitätenfragen legt der Georgier einen Verfassungsentwurf für den neuen Staat vor. Der sieht vor, dass alle Macht in Moskau konzentriert wird.

Die gerade erst unabhängig gewordenen Republiken sollen sich Russland als „autonome Gebiete“ anschließen, also schon wieder der Kontrolle des großen Nachbarn unterstehen – wie im verhassten Zarenreich.

Stalin vertritt damit eine klassisch marxistische Position: Die Nationalität der Menschen sei weniger wichtig als die Klassenzugehörigkeit, ein Interessengegensatz zwischen Werktätigen unterschiedlicher Nationen kaum denkbar. Lenin dagegen glaubt, dass auch kommunistische Herrscher Rücksicht auf nationale Gefühle nehmen müssen, und so fordert er mehr Freiheiten für die nichtrussischen Gebiete.

Lenin setzt sich durch und lässt die Rechtsgleichheit der Regionen in der Verfassung der am 30. Dezember 1922 gegründeten Sowjetunion festschreiben (siehe Seite 140). Stalin aber wird den Kampf um die Macht in der Partei nicht aufgeben.

Der kranke Revolutionsführer leitet weiterhin Sitzungen von Rat und Politbüro. Um trotz seiner Schwäche die ganze Zeit über anwesend sein zu können, begrenzt er die Beratungsdauer auf drei Stunden.

Trotzki zufolge bietet er diesem sogar an, einen „Block gegen die Bürokratie“ zu formen: Dies käme einem Angriff auf den Generalsekretär und dessen Verbündete gleich. Doch dann erleidet Lenin in der Nacht auf den 16. Dezember 1922 im Kreml einen zweiten schweren Schlaganfall.

Sogleich beschließen die ZK-Mitglieder strenge Regeln für seinen Alltag: „Weder Freunde noch die Menschen seiner nächsten Umgebung dürfen Wladimir Iljitsch irgendwelche politischen Neuigkeiten mitteilen, denn das könnte ihn zum Nachdenken veranlassen und aufregen.“

Fortan darf der Parteiführer, im Rollstuhl sitzend, seinen beiden Sekretärinnen lediglich fünf bis zehn Minuten täglich Schriftstücke diktieren. Mit der Überwachung dieser Regeln sowie mit der Kontrolle über Lenins Ärzte beauftragt das Zentralkomitee jenen Mann, der durch sein Amt für alle wichtigen Parteiangelegenheiten zuständig ist: Stalin. In den Händen des machtgerigen Generalsekretärs wird diese wohl freundschaftlich gemeinte Vorsichtsmaßnahme besorgter Genossen zu einem parteiinternen Putsch.

Lenin wird damit de facto Stalins Gefangener. Der Georgier ist davon überzeugt, dass der Kranke bald sterben wird. Genossen erklärt er lakonisch: „Lenin ist hinüber.“ Als dieser davon erfährt, entgegnet er seiner Schwester verbittert: „Noch bin ich nicht gestorben, aber unter Stalins Führung haben sie mich bereits begraben.“

Am 23. Dezember 1922 bestellt Lenin morgens um kurz nach acht eine Sekretärin zu sich: „Ich will Ihnen einen Brief an den Parteitag diktieren. Schreiben Sie!“ Es ist die erste von mehreren „Empfehlungen“ für die Delegierten eines für Anfang April 1923 geplanten Parteitags, die Lenin nun in den wenigen Minuten, in denen er täglich nur arbeiten darf, über knapp zwei Wochen hinweg diktiert. Die Briefe, so hat es den Anschein, sollen sein politisches Testament sein.

Gebannt – so jedenfalls gibt Boris Loganson gemeinsam mit anderen Malern die Szene wieder – lauschen Nachwuchs-kommunisten den Worten des Revolutionärs. Die KP stilisiert Lenin systematisch zur allwissenden Autorität

Diese Schriften lassen eine tiefe Verzweiflung erkennen darüber, wie die Revolution sich entwickelt hat. Die Kluft zwischen Spitze und Basis der Partei werde größer, weil die Macht der führenden Parteiorgane zunehme. Um das zu ändern, rät Lenin, das Zentralkomitee um einige Dutzend Arbeiter und Bauern zu vergrößern.

Auch der Konflikt zwischen Trotzki und Stalin könne die Partei spalten. Den Revolutionshelden Trotzki beurteilt Lenin bei aller Zurückhaltung positiv: „Persönlich ist er wohl der fähigste Mann im gegenwärtigen ZK, aber auch ein Mensch, der ein Übermaß an Selbstbewusstsein und eine übermäßige Vorliebe für rein administrative Maßnahmen hat.“

In seinem ehemaligen Schützling Stalin hingegen sieht er nun die Verkörperung allen Übels: „Genosse Stalin hat, nachdem er Generalsekretär geworden ist, eine unermessliche Macht in seinen



Händen konzentriert, und ich bin nicht überzeugt, dass er es immer verstehen wird, von dieser Macht vorsichtig genug Gebrauch zu machen.“

In einem Nachtrag zu seinen „Empfehlungen“, diktiert am 4. Januar 1923, wird Lenin in seiner Kritik an dem Generalsekretär noch deutlicher: „Stalin ist zu grob, und dieser Mangel kann in der Funktion des Generalsekretärs nicht geduldet werden. Deshalb schlage ich den Genossen vor, sich zu überlegen, wie man Stalin ablösen könnte, und jemand anderen an diese Stelle zu setzen, der sich in jeder Hinsicht von Gen. Stalin nur durch *einen* Vorzug unterscheidet, nämlich dadurch, dass er toleranter, loyaler, höflicher und den Genossen gegenüber aufmerksamer, weniger launenhaft usw. ist.“

Ein vernichtendes Urteil. Wenn es die Delegierten erreicht, ist Stalin erledigt. Lenin befiehlt daher strengste Geheimhaltung. Die Notizen steckt er in Umschläge, die er eigenhändig versiegelt. Er hat vor, die „Empfehlungen“ auf dem nächsten Parteitag persönlich vorzutragen. Im Falle seines Todes soll seine Frau Nadeschda Krupskaja die Umschläge öffnen und die Bemerkungen als eine Art Vermächtnis vor den Delegierten der Parteiversammlung verlesen lassen.

Eines aber ist dem obersten Bolschewiki nicht bewusst: dass seine Sekretärinnen Stalin alle Details aus den Notizen weitergeben.

Noch einmal kämpft sich Lenin zurück ins Leben. Zwar ist im Januar 1923 seine rechte Körperhälfte weiterhin gelähmt, aber im Februar kann er Hand, Arm und Bein etwas bewegen und hat keine Kopfschmerzen mehr.

Zeitweise fühlt er sich vollkommen gesund. Bald diktiert er sogar wieder, mit der linken Hand gestikulierend, einen Artikel für die Parteizeitung „Prawda“: „Mit dem Staatsapparat steht es bei uns traurig, um nicht zu sagen abscheulich.“ Die Institutionen von Partei und Sowjets litten unter zu viel Bürokratie. Gründliche Änderungen seien nötig. Dabei hat er die beklagten Reibungsverluste ja mitverursacht, weil er die Kompetenzen des Rats der Volkskommissare und der Parteiführung nicht klar aufgeteilt hat.

Stalin aber lässt Lenin immer deutlicher spüren, dass dessen Zeit abgelaufen ist. Der Generalsekretär hat durch Informanten von einem Brief Lenins an Trotzki vom 21. Dezember 1922 erfahren. In dem Schreiben beglückwünschte der Kran-

ke seinen Weggefährten zu dessen harter Haltung gegenüber Stalin. Als Reaktion auf diesen Brief beschimpfte Stalin nun Nadeschda Krupskaja in einem Telefongespräch.

Als ihr Mann Anfang März 1923 davon erfährt, diktiert Lenin dem Generalsekretär ein Ultimatum: „Sie besaßen die Grobheit, meine Frau ans Telefon zu rufen und sie zu beschimpfen. Deshalb bitte ich Sie zu erwägen, ob Sie bereit sind, das Gesagte zurückzunehmen und sich zu entschuldigen, oder ob Sie es vorziehen, die Beziehungen zwischen uns abzubrechen.“

Noch wenige Monate zuvor wäre Stalin vor einer solchen Drohung in die Knie gegangen.

Jetzt aber antwortet der Gescholtene demonstrativ lässig: „Wenn Sie glauben, dass ich zur Aufrechterhaltung von ‚Beziehungen‘ die obigen Worte ‚zurücknehmen‘ sollte, kann ich das tun, obwohl ich nicht verstehe, wo in dieser Angelegenheit meine ‚Schuld‘ liegt und was genau man von mir will.“

Lenin bleibt keine Zeit, auf die Provokation zu reagieren. In der Nacht auf den 7. März verschlechtert sich sein Zustand dramatisch. Er versucht zu sprechen, kann aber nur stammeln: „Verdammt, das ist wieder die alte Krankheit.“

Drei Tage später erleidet er einen dritten Schlaganfall. Wieder ist die gesamte rechte Körperhälfte gelähmt, dazu die linke Hand. Bis zu seinem Tod wird er nur noch wenige einsilbige Wörter bilden können, etwa „wot, wot“ („da, da“) und „sjesd, sjesd“ („Kongress, Kongress“).

Lenin wird seine Kritik an Stalin nicht auf dem für Anfang April 1923 geplanten 12. Parteitag vortragen können. Mehr noch: Er wird nie wieder in die Politik zurückkehren.



Gezeichnet von drei schweren Schlaganfällen, verbringt Lenin die letzten Monate seines Lebens auf einem Landsitz bei Moskau

Damit hat Trotzki seinen einzigen mächtigen Verbündeten in der Parteiführung verloren. Und offenbar wagt er allein nicht das Duell mit Stalin.

Denn obwohl er um Lenins Ärger über den Generalsekretär weiß, versucht er nicht, Stalin anzugreifen. Und als der vorschlägt, den Parteitag um zweieinhalb Wochen auf Mitte April zu verlegen (wohl, um noch mehr Gefolgsleute um sich zu sammeln), stimmt Trotzki dem sogar zu, ohne offenbar zu ahnen, dass dies seine Position deutlich schwächen wird.

Weshalb er sich nicht widersetzt und versucht, vehementer gegen seinen Widersacher vorzugehen, ist bis heute rätselhaft. Vermutlich fürch-

tet er den Vorwurf der „Fraktionsbildung“, sollte er im Kampf gegen den Generalsekretär Verbündete suchen. Denn Lenin höchstpersönlich hat zwei Jahre zuvor von den Delegierten des 10. Parteitags eine Resolution absegnen lassen, die es Kadern verbietet, sich zu oppositionellen Gruppen zusammenzuschließen.

Durch die Verschiebung des Parteitags erhält Stalin nun eine wichtige Atempause – und er nutzt sie. In aller Eile lässt er in entlegenen Gebieten die Delegiertenwahlen annullieren. Die neuen Abstimmungen finden unter den wachsamen Augen von „Vertretern“ des Zentralkomitees statt. Mögliche Unterstützer Trotzki werden so herausgesiebt und durch Männer ersetzt, die Stalin gegenüber loyal sind.

Auf dem Parteitag, der am 17. April 1923 beginnt, vermeidet Trotzki jeden Konflikt mit Stalin. Er liebt es, sich – wie etwa im Bürgerkrieg – als überlegener Sieger und Anführer zu präsentieren. Womöglich hat er Angst vor einer Niederlage auf offener Bühne und scheut daher die Auseinandersetzung.

Stattdessen spricht er vor den Genossen über die Notwendigkeit wirtschaftlicher Reformen und betont, die Neue Ökonomische Politik werde nicht für immer gelten. Denn der Markt sei ein „teuflisches Phänomen“. Damit kritisiert er nicht etwa den Generalsekretär, sondern indirekt den Schöpfer dieser Wirtschaftspolitik: Lenin.

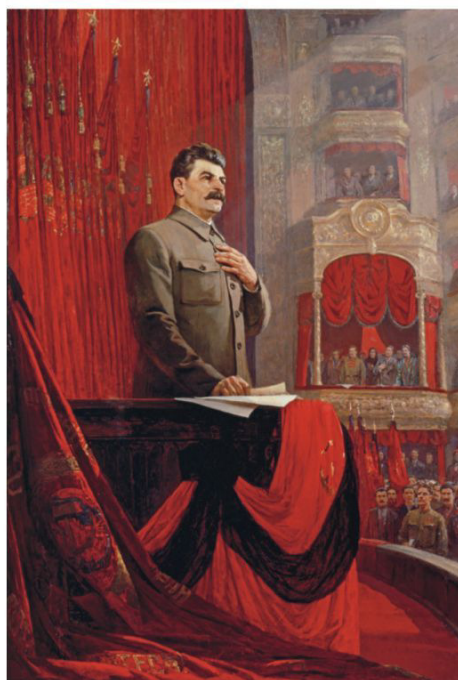
Kurz darauf hält Stalin seine Rede und erklärt fast schon mitleidig über den Revolutionsführer: „Genosse Lenin hat in der letzten Zeit eine Menge vergessen.“

Seine Botschaft ist klar: Die jüngsten Äußerungen Lenins – in denen der Parteiführer unter anderem Kritik an dem machtbewussten Vorgehen der Moskauer Zentrale gegenüber den Genossen in den nichtrussischen Republiken formuliert hat – sind Anzeichen seiner schweren Krankheit.

Auf diese Weise gelingt es Stalin, den Chef der Bolschewiki zu diskreditieren und sich zugleich als sein loyalster Schüler zu präsentieren.

Die inzwischen zum großen Teil Stalin treu ergebenden Delegierten wählen ein neues, 40-köpfiges Zentralkomitee. Ihm gehören nur noch drei Gefolgsleute Trotzki an.

Erst Monate später wagt der doch noch den offenen Kampf gegen Stalin. Im Oktober 1923



Josef Stalin ist der Sieger im Kampf um Lenins Nachfolge. Durch geschicktes Taktieren kann sich der Georgier als treuester Schüler des Verstorbenen präsentieren und alle Konkurrenten ausstechen

beschuldigt er das Zentralkomitee in einem Brief, alle Demokratie in der Partei zu unterdrücken. Doch in dem Gremium findet Trotzki keine Verbündeten mehr; eine außerordentliche Parteiversammlung erteilt ihm einen Verweis wegen Fraktionsbildung. Die einstige Nummer zwei der Bolschewiki entgeht nur knapp einem Parteiausschluss.

Während Stalin seine Macht im Bündnis mit Kamenew und Sinowjew immer weiter festigt, wird Lenin immer schwächer. Er ist inzwischen nach Gorki zurückgekehrt und sitzt bei gutem Wetter im Rollstuhl draußen, eine alte Mütze auf dem Kopf. Seine Frau liest

ihm vor, Romane von Leo Tolstoj und Maxim Gorkij entspannen ihn besonders. Vergebens müht sie sich, ihm erneut das Sprechen beizubringen.

Am 19. Januar 1924 klagt er über Schmerzen in den Augen. Ärzte untersuchen ihn, können aber nichts ausrichten. Zwei Tage später schütteln gegen 18 Uhr Krämpfe den Patienten. Lenin verliert das Bewusstsein. Er schwitzt, sein Puls rast mit 130 Schlägen pro Minute. Der Atem geht schnell und unregelmäßig, die Körpertemperatur steigt auf 42,3 Grad, aus der Brust dringt ein Krächzen.

Bei ihm sind Ärzte, ein Leibwächter, seine Frau, seine Schwester, ein hoher Parteiführer. Schließlich, um 18.50 Uhr, entfährt ihm ein tiefes Seufzen, er regt sich nicht mehr. Lenin ist tot.

Das Ausmaß echter Trauer, das sich in den folgenden Tagen überall im Land zeigt, überrascht vermutlich selbst die Bolschewiki.

Tausende Moskauer säumen zwei Tage später den Weg des Leichnams von einer Schiffsanlegestelle bis zum Gewerkschaftshaus im Stadtzentrum, wo Lenins Körper aufgebahrt wird. In den folgenden drei Tagen stehen eine halbe Million Menschen in der Winterkälte an, um dem Toten die letzte Ehre zu erweisen.

Vor mehr als 2000 Delegierten eines Sowjetkongresses hält Stalin eine pathetische Rede. In die Reihen des Bolschoj-Theaters ruft er: „Als er ging, hat Genosse Lenin uns befohlen, die Einheit der Partei zu hüten wie unseren Augapfel. Wir schwören dir, Genosse Lenin, dieses Geheiß in Ehren zu erfüllen!“

Begraben wird der Anführer der Oktoberrevolution am 27. Januar 1924. Die Temperatur auf



Als Lenin im
Januar 1924 stirbt,
erfasst eine gewaltige
Trauerwelle Sowjet-
russland. Ein Son-
derzug bringt den
Leichnam nach
Moskau. Jaroslaw
Nikolajew zeigt
Trauernde, die die
Bahnstrecke
säumen

dem Roten Platz liegt bei minus 35 Grad. Mit Dynamit haben Arbeiter den gefrorenen Boden aufgesprengt für das Fundament eines provisorischen Mausoleums direkt an der Kremlmauer. Stalin führt die Ehrenwache an, die den Sarg trägt. Sechs Stunden lang marschieren 500 000 Menschen schweigend am offenen Sarg vorbei.

Um 16 Uhr wird der Sarg langsam in die Gruft hinabgelassen, heulen in ganz Russland die Sirenen, feuern Kanonen und Gewehre. Aus dem Radio dringt die Ansage: „Erhebt euch, Genossen, Iljitsch wird ins Grab gesenkt.“ Dann folgen fünf Minuten Schweigen, bis die Radiostimme verkündet: „Lenin ist tot – aber der Leninismus lebt!“

Nur wenige hohe Parteiführer fehlen bei der Inszenierung; der weitaus prominenteste ist Trotzki. Der hatte sich, fiebrig und erschöpft, einige Tage zuvor zum Urlaub aufgemacht. Auf dem Weg in den sonnigen Kurort Sochumi am Schwarzen Meer erfuhr er am 22. Januar von Lenins Tod.

Sofort telegraphierte er Stalin, er komme zurück. Doch der antwortete ihm: „Du wirst es nicht pünktlich schaffen. Das Politbüro rät dir angesichts deines Gesundheitszustands, weiter nach Sochumi zu fahren.“

Trotzki hätte durchaus noch Zeit gehabt, rechtzeitig zurück zur Beerdigung in Moskau zu

sein, doch er folgte Stalins Rat. Damit lässt er kampfflos eine weitere Chance verstreichen, sich den versammelten Genossen als Lenins legitimer Erbe zu präsentieren.

Stalin hingegen macht sich nun zielstrebig daran, den Verstorbenen zu einem säkularen Heiligen zu erheben – und sich selbst zum Hohepriester des Leninismus. Gegen den Willen der Familie und mehrerer Politbüromitglieder setzt er durch, dass der Leichnam des Parteiführers für die Ewigkeit konserviert und ausgestellt wird.

Rasch wird Petrograd in Leningrad umbenannt, Porträts des toten Revolutionärs prangen bald an den Fassaden öffentlicher Gebäude im ganzen Land, und in Fabriken und Büros entstehen „Lenin-Ecken“ mit genehmigten Fotos.

Die Arbeit an einem Sammelband über den Toten beginnt, und Geschichten über den einfachen Menschen und Tierfreund Lenin werden gedruckt. So bilden sich Legenden, heilige Schriften, Altäre und Ikonen eines neuen Kults.

Stalins Rolle als dessen oberster Bewahrer ändert sich auch nicht, als Lenins harsche Kritik an ihm am Vorabend des 13. Parteitags im Mai 1924 auf Drängen Nadeschda Krupskajas vor 57 Mitgliedern der Parteiführung verlesen wird. Der Generalsekretär bietet dem Zentralkomitee zwar anschließend seinen Rücktritt an, doch in

den Reihen vor Stalin sitzen längst Funktionäre, die ihm ihre Posten verdanken.

Auf Vorschlag von Stalins Verbündetem Sinowjew lehnen sie das Angebot ab: Man möge doch bitte Vergangenes vergangen sein lassen.

Auch den 1164 Delegierten des Parteitags präsentiert die Parteileitung Lenins Notizen. Aber nicht im Plenum, sondern abseits der Öffentlichkeit und getrennt nach Delegationen – und damit hat Stalins Sekretariat die Möglichkeit, die Diskussionen im offiziellen Bericht über den Parteitag unerwähnt bleiben zu lassen.

Stalin macht sich nun daran, Trotzki ganz zu entmachten. Ausgerechnet den Revolutionshelden zwingt er in die Rolle des Gefährders des mühsam Er kämpften. Denn Trotzki wirbt weiter für die Weltrevolution – trotz mehrerer gescheiterter Aufstände in Mittel- und Osteuropa.

Stalin hingegen appelliert an den Pragmatismus der Genossen. Zuerst müsse die Sowjetunion den „Sozialismus in einem Land“ aufbauen und sich gegen die kapitalistischen Mächte wappnen. Dafür brauche der neue Staat eine schlagkräftige Rote Armee. Stalin macht einem ZK-Plenum im Januar 1925 klar, dass deren jetziger Chef ideologisch unzuverlässig sei: Trotzki müsse gehen.

Der kommt einer Absetzung durch seinen Rücktritt zuvor und verliert so seine wichtigste Machtposition.

Bald darauf lässt Stalin im Land Pamphlete verteilen, die Trotzki Rolle in der Oktoberrevolution kleinreden und ihn zum Verräter am Erbe des weisen Führers erklären: „Für Leninismus, gegen Trotzkiismus“.

Zur gleichen Zeit verdrängt Stalin auch Sinowjew und Kamenew schrittweise von der

Lenins Leichnam wird im Moskauer Gewerkschaftshaus aufgebahrt, wo Hunderttausende von dem Toten Abschied nehmen (unten). Später balsamieren Experten den Körper ein, der schließlich in einem Mausoleum an der Kremlemauer zur Schau gestellt wird



Macht. Zunächst ersetzt er einen ihrer Schützlinge in einflussreicher Position durch einen eigenen Anhänger. Dann lädt er nicht mehr zu Treffen der Troika, sondern berät sich mit drei anderen Spitzenfunktionären des Politbüros.

Er lässt zudem Gerüchte streuen, er wolle sich mit dem verfeindeten Trotzki aussöhnen – und verbreitet so Verwirrung und Angst.

Trotzki verliert schließlich die Nerven. Bei einer Sitzung des ZK-Plenums im Oktober 1926 zeigt er mit dem Finger auf Stalin und ruft: „Der Erste Sekretär meldet seine Kandidatur für den Posten des Totengräbers der Revolution an.“

Stalin wird erst bleich, dann rot und verlässt den Saal. Die Anwesenden halten Trotzki Ausbruch für ein Zeichen seiner Arroganz. Sie haben nichts davon, sich auf seine Seite zu stellen: Schließlich verdanken sie ihre Posten dem Generalsekretär.

Ein Jahr später schließt die bolschewistische Führung Trotzki aus der Partei aus. Eine Woche zuvor haben dessen Anhänger während der Jubelfeiern zum 10. Jahrestag der Oktoberrevolution noch Plakate geschwenkt mit den Parolen: „Wir wollen das Feuer gegen rechts richten“ und „Wir wollen das Testament Lenins erfüllen“.

Am 16. Januar 1928 schickt Stalin Trotzki in die Verbannung nach Kasachstan. Die Begründung: konterrevolutionäre Aktivitäten. Später muss der Verstoßene weiterreisen, in die Türkei, nach Frankreich, nach Mexiko. Dort wird ihn ein Scherge Stalins 1940 ermorden.

Sinowjew und Kamenew wird der Diktator in den 1930er Jahren in Schauprozessen verurteilen und wie Hunderttausende andere Genossen hinrichten lassen.

Die Zeit der politischen Machtkämpfe ist aber schon mit der Verbannung Trotzki beendet. Fortan erlebt die Sowjetunion die Alleinherrschaft eines Tyrannen, der das Land nach seinen Vorstellungen formen und seine Bewohner auf Jahrzehnte traumatisieren wird. ●

Matthias Lohre, Jg. 1976, ist Journalist in Berlin.

LITERATUREMPFEHLUNGEN

Stephen Kotkin, „Stalin, Vol. 1: Paradoxes of Power, 1878–1928“, Penguin Press: der erste Teil der auf drei Bände angelegten, spannenden Stalin-Biografie. Kotkins Darstellung ist jedoch nicht unumstritten – so bezweifelt er die Echtheit des „Testaments“ von Lenin, das er für eine Fälschung Nadeschda Krupskajas hält. Orlando Figes, „Die Tragödie eines Volkes“, Goldmann: packende Schilderung der russischen Geschichte in der Zeit von 1891 bis 1924.

Der Weg in die rote Diktatur

Seit Jahren bröckelt in Russland die alte Ordnung. Durch die Wirren des Ersten Weltkriegs bricht die Monarchie im Februar 1917 zusammen – und mit dem Putsch radikaler Kommunisten im Oktober versinkt das einstige Zarenreich in Terror und Bürgerkrieg — Text: ANDREAS SEDLMAIR; Karte: CHRISTIAN KUHLMANN

1894

21. 10. * Sankt Petersburg. Nach dem Tod des Zaren Alexander III. übernimmt dessen Sohn als Nikolaus II. die Herrschaft in Russland. Der 26-Jährige aus dem Geschlecht der Romanows regiert fortan ein Reich mit 125 Millionen Untertanen. Das Land ist rückständig: Mehr als 80 Prozent seiner Einwohner sind Bauern, von denen viele erst drei Jahrzehnte zuvor aus der Leibeigenschaft befreit worden sind. Die Industrie ist schwach ausgeprägt, wächst jedoch in den 1890er Jahren in gewaltigem Tempo, sodass in einigen Regionen ein starkes Industrieproletariat entsteht. Am politischen Leben hat der Großteil der Bevölkerung wenig Anteil: Der Zar regiert autokratisch, gestützt auf den landbesitzenden Adel.

1898

1. 3. Minsk. In der weißrussischen Stadt gründen neun Delegierte mehrerer politischer Gruppen die

Sozialdemokratische Arbeiterpartei Russlands. Die illegale Vereinigung strebt, von Karl Marx inspiriert, den Sturz des Zarenregimes an. Schon bald finden sich überall in Russland Aktivisten zusammen, die sich zur SDAPR bekennen. 1901/1902 gründen radikale Intellektuelle die Partei der Sozialrevolutionäre, deren Programm die von den Marxisten behauptete führende Rolle der Arbeiterschaft verneint und die Bedeutung der Bauernschaft für die erwartete Revolution betont.

1903

5. 8. (18. 8.) London. Auf ihrem zweiten Parteitag spaltet sich die SDAPR in zwei Fraktionen auf: Das eine Lager unter der Führung von Wladimir Iljitsch Uljanow, genannt Lenin (wohl nach dem sibirischen Fluss Lena), will das Modell einer straff geführten Kaderpartei von professionellen Revolutionären durchsetzen. Die andere Fraktion – der

unter anderem Lew Dawidowitsch Bronshtejn, genannt Trotzki (nach dem Aufseher eines Gefängnisses, in dem er einsaß), angehört – plädiert für eine Massenpartei. Obwohl Lenin und seine Anhänger nicht in allen Fragen die Mehrheit des Parteitags für sich gewinnen können, nennen sie sich fortan „Bolschewiki“ (Mehrheitler); die Mitglieder der anderen Fraktion heißen von nun an „Menschewiki“ (Minderheitler).

1905

9. 1. Sankt Petersburg. Zwischen 50 000 und 150 000 Arbeiter marschieren zum Winterpalast des Zaren, um Nikolaus II. eine Petition zu überreichen, in der sie kürzere Arbeitszeiten, eine Verfassung und freie Wahlen fordern. Soldaten des Zaren eröffnen das Feuer auf die Demonstranten, wahrscheinlich sterben mehrere Hundert Menschen. Dieses Vorgehen sowie der hartnäckige Widerstand des Herrschers gegen Reformen – und die verlustreiche Niederlage seiner Armee in einem Krieg gegen Japan im Frühjahr 1905 – befeuern die allgemeine Unzufriedenheit mit dem Regime. Liberale

Kräfte, Unternehmer und aufgeklärte Beamte drängen schon seit Längerem auf mehr Mitbestimmung.

Nachdem es bereits seit 1904 immer wieder zu Streiks gekommen ist, fordern nun Mitglieder aller Gesellschaftsschichten radikale Veränderungen. Vielerorts finden Kundgebungen statt, Terroristen verüben Anschläge auf Beamte. Bauern plündern Gutshäuser. In Petersburg bildet sich ein Rat (*sowjet*) der Arbeiterdeputierten. Das Gremium wird Koordinationszentrum der Protestbewegung und Vorbild für Räte in anderen Städten.

17. 10. Unter dem Druck des Protests kündigt Nikolaus II. die Einrichtung eines Parlaments mit gesetzgebenden Vollmachten an. Zudem verspricht er, seinen Untertanen bürgerliche Freiheiten zu gewähren und politische Parteien zuzulassen. Mit diesem „Oktobermanifest“ folgt der Herrscher den Forderungen seiner gemäßigten Kritiker in Bürgertum und Adel.

1906

27. 4. Zum ersten Mal tritt die Duma zusammen, das im Oktobermanifest

gewährte Staatsparlament. Die liberale Partei der Konstitutionellen Demokraten („Kadetten“) stellt die stärkste Fraktion unter den Abgeordneten. Die meisten Bolschewiki und Menschewiki boykottieren die Wahl, da sie den Sturz des Zarenregimes propagieren.

9. 11. Eine Anordnung des Zaren verkündet eine umfassende Umgestaltung der russischen Landwirtschaft. Die Agrarreform, die vor allem von Premier Pjotr Stolypin vorangetrieben wird, soll die als unproduktiv eingeschätzte traditionelle Dorfstruktur aufbrechen und einen Stand wirtschaftlich starker Einzelbauern schaffen. Revolutionäre Unruhen wie die des Vorjahres – so Stolypins Kalkül – könnten damit verhindert werden. Doch viele Landbewohner fürchten sich davor, die soziale Absicherung durch die Dorfgemeinde zu verlieren, und widersetzen sich den Reformen.

1907

3. 6. Nikolaus II. löst die Duma auf, in der mehrheitlich Vertreter oppositioneller Parteien sitzen und die Regierung attackieren, und lässt

* In Russland gilt bis 31. Januar 1918 der julianische Kalender, der gegenüber dem in Westeuropa üblichen gregorianischen um 13 Tage zurückliegt. So ist der 7. November 1917 in Russland der 25. Oktober 1917 – daher der Name „Oktoberrevolution“ für den Umsturz an dem Tag. Bei Ereignissen außerhalb Russlands sind beide Daten genannt.

sie neu wählen. Zudem ändert der Zar verfassungswidrig das Wahlrecht für das Parlament und stellt so sicher, dass die am 1. November zusammen tretende neue Duma seinem Regime positiver gegenübersteht.

1911

1. 9. Kiew. Der Jurastudent und Terrorist Dmitrij Bogrow schießt während einer Opernvorstellung auf Stolypin, der vier Tage später seinen Verletzungen erliegt.

1914

19. 7. (1. 8.) Das Russische Reich tritt als Gegner der Mittelmächte Deutschland und Österreich-Ungarn in den Ersten Weltkrieg ein. Sankt Petersburg erhält kurz darauf den weniger deutsch klingenden Namen Petrograd. Die Kriegsanstrengungen führen schon bald zu einer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Krise. Streikende Arbeiter, desertierende Soldaten und liberale Politiker, die immer lauter nach Reformen verlangen, schwächen die Stellung des zaristischen Regimes. Bis Februar 1917 wird die russische Armee etwa 5,5 Millionen Tote und Verletzte beklagen.

1917

23. 2. Petrograd. Ein Protestmarsch von Textilarbeiterinnen wird zum Auftakt von Streiks und Demonstrationen. Am 25. Februar weiten sich die Proteste zum Generalstreik in Petrograd aus. Tags darauf feuern Regierungstruppen auf Demonstranten, es gibt zahlreiche Tote.

27. 2. Immer mehr Regimenter der Petrograder Garnison schließen sich den demonstrierenden Arbeitern an. Als der Aufstand sich auf die gesamte Stadt ausbreitet und deutlich wird, dass die schlecht organisierten zarentreuen Truppen die Unruhen nicht unterdrücken können, danken die Minister des von Nikolaus II. ernannten Kabinetts ab.

Noch am selben Tag bilden liberale Abgeordnete der Duma ein Notstandskomitee, das zunächst nur die Ordnung wiederherstellen soll, sich kurz darauf aber an die Spitze der Revolution stellt, um deren Errungenschaften zu legitimieren und zu sichern.

Daneben organisieren sozialistische Intellektuelle der Stadt einen Arbeiter- und Soldatenrat, den Petrograder Sowjet, in dessen Führungsgremium überwiegend Bolschewiki und Parteilose sitzen und dem sich im Laufe der nächsten Tage immer mehr aufständische Arbeiter und Soldaten unterstellen. Die meisten führenden Bolschewiki befinden sich zu dieser Zeit im Exil und erreichen Petrograd erst Wochen später.

2. 3. Pskow. Der Zar tritt ab zugunsten seines Bruders, des Großfürsten Michail, der aber tags darauf auf den Thron verzichtet. In den Tagen zuvor hat sich Nikolaus II. geweigert, Kompromisse einzugehen, wollte stattdessen versuchen, den Aufstand in Petrograd mit Hilfe loyaler Frontverbände niederzuschlagen.

Petrograd. Pawel Miljukow, der Vorsitzende der Kadetten, benennt eine Provisorische Regierung unter Führung des liberalen Fürsten Georgij Lwow, die nun in heikler Koexistenz mit dem Petrograder Sowjet die Regierungsgeschäfte führt. Ohne dessen Zustimmung, insbesondere in militärischen Fragen, kann sie keine Entscheidungen treffen.

8. 3. Zarskoje Selo. Der zurückgetretene Zar und seine Familie werden in ihrem Palast bei Petrograd unter Arrest gestellt.

3. 4. Petrograd. Vor dem Finnischen Bahnhof hält Wladimir Iljitsch Lenin, der mit deutscher Hilfe aus dem Schweizer Exil zurückgekehrt ist, eine kurze Rede. An den Tagen darauf fordert er öffentlich den Sturz der Provisorischen Regierung und die Machtübernahme durch die Sowjets. Lenins „Aprilthesen“ sind unter seinen Parteigenossen umstritten, doch werden sie schon bald zur Grundlage des weiteren bolschewistischen Vorgehens.

20. 4. Der Inhalt eines Schreibens, das Außenminister Miljukow an die Kriegsverbündeten Russlands geschickt hat, wird bekannt. Russland, so der liberale Politiker, werde an der Seite der Alliierten bis zu einem siegreichen Ende des Krieges kämpfen. Die Verlautbarung löst in der kriegsmüden Bevölkerung Empörung aus und führt zu Miljukows Rücktritt am 4. Mai. Aus der nun folgenden Kabinetts-

umbildung geht am 5. Mai eine Koalitionsregierung hervor, der neben bürgerlichen Politikern sechs Minister sozialistischer Parteien angehören. Weil auch das neue Kabinett nicht auf die Forderungen der Bauern und Arbeiter eingeht, die Grundbesitzer zu enteignen, das Land umzuverteilen und den Krieg zu beenden, verliert die Provisorische Regierung in den folgenden Monaten an Rückhalt in der Bevölkerung.

18. 6. (1. 7.) Galizien. Die russischen Truppen beginnen eine Offensive an der Front, die aber schon nach wenigen Tagen scheitert und zur weiteren Destabilisierung der inneren Lage Russlands führt. Immer mehr Soldaten verlassen nun auf eigene Faust ihre Truppe, das russische Heer verfällt zusehends.

3. 7. Petrograd. Bewaffnete Arbeiter und Soldaten fordern den Rücktritt der Regierung und die Machtübernahme durch den Sowjet, doch diese „Juli-Unruhen“ scheitern. Obwohl sich die Führung der Bolschewiki weitgehend zurückhält, lässt die Regierung die Partei verbieten und viele ihrer Führer verhaften. Lenin selbst kann nach Finnland fliehen.

25. 7. Unter Führung des sozialrevolutionären Politikers Alexander Kerenskij bildet sich eine neue Koalitionsregierung, der nun mehrheitlich sozialistische Minister angehören.

1. 8. Zarskoje Selo. Auf Anweisung der Provisori-

schen Regierung müssen Nikolaus II. und seine Familie ihren Palast verlassen und sich in die westsibirische Stadt Tobolsk bringen lassen – wohl weil Ministerpräsident Kerenskij unter dem Eindruck der Juli-Ereignisse um ihre Sicherheit fürchtet.

27. 8. Mogiljow. General Lawr Kornilow, der Generalstabschef, erklärt in einer Nachricht an alle russischen Militärbefehlshaber die Provisorische Regierung sowie den Sowjet zu Handlangern des deutschen Kriegsgegners. Mit Hilfe von Fronttruppen will er eine Militärdiktatur errichten. Doch der Plan scheitert am Widerstand der revolutionären Arbeiter und Soldaten Petrograds. Die Bolschewiki tun sich beim Niederschlagen des Putschversuchs besonders hervor und gewinnen nun mit ihrem Ruf nach bedingungslosem Frieden, der Verteilung des Landes an die Bauern und nach Kontrolle der Fabriken durch die Arbeiter an Popularität.

10. 10. Petrograd. Auf Drängen Lenins beschließt das Zentralkomitee der Bolschewiki, die Regierung zu stürzen und die Macht an sich zu reißen.

25. 10. In den frühen Morgenstunden bringen von den Bolschewiki dominierte revolutionäre Truppen strategisch wichtige Orte in der Hauptstadt unter ihre Kontrolle. Zuvor hat ein von Trotzki geführtes „Revolutionäres Militärkomitee“ bereits das Kommando über die Garnison

RUSSLAND VOR DER REVOLUTION



Rund 125 Millionen Menschen leben im Reich des Zaren, längst nicht nur Russen: Das Territorium umfasst auch die heutigen Staaten Finnland, Weißrussland, Lettland, Estland, Litauen, Moldawien, Aserbaidschan, Armenien, Georgien, Kasachstan, Kirgisistan, Tadschikistan, Turkmenistan, Usbekistan sowie Teile Polens und der Ukraine. Nach Lenins Putsch 1917 zerbricht diese alte Ordnung endgültig

der Hauptstadt übernommen. In der Nacht auf den 26. Oktober dringen Arbeiterbrigaden in den Winterpalast ein, den Sitz der Provisorischen Regierung, und verhaften die dort ausharrenden Minister, zu deren Schutz sich nur noch wenige Hundert Soldaten bereitgefunden haben. Anders als die Februarrevolution ist die schon bald als „Oktoberrevolution“ bezeichnete Machtergreifung der Bolschewiki nicht von Massendemonstrationen und kaum von Straßenkämpfen begleitet, und so gelingt den Kommunisten ihr Staatsstreich nahezu geräuschlos und vorerst fast ohne Opfer an Menschenleben.

26. 10. Aus Protest gegen den bolschewistischen Coup verlassen die meisten Vertreter der Menschewiki und der Sozialrevolutionäre den am Vortag zusammengetretenen Gesamtrussischen Sowjetkongress, eine Versammlung von Delegierten der Sowjets aus ganz Russland. Dieses nun von Lenins Anhängern dominierte Gremium bestätigt die Gründung einer rein bolschewistischen Regierung, die den Namen „Rat der Volkskommissare“ trägt und bis zur Einberufung einer Verfassunggebenden Versammlung die Staatsgeschäfte führen soll. Lenin übernimmt den Vorsitz, Trotzki das Amt des

Kommissars für Äußere Angelegenheiten, der Georgier Josef Stalin (eigentlich Iossif Wissarionowitsch Dschugaschwili) das für Nationalitätenfragen. Noch am gleichen Tag verabschiedet der Sowjetkongress zwei Dekrete der neuen Regierung, die zum einen das Grundeigentum des Adels in die Hände der Bauern geben und zum anderen ein Ende der russischen Kriegsbeteiligung ankündigen. Offiziell ist der Rat der Volkskommissare dem Sowjetkongress untergeordnet, dessen Zentral-exekutivkomitee (ZEK) alle Gesetze und Dekrete genehmigen muss. Lenin und seine Mitstreiter set-

zen jedoch schon bald alles daran, die Verantwortlichkeit ihrer Regierung gegenüber dem ZEK abzuschütteln. Ihr Ziel ist es, über die mit der bolschewistischen Führung weitgehend identische Regierung möglichst schnell die Einpartei-herrschaft zu errichten.

Moskau. Kommissare des Revolutionskomitees der Stadt übernehmen den Kreml. Die dort stationierten Truppen leisten keinen Widerstand, denn einer der Kommissare ist ihr Offizier. Doch noch am gleichen Tag umstellen aus Militärschülern gebildete Truppen die Festungsanlage und erobern sie in der Nacht auf den 28. Okto-

ber zurück. Mit dem Gefecht um den Kreml beginnen Straßenschlachten zwischen Kämpfern der Bolschewiki und regierungstreuen Einheiten, denen neben Militärschülern auch studentische Freiwillige angehören.

29. 10. Petrograd. Einige Hundert Offiziere und Offiziersschüler versuchen, strategisch wichtige Punkte der Stadt zu besetzen und sich so gegen die Bolschewiki zu erheben. Sie wollten damit ursprünglich einen Angriff von Truppen unterstützen, welche der abgesetzte Ministerpräsident Kerenskij vor der Stadt versammelt hat und der



für den folgenden Tag geplant war. Am Abend des 28. Oktober aber haben die Bolschewiki von den Plänen der Offiziere erfahren, die daraufhin beschlossen, den Aufstand früher zu beginnen. Doch ohne die Unterstützung von außen sind die Offiziere zu schwach; kommunistische Kämpfer können den Aufstand niederschlagen. Dutzende Menschen kommen ums Leben.

30. 10. Pulkowo. In einer Schlacht nahe Petrograd unterliegen etwa 1000 von Kerenskij für den Sturm auf die Hauptstadt mobilisierte Kosaken einer zehnmal stärkeren Streitmacht aus Matrosen, Soldaten und Freiwilligen. Der ehemalige Ministerpräsident kann entkommen und später ins Ausland fliehen.

2. 11. Petrograd. Der Rat der Volkskommissare veröffentlicht eine „Deklaration der Rechte der Völker Russlands“. Die nichtrussischen Nationen im einstigen Zarenreich sollen das Recht auf Selbstbestimmung bis hin zur Loslösung vom russischen Staat erhalten. Lenin will mit der Erklärung die Zerstörung der alten Ordnung beschleunigen und zugleich die nationalen Bewegungen in den nichtrussischen Gebieten dazu bringen, in den Bolschewiki die Vertreter ihrer Interessen zu sehen. Langfristig strebt er aber an, möglichst große Teile des einstigen Zarenreichs der Herrschaft seiner Partei zu unterwerfen.

Moskau. Bolschewistische Truppen erobern den Kreml und beenden so die Kämpfe in der Stadt. Insgesamt fordern die Gefechte in Moskau mehrere Hundert Menschenleben.

Mit dem Sieg der Parteigänger Lenins in Moskau und der Abwehr der Kerenskij-Truppen drei Tage zuvor endet die erste Phase des größeren bewaffneten Widerstands gegen das neue Regime. Denn anders als in Moskau verläuft der Machtwechsel von den Vertretern der Provisorischen Regierung zur „Sowjetmacht“ (de facto der Herrschaft der Bolschewiki) in den meisten großen Städten des Landes weitgehend friedlich. Für mehrere Monate werden sich den Bolschewiki in den Kerngebieten Russlands keine feindlichen Verbände mehr entgegenstellen. Am südlichen Rand des ehemaligen Zarenreichs formiert

sich aber allmählich militärischer Widerstand, so in der Don-Region, wo der antibolschewistische General Michail Alexejew aus Kosaken und ehemaligen Offizieren des Zaren eine Freiwilligenarmee aufstellt.

4. 11. Petrograd. In einer von den Bolschewiki manipulierten Abstimmung erteilt das Zentralexekutivkomitee des Gesamtrussischen Sowjetkongresses – nominell das höchste Staatsorgan – dem Rat der Volkskommissare das Recht, Dekrete ohne Zustimmung des ZEK zu erlassen. Lenins Regierung ist damit de facto zur gesetzgebenden Instanz geworden, die kaum noch der Kontrolle durch das Sowjetparlament unterliegt.

12. 11. Wie vom Rat der Volkskommissare in einem Dekret angekündigt, beginnen in der Hauptstadt die Wahlen zur Verfassungsgebenden Versammlung. Aufgrund früherer Versprechen haben sich die Führer der Bolschewiki gezwungen gesehen, die Abstimmung stattfinden zu lassen. Tatsächlich aber haben die Männer um Lenin und Trotzki zu keinem Zeitpunkt vor, sich den Beschlüssen dieses zukünftigen Parlaments unterzuordnen, und entwickeln bald geheime Pläne für dessen Auflösung.

Berechtigt zur Teilnahme an den Wahlen, die in den folgenden zwei Wochen unter weitgehend fairen Bedingungen stattfinden, sind alle Männer und Frauen über 20 Jahre.

Das Ergebnis des Votums bedeutet eine Niederlage für die Bolschewiki: Sie erhalten nur ein Viertel der Stimmen, während die Sozialrevolutionäre dank ihrer bäuerlichen Wählerschaft auf einen Anteil von 40 Prozent kommen.

23. 11. (6. 12.) Helsinki. Als erstes nichtrussisches Gebiet des einstigen Zarenreichs erklärt Finnland seine Unabhängigkeit, die von der Regierung in Petrograd wenige Wochen später anerkannt wird. In den folgenden Monaten erringen auch die baltischen Staaten, die Ukraine und die Länder des Transkaukasus die Souveränität. Die Bolschewiki können den Abspaltungen angesichts ihrer schwierigen Lage in den Verhandlungen mit den Mittelmächten und im beginnenden Bürgerkrieg zunächst nichts entgegensetzen.

28. 11. Petrograd. Die Regierung verbietet die Partei der Konstitutionellen Demokraten und erklärt die Führer der Kadetten zu „Volksfeinden“. Bolschewistische Schergen nehmen tags darauf zahlreiche Politiker der liberalen Partei fest, darunter auch gerade gewählte Abgeordnete zur Verfassungsgebenden Versammlung.

2. 12. (15. 12.) Brest-Litowsk. In der weißrussischen Festungsstadt einigen sich Vertreter der Sowjetregierung mit Unterhändlern der Mittelmächte auf einen Waffenstillstand, der zwei Tage später in Kraft tritt. Anders

als von den Bolschewiki erhofft, zeigen Frankreich und Großbritannien kein Interesse an nun beginnenden Friedensgesprächen, sodass die russischen Vertreter allein mit Deutschland und Österreich-Ungarn verhandeln.

7. 12. Petrograd. Der Rat der Volkskommissare beschließt die Gründung einer Geheimpolizei, der Tscheka (russ. Abkürzung für „Außerordentliche Kommission“). Unter der Leitung des Polen Felix Dserschinskij soll die Truppe die Herrschaft der Bolschewiki mit aller Härte absichern und gegen politische Gegner vorgehen.

Die neue Organisation wächst schnell an: Schon im Januar 1919 hat sie etwa 37 000 Mitarbeiter. Die bald für ihre Brutalität gefürchteten „Tschekisten“ überwachen die Verstaatlichung der Industrie, beschlagnahmen gewaltsam Getreide und schlagen Proteste von Arbeitern und Bauern nieder.

9. 12. Einige Vertreter der Partei der Linken Sozialrevolutionäre – einer radikalen Abspaltung von den Sozialrevolutionären – treten als Volkskommissare in Lenins Regierung ein. Der Revolutionsführer hat sich aus zwei Gründen zu diesem Schritt entschlossen: Zum einen will er von den übrigen sozialistischen Parteien erhobenen Vorwurf entkräften, die Bolschewiki monopolisierten die Staatsmacht. Zum anderen hat er vor, so die Verbindungen der Regierung zur mehrheitlich sozialrevolutionär orientier-

ten Bauernschaft zu stärken. Wirklichen Einfluss aber gedenkt Lenin den von ihm als politisch harmlos eingestuften Sozialisten nicht zuzugestehen.

1918

5. 1. Die Verfassunggebende Versammlung tritt zum ersten – und zugleich letzten – Mal zusammen. Denn als die Parlamentsmehrheit eine bolschewistische Deklaration ablehnt, mit der sie de facto die Entmachtung der Versammlung beschlossen hätte, verlassen die kommunistischen Abgeordneten den Saal. Am folgenden Tag erklärt Lenin die Zusammenkunft, noch bevor sie erneut zusammentreten kann, per Dekret für aufgelöst.

Obwohl damit nun endgültig deutlich geworden ist, dass die Bolschewiki nicht bereit sind, sich demokratischen Prozessen und Institutionen zu unterwerfen, löst die Willkür tat nur geringe Proteste aus: Zu groß ist der Wunsch vieler Russen nach einem Ende des revolutionären Chaos – zu stark ist aber auch die Resignation der oppositionellen Politiker angesichts der brutalen Entschlossenheit der Bolschewiki.

12. 1. (25. 1.) Kiew. Das nach der Februarrevolution entstandene ukrainische Parlament verkündet die Unabhängigkeit der kurz zuvor ausgerufenen „Ukrainischen Volksrepublik“. Da die Bolschewiki versuchen, die Ukraine militärisch ihrer Kontrolle zu unterwerfen (im Widerspruch zu ihrer Zusage,

den nichtrussischen Völkern das Recht auf Selbstbestimmung zu gewähren), schließt das von nicht bolschewistischen Sozialisten dominierte Parlament am 27. Januar (9. 2.) einen Separatfrieden mit dem Deutschen Reich.

15. 1. Der Rat der Volkskommissare verkündet die Gründung einer „Roten Arbeiter- und Bauernarmee“, die an die Stelle der mittlerweile aufgelösten Streitkräfte der Zarenzeit treten soll. Die Truppe, für deren Aufbau Trotzki ab März als Volkskommissar für das Kriegswesen verantwortlich ist, wächst von knapp 200 000 Soldaten im April 1918 auf rund fünf Millionen Ende 1920 an.

24. 1. Petrograd. Lenins Regierung verordnet die Umstellung der Zeitrechnung vom julianischen auf den gregorianischen Kalender. Die Datierung in Russland liegt nun nicht mehr wie zuvor um 13 Tage gegenüber Westeuropa zurück. Stichtag ist der 1. Februar, der zum 14. Februar umdatiert wird.

28. 1. (10. 2.) Brest-Litowsk. Da er ein drücken des deutschen Ultimatum nicht annehmen will, verlässt Leo Trotzki die Friedensverhandlungen mit den Mittelmächten. Die deutsche Heeresleitung erklärt daraufhin den Waffenstillstand von Dezember 1917 für hinfällig und beginnt am 18. Februar eine Offensive, der die noch schwachen Truppen der Roten Armee nichts entgegensetzen können. Ohne auf nennenswerten

Widerstand zu stoßen, erobern die Deutschen große Teile Weißrusslands und der Ukraine.

25. 2. Nowotscherkassk. Die Rote Armee nimmt die südrussische Stadt ein, die sich in den Monaten zuvor zu einem Sammelpunkt der Opposition entwickelt hat. Den Sowjetsoldaten gelingt es aber nicht, den antibolschewistischen Truppenverband zu zerschlagen, der sich im November 1917 aus Resten des zaristischen Heeres, Kosaken sowie anderen Freiwilligen gebildet hat. Im Kubangebiet und im Nordkaukasus formieren sich diese bald als „Weiße“ bezeichneten Kräfte neu und wachsen schnell an. Unter dem General Anton Denikin werden sie in dem sich nun stetig verschärfenden Bürgerkrieg zu einem der gefährlichsten Gegner des Sowjetregimes. Das politische Spektrum der antibolschewistischen Kämpfer – die sich bald auch in anderen Regionen zusammenschließen – reicht von Monarchisten und extremen Rechten über die Kadetten bis zu Sozialrevolutionären.

3. 3. Brest-Litowsk. Angesichts der deutschen Offensive unterschreibt die russische Delegation einen Friedensvertrag mit Berlin. Lenin hat zuvor gegen den Widerstand vieler Parteigenossen die Annahme der harten deutschen Bedingungen für den Friedensschluss durchgesetzt, da er eine Atempause für das Sowjetregime braucht. Russ-

land verzichtet unter anderem auf die baltischen Provinzen und erkennt die Unabhängigkeit Finnlands und der Ukraine an. Es verliert ein Drittel seiner Bevölkerung und des fruchtbaren Ackerlands sowie fast 90 Prozent seiner Kohleminen. Aus Protest gegen das Abkommen verlassen die Linken Sozialrevolutionäre die Regierung.

9. 3. Murmansk. Britische Truppen besetzen den Eismeerhafen im Norden Russlands – unter anderem, um Vorstößen deutschenfreundlicher Finnen zuvorzukommen. Nach dem Separatfrieden der Mittelmächte mit den Bolschewiki unterstützen die Briten zunehmend die weißen Oppositionellen. In den folgenden Monaten leisten auch Frankreich, die USA und Japan den antibolschewistischen Kräften Beistand, vor allem mit Waffenlieferungen.

12. 3. Moskau. Wegen des deutschen Vormarsches zieht die bolschewistische Regierung in die Metropole an der Moskwa um und macht sie zur neuen Hauptstadt.

30. 4. Jekaterinburg. Nikolaus II., seine Frau und eine ihrer Töchter treffen in der im Ural gelegenen Stadt ein. Dort sollen sie unter der Aufsicht des lokalen Sowjets auf einen Schauprozess warten, in dem die Bolschewiki Nikolaus anklagen wollen. Am 23. Mai wird auch der Rest der Zarenfamilie nach Jekaterinburg gebracht.

14. 5. Tscheljabinsk. Nachdem Funktionäre der Bolschewiki in der Uralstadt Soldaten der Tschechoslowakischen Legion verhaftet haben, wendet sich die Legion gegen die Sowjetmacht und erringt binnen Wochen die Kontrolle über die Transsibirische Eisenbahn – von der Wolga bis zum Pazifik. Moskau verliert damit den Zugriff auf zwei Drittel des russischen Reiches. Die etwa 35 000 Kämpfer der Legion haben im Weltkrieg als unabhängiges Korps in der russischen Armee gekämpft. Mit ihnen erwächst den Bolschewiki neben den sich neu formierenden Kräften in Südrussland und den Alliierten ein weiterer mächtiger Gegner.

26. 5. Tiflis. Ein von bolschewistischen Politikern dominiertes Parlament erklärt die Unabhängigkeit der neu gegründeten „Demokratischen Republik Georgien“. Gleiches geschieht in Armenien und Aserbaidschan. Während in Georgien die Regierung zunächst eine stabile Herrschaft errichten kann, werden die Regimes in Armenien und Aserbaidschan sofort durch ethnische Konflikte geschwächt.

8. 6. Samara. Soldaten der Tschechoslowakischen Legion erobern die Wolgastadt und verjagen die dortigen Bolschewiki. Unter dem Schutz der Legionäre etablieren Politiker der Sozialrevolutionären Partei eine Gegenregierung für ganz Russ-

land, die beansprucht, im Namen der im Januar aufgelösten Verfassunggebenden Versammlung zu handeln. In den folgenden Monaten sammeln sich in Samara etwa 100 Deputierte des einstigen Parlaments.

6. 7. Moskau. Aus Protest gegen den Frieden von Brest-Litowsk ermordet ein Terrorkommando der Linken Sozialrevolutionäre den deutschen Botschafter Wilhelm Graf von Mirbach-Harff. Ein anschließender Aufstand gegen die Bolschewiki scheitert nach kurzer Zeit.

17. 7. Jekaterinburg. Wahrscheinlich auf Befehl Lenins erschießt ein Exekutionskommando die Zarenfamilie, deren Leibarzt sowie drei Bedienstete. Die Leichen werden teilweise verbrannt und in einem Wald verscharrt.

30. 8. Moskau. Die Sozialrevolutionärin Fanny Kaplan gibt drei Schüsse auf Lenin ab, der schwer verletzt überlebt. Das Attentat dient den Bolschewiki als Alibi für eine groß angelegte Verfolgung aller tatsächlichen oder vermeintlichen Gegner ihres Regimes. Zehntausende Menschen fallen in den folgenden Monaten dem Terror zum Opfer, werden exekutiert, gefoltert oder in Konzentrationslagern inhaftiert.

11. 11. Compiègne. Vertreter Deutschlands und Frankreichs unterzeichnen in der französischen Stadt ein Waffenstillstandsabkommen und beenden

damit den Ersten Weltkrieg. Eine Bestimmung des Dokuments erklärt den Friedensvertrag von Brest-Litowsk für ungültig. Das Deutsche Reich muss seine Truppen aus den okkupierten Gebieten im Osten abziehen. Um die entbrennen schon bald Kämpfe zwischen den Bolschewiki und verschiedenen Gegnern.

17. 11. Omsk. In der sibirischen Stadt verhaften weiße Militärs die sozialistischen Mitglieder einer weiteren Gegenregierung und bieten Admiral Alexander Koltschak an, als „Oberster Verweser des russischen Staates“ die Führung einer Militärdiktatur zu übernehmen.

Koltschak kann seine Truppenstärke in den folgenden Wochen auf etwa 130 000 Mann erhöhen. Da ihn Großbritannien, Frankreich und die USA durch Waffenlieferungen unterstützen, wird er nun zum gefährlichsten Gegner der Bolschewiki. Im Frühjahr 1919 kann seine Streitmacht fast bis zur Wolga vorrücken, während gleichzeitig von Süden die Truppen Denikins in Richtung Moskau vorankommen. Doch weil es den beiden weißen Generälen nicht gelingt, ihr Vorgehen zu koordinieren, kann die Rote Armee Koltschaks Truppen im Sommer und Herbst bis hinter den Ural zurückdrängen.

1919

2. 3. Moskau. Lenin eröffnet den Gründungskongress der Kommunistischen Internationale

(„Komintern“). 52 Delegierte vertreten meist kleine kommunistische Gruppierungen aus 30 Ländern.

März. Auf einem Parteitag beschließen die Bolschewiki ein neues Statut für ihre mittlerweile in Kommunistische Partei Russlands (Bolschewiki) umbenannte Gruppierung. Zudem beauftragen die Delegierten das Zentralkomitee der Partei, ein Organisationsbüro sowie ein für Personalfragen zuständiges Sekretariat und ein kleineres Führungsorgan, das Politbüro, einzurichten. Das hat anfangs fünf Vollmitglieder (darunter Lenin, Trotzki und Stalin) sowie drei Kandidaten. Im Politbüro fallen fortan alle wichtigen Entscheidungen zur Außen-, Innen- und Wirtschaftspolitik des Landes.

19. 4. Wilna. Polnische Truppen unter Józef Piłsudski nehmen die litauische Stadt ein. Die Eroberung ist Teil einer Offensive, durch die der erst im Vorjahr neu gegründete polnische Nationalstaat seine Ostgrenze möglichst weit in das Territorium des einstigen Zarenreiches hinein verschieben will. Nach anfänglichen Erfolgen stellt Piłsudski seinen Vormarsch jedoch zunächst ein, da er den Ausgang der Kämpfe im Russischen Bürgerkrieg abwarten will.

14. 10. Orjol. Weiße Truppen unter der Führung des Generals Denikin erobern die Stadt und stehen damit nur noch 400 Kilo-

meter vor Moskau. Doch nun kommt ihr Vormarsch ins Stocken, auch weil die 150 000 Soldaten entlang der 1500 Kilometer langen Frontlinie nicht ausreichend versorgt werden können. Durch eine Gegenoffensive vermag die Rote Armee Orjol und andere Städte zurückzuerobern und Denikin bis zur Jahreswende nach Südrussland zurückzutreiben. Nahezu zeitgleich gelingt es weiteren Verbänden der Roten Armee im Nordwesten, einen Angriff des weißen Generals Nikolaj Judenitsch auf Petrograd abzuwehren.

Damit haben die Bolschewiki die gefährlichste militärische Krise des Bürgerkriegs bewältigt.

14. 11. Omsk. Angesichts des Vormarschs der Roten Armee ziehen sich die Truppen von Admiral Koltschak aus der Stadt zurück. Koltschak begibt sich auf der Flucht nach Osten in die Hände der tschechoslowakischen Legionäre, die ihn allerdings verraten und an die Bolschewiki ausliefern. Wenige Tage später wird Koltschak von einem Exekutionskommando erschossen. Die schon seit Längerem kampfunwilligen Tschechoslowaken ziehen anschließend zur Pazifikküste und kehren bis September 1920 über Wladiwostok in ihre Heimat zurück.

Mit den Siegen über Denikin, Judenitsch und Koltschak haben die Bolschewiki den Bürgerkrieg de facto für sich entschieden, wenngleich es noch bis 1922 zu zahlreichen weiteren Kämpfen kommt.

In dem auf beiden Seiten mit Grausamkeit geführten Konflikt verlieren bis zu zehn Millionen Zivilisten ihr Leben.

1920

6. 4. Blagoweschtschensk. Um nach dem Sieg über Koltschak eine direkte Konfrontation mit japanischen Truppen zu vermeiden – die Teile der sibirischen Pazifikregion besetzt halten –, gründet das Moskauer Regime in der Region zwischen Baikalsee und Pazifik die „Fernöstliche Republik“, einen nominell unabhängigen Pufferstaat.

8. 5. Kiew. Polnische Soldaten, die von Marschall Piłsudski zwölf Tage zuvor erneut in den Krieg gegen die Bolschewiki geschickt worden sind, erobern die ukrainische Metropole, die viele Russen als Wiege ihrer Kultur betrachten. Nun wird Russland von einer patriotischen Welle erfasst, die es der Roten Armee ermöglicht, die Angreifer nach Polen zurückzutreiben. Doch bei Warschau erringen die Soldaten Piłsudskis am 25. August einen überraschenden Sieg und können nun ihrerseits den Gegner zurückdrängen. Erst im Oktober einigen sich die Kontrahenten auf einen Waffenstillstand.

August. Tambow. In einem Dorf nahe der Provinzhauptstadt widersetzen sich Bauern den Kadern einer staatlichen Beschaffungsbrigade, die von ihnen Getreide eintreiben wollen, und bewaffnen sich anschlie-

ßend in Erwartung einer bolschewistischen Vergeltungsaktion. Die Rebellion weitet sich binnen Kurzem auf angrenzende Gebiete aus, in denen die Bolschewiki ihre Autorität zeitweilig komplett verlieren. Erst im Frühjahr 1921 kann die Sowjetmacht die Erhebung durch Militäreinsatz und brutalen Terror niederschlagen.

Diese Rebellion ist einer der größten von mehreren Hundert Bauernaufständen, die Russland 1920/21 erschüttern. Die Landbewohner wehren sich vor allem gegen das System der gewaltsamen Getreiderequirierung, das die Bolschewiki mit Beginn des Bürgerkrieges eingeführt haben.

17. 11. Krim. Auf Schiffen einer alliierten Flotte verlassen die Reste der weißen Streitkräfte im Süden das Land in Richtung Konstantinopel.

1921

22. 2. Petrograd. Arbeiter wenden sich auf Versammlungen gegen die Bolschewiki. Die Wut der Protestierenden richtet sich gegen Privilegien für Parteimitglieder sowie Einschränkungen der Möglichkeit, sich auf dem Lande mit Lebensmitteln zu versorgen. Im Lauf der folgenden Tage, an denen mehr und mehr Arbeiter in den Ausstand treten, erheben die Streikenden auch politische Forderungen, etwa nach freien Neuwahlen der Sowjets.

25. 2. Tiflis. Die Rote Armee marschiert in die georgische Hauptstadt ein

und installiert ein bolschewistisches Regime. Schon im Vorjahr hat Moskau Armenien und Aserbaidschan auf ähnliche Weise unter seine Kontrolle gebracht. Im März 1922 werden die drei Staaten zur „Föderativen Union der Transkaukasischen Sozialistischen Sowjetrepubliken“ zwangsvereinigt.

1. 3. Kronstadt. In der Inselfestung bei Petrograd versammeln sich Tausende Matrosen des örtlichen Marinestützpunktes zu einer Kundgebung. Die Soldaten, die 1917 geholfen haben, die Bolschewiki an die Macht zu bringen, solidarisieren sich mit den streikenden Arbeitern in Petrograd und wenden sich gegen die Diktatur der Kommunisten. Als sich der Protest tags darauf zur offenen Meuterei auswächst, beschließt das Regime, die Festung stürmen zu lassen. Rotarmisten können den Widerstand der Rebellen bis zum 18. März brechen. Tausende Matrosen kommen bei den Kämpfen ums Leben oder werden von den Bolschewiki exekutiert.

Die Streiks der Arbeiter beendet die Parteiführung durch Verhaftungen, zeigt sich aber auch zu Zugeständnissen bereit.

8. 3. Moskau. Um auf die Bauernrevolten und Arbeiterstreiks der vergangenen Monate zu reagieren, setzt Lenin auf dem 10. Parteitag der Kommunistischen Partei gegen den linken Flügel einen veränderten wirtschaftlichen Kurs durch: die „Neue Ökonomische Politik“. Der Staat

stoppt die im Bürgerkrieg eingeführten Getreiderequirierungen und lockert die Kontrolle über den Handel. Bauern und Handwerker dürfen ihre Produkte nun wieder selbst verkaufen. Die Industrie bleibt jedoch in staatlicher Hand. In einem weiteren Beschluss sprechen die Deputierten ein „Fraktionsverbot“ aus: Fortan dürfen Parteimitglieder oppositionelle Ansichten nicht mehr in Gruppen diskutieren und vertreten. Jede Kritik an der Parteipolitik ist vielmehr direkt der KP-Führung schriftlich vorzulegen. Die Bolschewiki reagieren damit auf parteiinterne Gruppen wie die sogenannte Arbeiteropposition, die die Politik der Männer um Lenin scharf von links angegriffen hat.

Riga. Polen schließt mit Sowjetrußland und der 1919 gegründeten „Ukrainischen Sozialistischen Sowjetrepublik“ einen Friedensvertrag, der die Westgrenze des Sowjetreiches festlegt. Große Teile der Westukraine und Weißrusslands gehören nun zu Polen.

21. 7. Moskau. 73 Personen des öffentlichen Lebens gründen mit Erlaubnis Lenins das „Allrussische öffentliche Komitee zur Hilfe für die Hungernden“. Die Organisation soll im In- und Ausland Hilfe für die Opfer einer Hungersnot beschaffen, die aufgrund einer extremen Dürreperiode große Teile des Landes erfasst hat. Trotz der immensen Hilfsmittel, die das Komitee vor allem in den USA einreiben kann, sterben bis

Mitte 1922 mehrere Millionen Menschen.

1922

3. 4. Das Zentralkomitee bestellt Josef Stalin zu seinem Generalsekretär. Lenin hat den Georgier für das neu geschaffene Amt vorgeschlagen, da er ihn für einen fähigen Organisator hält. Stalin ist für den Aufbau, die Koordination und die personelle Besetzung der Parteiorganisationen verantwortlich. Die Zahl der Mitglieder ist inzwischen auf mehr als 700 000 angestiegen. Stalin baut im neuen Amt seine Macht aus, indem er die regionalen Führungsposten mit ihm loyal gesinnten Personen besetzt und sich für deren Interessen einsetzt.

16. 4. Rapallo. In der italienischen Stadt vereinbaren die Außenminister Sowjetrußlands und des Deutschen Reiches die Wiederaufnahme der 1918 abgebrochenen diplomatischen Beziehungen und den Verzicht auf Kriegsentschädigungen. Die Bolschewiki erhoffen sich von diesem ersten grundlegenden Vertrag mit einer kapitalistischen Macht außenpolitische Aufwertung und Schwächung antisowjetischer Pläne der Westmächte.

26. 5. Gorki. Lenin erleidet in seinem Landhaus bei Moskau einen schweren Schlaganfall und muss sich weitgehend aus dem politischen Geschäft zurückziehen. Erst im Oktober kann er nach Moskau zurückkehren und seine Tätigkeit wieder aufnehmen.

In der Zwischenzeit arbeitet Stalin daran, seine Machtstellung in der Partei auszubauen.

7. 8. Moskau. Mit elf Todesurteilen endet ein Schauprozess gegen 34 zumeist führende Sozialrevolutionäre. Auf internationalen Druck wird die Strafe in Lagerhaft umgewandelt. Durch die Abrechnung mit den einstigen Mitkämpfern zeigen die Bolschewiki, dass es zu ihrer Herrschaft keine Alternative mehr gibt.

25. 10. Wladiwostok. Rotarmisten ziehen in die Pazifikstadt ein, welche die noch verbliebenen japanischen Besatzungstruppen in den Wochen zuvor geräumt haben. Die Fernöstliche Republik geht am 15. November 1922 in der „Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik“ auf.

16. 12. Moskau. Zweiter Schlaganfall Lenins. Stalin wird vom Zentralkomitee mit der Überwachung von Lenins Genesungsprozess beauftragt und kann nun den Zugang zu dem schwerkranken Parteiführer kontrollieren.

23. 12. Lenin beginnt ein Schreiben zu formulieren, das er beim bevorstehenden Parteitag der Bolschewiki im April 1923 vortragen will. Darin beschäftigt sich der Parteiführer auch mit der Frage, wer sein Nachfolger werden könnte. In einer Ergänzung fügt er die Empfehlung hinzu, Stalin von dessen Posten als Generalsekretär abzulösen, da er zu grob, into-

lerant und launisch sei. Spitzel informieren Stalin von Lenins Schreiben.

30. 12. Sowjetrussland vereinigt sich mit den Sowjetrepubliken Weißrusslands, der Ukraine und Transkaukasiens zur „Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken“. In der neuen Föderation mit rund 140 Millionen Einwohnern dominiert Moskau, obwohl die Unionsrepubliken formal gleichberechtigt sind.

1923

9. 3. Durch einen dritten Schlaganfall verliert Lenin die Fähigkeit zu sprechen. Er kann auf dem Parteitag nicht auftreten und ist fortan nahezu komplett vom politischen Geschehen ausgeschlossen.

8. 10. In einem offenen Brief an das Zentralkomitee wirft Trotzki der Parteiführung vor, die innerparteiliche Demokratie zu unterdrücken. Eine von Gefolgsleuten Stalins dominierte außerordentliche Parteiversammlung erteilt Trotzki und 46 Bolschewiki, die sich seiner Initiative angeschlossen haben, einen Verweis wegen „Fraktionsbildung“. Die Rüge des höchsten Parteiorgans bedeutet Troztkis erste schwere Niederlage im Machtkampf mit Stalin.

1924

21. 1. Gorki. Wladimir Iljitsch Lenin stirbt im Alter von 53 Jahren. Das Begräbnis des Parteiführers wird zum Auftakt eines von Stalin inszenierten Lenin-Kultes, der unter anderem zur Umbenennung Petrograds in Lenin-

grad und der Zurschaustellung von Lenins einbalsamiertem Leichnam in einem Mausoleum führt. Die Bolschewiki wollen durch die allgegenwärtige Verehrung Lenins einer eventuellen Legitimitätskrise ihrer Herrschaft vorbeugen.

21. 5. Moskau. Am Vorabend des 13. Parteitags der KP wird den 57 Mitgliedern und Kandidaten des Zentralkomitees der Brief verlesen, den Lenin eigentlich auf dem Parteitag vom April 1923 vortragen wollte und in dem er Stalin scharf kritisierte. Der Generalsekretär bietet dem ZK daraufhin seinen Rücktritt an, doch die Offerte wird einmütig abgelehnt, auch Trotzki erhebt keinen Widerspruch. Kein Genosse will so kurz nach dem Tod Lenins Zerwürfnisse in der Parteiführung riskieren.

In den folgenden Jahren kann sich Stalin dank wechselnder Bündnisse mit anderen Spitzenfunktionären endgültig gegen Trotzki durchsetzen. Der wird 1927 aus der Partei ausgeschlossen, muss 1928 in die Verbannung gehen und schließlich 1929 die Sowjetunion verlassen.

Damit hat Stalin seine Alleinherrschaft etabliert, die er bis zu seinem Tod 1953 zu einem Terrorregime ausbaut, dem insgesamt wohl mindestens zwölf Millionen Menschen zum Opfer fallen. ■

Andreas Sedlmair ist Textredakteur im Team von GEOEPOCHE, Christian Kuhlmann Kartograph in Hamburg.

Gruner + Jahr GmbH & Co KG,
Sitz von Verlag und Redaktion: Am Baumwall 11,
20459 Hamburg, Postanschrift der Redaktion:
Brieffach 24, 20444 Hamburg.
Telefon: 040 / 37 03-0, Telefax: 040 / 37 03 56 48,
Internet: www.geo-epoche.de

CHEFREDAKTEUR: Michael Schaper
STELLVERTRETENDER CHEFREDAKTEUR: Dr. Frank Otto
ART DIRECTION: Tatjana Lorenz
TEXTREDAKTION: Andreas Sedlmair (Konzept dieser Ausgabe), Jens-Rainer Berg, Insa Bethke, Dr. Anja Fries, Samuel Rieth, Johannes Schneider, Joachim Telgenbüscher
AUTOREN: Jörg-Uwe Albig, Dr. Ralf Berhorst, Dr. Mathias Mesenhöller, Cay Rademacher
BILDREDAKTION: Christian Gargerle (Leitung), Dorit Eichmann, Roman Rahmacker, Edith Wagner
VERIFIKATION: Lenka Brandt, Fabian Klabunde, Olaf Mischer, Svenja Muche, Alice Passfeld
LAYOUT: Jutta Janßen, Eva Mitschke
WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG: Anastasia Mattern
KARTOGRAPHIE: Stefanie Peters
SCHLUSSREDAKTION: Dirk Krömer, Olaf Stefanus
CHEF VOM DIENST TECHNIK: Rainer Droste
REDAKTIONSASSISTENZ: Ümmük Arslan, Angelika Fuchs, Helen Oqueka, Thomas Rost (Buchrecherche)
HONORARE: Petra Schmidt
VERANTWORTLICH FÜR DEN REDAKTIONELLEN INHALT: Michael Schaper

GEO-LESERSERVICE

Fragen an die Redaktion
Telefon: 01805 / 37 03 20 98, Telefax: 040 / 37 03 56 48
E-Mail: briefe@geo-epoche.de
Die Redaktion behält sich die Kürzung und Veröffentlichung von Leserbriefen auf www.geo-epoche.de vor.

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG
Kundenservice und Bestellungen
Anschrift: GEO Kundenservice, 20080 Hamburg
persönlich erreichbar: Mo–Fr 7.30 bis 20.00 Uhr,
Sa 9.00 bis 14.00 Uhr
E-Mail: geoepoche-service@guj.de
Telefon innerhalb Deutschlands: 040 / 55 55 89 90
Telefon außerhalb Deutschlands: +49 / 40 / 55 55 89 90
Telefax: +49 / 1805 / 861 80 02*

FOTOVERMERK NACH SEITEN

Anordnung im Layout: l.= links, r.= rechts, o.= oben, m.= Mitte, u.= unten

TITEL: Viktor Ivanov/Granger Coll./Interfoto
EDI: Lukas Wahl für GEOEPOCHE: 3 u.
INHALT: Russian State Film and Photo Documents Krasnogorsk/Russian Archives: 4 l. o.; Sergei Michailowitsch Prokudin-Gorski/Library of Congress: 4 l. m.; Calmann & King Ltd/Bridgeman Images: 4 l. u.; Staatliches Historisches Museum, Moskau/Archive Photos: 4 r. o.; Bridgeman Images: 4 r. u.; Multimedia Art Museum, Moscow: 4/5 o.; Fedor Pavlovic Resetnikov/Bridgeman Images: 4/5 u.
GÖTTERDÄMMERUNG: Russian State Film and Photo Documents Krasnogorsk/Russian Archives: 6/7; Maksim Dmitriev/FotoSoyuz/Getty Images: 8/9; Karl Bulla/PastVu: 10/11; Central State Archive of Cinema and Photo Documents, St. Petersburg: 12/13, 16/17, 20/21; State Museum of the History of St. Petersburg/Russian Archives: 14/15; Imagno/akg-images: 18/19; K von Hahn/Heritage Image/Alamy: 22; Innokenti Ignatjewitsch Pawlowski/akg-images: 23; ullstein bild: 24, 25; bpk-images: 26; SZ-Photo: 27
DER EINSAME REFORMER: Sergei Michailowitsch Prokudin-Gorski/Library of Congress: 28/29, 31 (3), 34 (3); Sputnik/akg-images: 29; Central State Archive of Cinema and Photo Documents, St. Petersburg: 36; Wikimedia: 37
DAS ENDE DER ILLUSIONEN: Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 39
ANGRIFF AUF PETROGRAD: Calmann & King Ltd/Bridgeman Images: 40/41, 46 (2); Hulton Archive/Getty Images: 42; Universal History Archive/AGE/Flonline: 43 o.; Aleksei Alekseevitch Broussilov/RMN/bpk-images: 43 l. u.; Science Photo Library: 43 r. u.; Sputnik/akg-images: 44, 52 o.; World History Archive/agefotostock/Avenue Images/Fotofinder: 45 l.; Svetmuseum, Moskau: 45 r.; State Museum of Political History of Russia, St. Petersburg/akg-images: 47 o.; Alexander Meledin/Mary Evans/Interfoto: 47 u.; Bayerische Staatsbibliothek/bpk-images: 48; Austrian Archives/Imagno/Interfoto: 49 o.; Tobie Mathew Coll./Bridgeman Images: 49 u.; Roger-Viollet/Jullstein Bild: 50; SZ Photo/Bridgeman Images: 51; HumusLivejournal: 52 u.; Pictorial Press Ltd/Alamy: 54/55
FREIHEIT, HOFFNUNG, CHAOS, TOD: Tobie Mathew Coll./Bridgeman Images: 57–62; Private Sammlung: 63
DER RADIKALSTE DER RADIKALEN: Staatliches Historisches Museum, Moskau/Archive Photos: 65; Scherl/SZ Photo: 66; Russisches Staatliches Archiv für Film- und Fotodokumente, Krasnogorsk/akg-images: 69; Austrian Archives/Imagno: 70; RIA Nowosti/akg-images: 73; ITAR TASS/100 pro image life: 74; General Photographic Agency/Getty Images: 77
DER ROTE PUTSCH: Grigori Petrowitsch Goldstein/Wikimedia: 80/81; Privatsammlung: 82 o.; akg-images: 82 u.; The State Hermitage Museum, St. Petersburg: 83, 84/85; Photoaisa/Interfoto: 86/87; Archiv Gersten-

PUBLISHER: Dr. Gerd Brüne
PUBLISHING MANAGER: Toni Willkommen
DIRECTOR DISTRIBUTION & SALES:
Torsten Koopmann / DPV Deutscher Pressevertrieb
EXECUTIVE DIRECTOR DIRECT SALES:
Heiko Hager, G + J Media Sales
VERANTWORTLICH FÜR DEN INHALT DER BEILAGEN: Daniela Krebs – Director Brand Solutions
G + J eIMS, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg
Es gilt die jeweils gültige Anzeigen-Preisliste unter www.gujmedia.de
MARKETING: Anja Wittfoth
HERSTELLUNG: G + J Herstellung, Heiko Belitz (Ltg.), Oliver Fehling
Heftpreis: 10,00 Euro (mit DVD: 17,50 Euro)
ISBN: 978-3-652-00642-2;
978-3-652-00636-1 (Heft mit DVD)
ISSN-Nr. 1861-6097
© 2017 Gruner + Jahr, Hamburg
Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,
IBAN: DE 30 2007 0000 0032 2800 00,
BIC: DEUTDEHH
Litho: 4mat Media, Hamburg
Druck: appl druck GmbH,
Senefelderstraße 3–11, 86650 Wemding
Printed in Germany

GEO-KUNDENSERVICE: www.GEO.de/Kundenservice

Preis Jahresabo: 60,00 € (D), 68,00 € (A), 99,00 sfr (CH)
Abo mit DVD: 99,00 € (D), 111,00 € (A), 174,60 sfr (CH)
Studentenabo: 36,00 € (D), 41,04 € (A), 59,40 sfr (CH)
mit DVD: 59,40 € (D), 66,60 € (A), 104,76 sfr (CH)
Preise für weitere Länder auf Anfrage erhältlich. Preise für GEOEPOCHE Digital unter www.geo-epoche.de/digital

BESTELLADRESSE FÜR

GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.
Kundenservice und Bestellungen
Anschrift: GEO-Versand-Service, 74569 Blaufelden
Telefon: +49 / 40 / 42 23 64 27 Telefax: +49 / 40 / 42 23 64 27
E-Mail: guj@sigloch.de

*14 Cent/Minute aus dem deutschen Festnetz; Mobilfunkpreis maximal 42 Cent/Minute

berg/Jullstein bild: 88/89; SZ Photo/Bridgeman Images: 89 u.; Popperfoto/Getty Images: 90; Multimedia Art Museum, Moscow: 91 o., 102; Staatliches Historisches Museum, Moskau/Archive Photos/akg-images: 91 u.; Narod: 92 o.; Sputnik/akg-images: 92 u., 93; Statearchive Moscow: 94; Hulton Archive/Getty Images: 95; Photo12/ULG/Getty Images: 96; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 97; Laski Collection/Getty Images: 100; Bettman Archive/Getty Images: 101
DER HOHE PREIS DES FRIEDENS: Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 105
HUNGER, HASS, VERZWEIFLUNG: Central State Archive of Cinema and Photo Documents, St. Petersburg: 107; Calmann & King Ltd/Bridgeman Images: 108, 112; Private Sammlung: 111
ROT GEGEN WEISS: Multimedia Art Museum, Moscow: 114/115; Statearchive, Moscow: 117 o.; Antoine Mangin/ECPAD: 117 u.; Library of Congress: 118 l.; Tallander/Bridgeman Images: 118 m.; akg-images: 118 r., 125 u.; Staatliches Museum der politischen Geschichte Russlands, St. Petersburg: 120; Richard Ash/Imperial War Museums: 121; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 122/123; General Photographic Agency/Getty Images: 124; Boissonnas & Eggler/Jullstein bild: 125 o.; Bridgeman Images: 126
EIN NEUER GEGNER IM WESTEN: Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 129
DIE REVOLUTION FRISST IHRE KINDER: Bridgeman Images: 130/131; Topical Press Agency/Getty Images: 133 o., 133 r. u.; IAM/akg-images: 133 l. u.; Lumiere Gallery, Atlanta: 135; Sputnik/Alamy: 136, 137; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 139
ERZWUNGENE VEREINIGUNG: Christian Kuhlmann für GEOEPOCHE: 140/141
DAS ENDE DES DIKTATORS: Vladimir Alexandrovich Serov/SuperStock/Fine Art Images/Interfoto: 143; Isaac Izraeliev Brodskij/SuperStock/Fine Art Images/mauritus images: 145; Isaac Izraeliev Brodskij/bpk-images: 146/147; Boris Vladimirovich Ioganson/SuperStock/Fine Art Images/Interfoto: 149; Slava Katamidze Collection/Getty Images: 150; Fedor Pavlovic Resetnikov/Bridgeman Images: 151; Yaroslav Sergeyevich Nikolayev/SuperStock/Fine Art Images/mauritus images: 152; Konstantin Fyodorovich Yuen/SuperStock/Fine Art Images/Interfoto: 153
DER WEG IN DIE DIKTATUR: Christian Kuhlmann für GEOEPOCHE: 156/157
VORSCHAU: JTB Photo/Loop Images/Interfoto: 162/163

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung.
© GEO 2017 Verlag Gruner + Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge

SCHOTTLAND

Um das Jahr 900 entsteht in Nordbritannien ein neues Königreich – die Heimat kriegerischer Clans, legendärer Freiheitskämpfer und kühner Denker



Der äußerste Norden Großbritanniens ist ein wilder Landstrich. Eine Region baumloser Berge, karger Äcker und tief eingeschnittener Täler. Kein Wunder, dass jene Menschen, die in dieser Gegend siedeln, seit jeher als besonders widerpenstig gelten.

Bereits im 1. Jahrhundert n. Chr. versuchen die Römer, die Region zu unterwerfen. Sie scheitern. Während sie das heutige England zivilisieren, Städte, Straßen und Theater bauen, bleibt der Norden weitgehend unberührt.

Nachdem im 9. Jahrhundert ein legendärer König begonnen hat, die kriegerischen Stämme Schottlands zu einen, blüht die Region im Mit-

telalter auf – und weckt so die Begehrlichkeiten seines mächtigen Nachbarn.

Nun wollen die Engländer Schottland erobern. Doch auch ihnen gelingt dies langfristig nicht: Entschlossene Krieger wie William Wallace stellen sich ihnen entgegen; und obwohl der berühmte Freiheitskämpfer hingerichtet wird, erstreiten seine Landsleute 1328 eine Jahrhunderte währende Unabhängigkeit.

Mehr noch: Als die englische Königin Elisabeth I. im Jahr 1603 kinderlos stirbt, folgt ihr ein Schotte auf den britischen Thron.

Fortan sind die Geschicke der beiden Nationen eng verbunden, ab 1707 bilden sie sogar einen gemeinsamen Staat: Großbritannien.

Auf einer Halbinsel inmitten der dramatischen Szenerie der Highlands erhebt sich Eilean Donan Castle – die Stammburg des Clans Macrae. Kriegerische Großfamilien wie die der Macraes sind jahrhundertlang die eigentlichen Herrscher über das schottische Hochland



Aber vor allem in den Highlands, der rauen Heimat der Clans, halten sich alte Traditionen und schottischer Eigensinn. Hier gilt noch lange das Gesetz der Blutrache, finden immer wieder Rebellen gegen London Unterstützung.

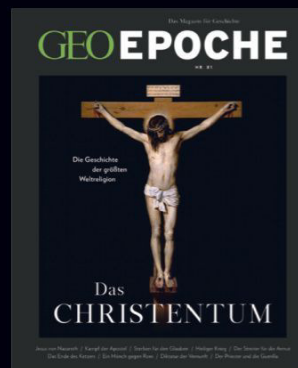
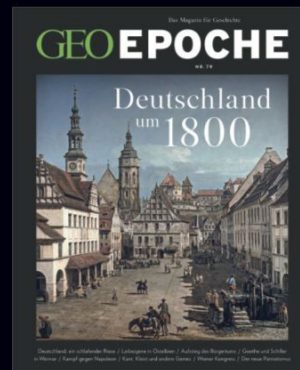
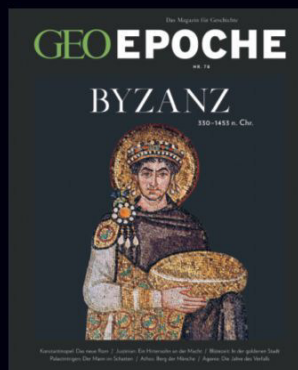
Im Lauf des 18. Jahrhunderts wandeln sich indessen auch dort die Zeiten. Denn ausgerechnet kühne Philosophen aus dem rückständigen Schottland legen die Grundlagen für die Moderne; Adam Smith wird zum Vordenker des Kapitalismus, und James Watt konstruiert seine revolutionäre Dampfmaschine.

So entwickelt sich Schottland zu einem Zentrum der Industriellen Revolution. Fabriken, Werften und wuchernde Städte verändern das

Land. Zugleich wächst bei den Briten die Begeisterung für alles Schottische, für Whisky, Kilt und Dudelsack. Königin Viktoria und ihr Prinzgemahl Albert lassen in den Highlands sogar ihre Sommerresidenz Balmoral errichten.

GEOEPOCHE erzählt in seiner nächsten Ausgabe die Geschichte eines kleinen Landes – und der gewaltigen Mythen, die es umgeben. Erzählt von der Monarchin Maria Stuart, die, eingesponnen in ein Netz von Intrigen, erst ihre Krone und dann ihr Leben verliert. Ergründet die historische Wahrheit über Helden wie Rob Roy, den Robin Hood der Highlands, und vermeintliche Schurken wie König Macbeth. 1000 Jahre schottische Geschichte – in *GEOEPOCHE*.

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE



Zu bestellen im GEO-Shop: telefonisch unter 040 / 55 55 89 90
oder auf www.geoshop.de. Nur solange der Vorrat reicht.

GEOEPOCHE